
Wolfgang Schluchter / Andrea Tönjes / Stephan Elkins (Hrsg.)

Menschenkinder!

Zur Lage von Kindern in unserer Gesellschaft.

Band zur Vortragsreihe

des Humanökologischen Zentrums der BTU Cottbus, 2004

Zitiervorschlag:

Schluchter, W. / Tönjes, A. / Elkins, S. (Hrsg.), 2004, Menschenskinder! Zur Lage von Kindern in unserer Gesellschaft. Band zur Vortragsreihe des Humanökologischen Zentrums der BTU Cottbus, BTUC-AR 2/2004, ISSN 1615-7818.

Herausgeber:

Prof. Dr. Wolfgang Schluchter
Wissenschaftlicher Direktor des Humanökologischen Zentrums
Dipl.-Päd. Andrea Tönjes
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Umweltfragen
Dipl.-Pol. Stephan Elkins
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Umweltfragen
Anschrift:
Humanökologisches Zentrum Brandenburgische Technische Universität Cottbus Postfach 10 13 44 03013 Cottbus Tel.: +049(0355)69-3036 Fax: +049(0355)69-3037 e-mail: wolf.schluchter@tu-cottbus.de

Die Aktuelle Reihe wird von der Fakultät Umweltwissenschaften und Verfahrenstechnik der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus im Eigenverlag herausgegeben.

ISSN 1615-7818

Geschäftsführender Herausgeber:

Prof. Dr. Lothar Knopp / Lehrstuhl für Staatsrecht, Verwaltungsrecht und Umweltrecht

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
<i>Wolfgang Schluchter</i>	
Einleitung	7
<i>Stephan Elkins & Andrea Tönjes</i>	
Sind wir eine "elternschaftsfeindliche" Gesellschaft?	13
<i>Andrea Tönjes</i>	
Kinder zwischen Schutzbedürftigkeit und Selbständigkeitsanspruch	39
<i>Peter Büchner</i>	
Kinderrechte – Kinderpolitik für die Zukunft	51
<i>Heinz Sünker</i>	
Ich will doch nur dein Bestes – oder wie man Kinder richtig erzieht	65
<i>Dieter H. Sikorski</i>	
Auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Gesellschaft.	71
Kinder fördern durch Elternkompetenz	
<i>Reinhart Wolff</i>	
Stress und Stressverarbeitung bei Kindern und Jugendlichen	83
<i>Gitta Hebold</i>	
Essstörungen im Kindes- und Jugendalter	89
<i>Petra Töpfer</i>	
Das Auto ist des Deutschen liebstes Kind ... und was ist mit den Kindern?	97
<i>Stephan Elkins</i>	
Wie geht's Euch? Kinder erzählen.	119
<i>Andrea Tönjes & Stephan Elkins</i>	
Programm der Vorlesungsreihe "Menschenskinder!"	127
Vorlesungsreihen des Humanökologischen Zentrums	128
Autorenverzeichnis	129
CD im hinteren Einband	

Vorwort

Das Humanökologische Zentrum der BTU Cottbus beschäftigt sich mit den Wechselwirkungen zwischen Mensch, Natur und Umwelt. Dabei wird "Umwelt" als das Ergebnis der Formung der Natur durch menschliche Eingriffe und Nutzungen verstanden, die wiederum zurückwirkt auf die "Inwelt" der Menschen. Das HÖZ veranstaltet jedes Semester eine Vorlesungsreihe zu einem bestimmten Thema, das dann aus unterschiedlicher Sicht verschiedener Disziplinen und Ansätze beleuchtet wird.

Wir haben im Sommersemester 2003 das Thema "Menschskinder!" gewählt, motiviert durch die breit gewordene öffentliche Diskussion über den Zustand einer Gesellschaft, in der der Nachwuchs nicht mehr in dem als selbstverständlich vorausgesetzten Umfang "nachzuwachsen" scheint. Neugierig waren wir darauf, was eine Diskussion zu Tage fördert, die der humanökologischen Einstellung folgend die Thematik aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungshorizonte beleuchtet.

Wir finden, dass eine Vorlesungsreihe, die sich nicht nur an Universitätsangehörige wendet, sondern in erheblichem Maße auch von "NormalbürgerInnen" besucht wird, nicht einen rein akademischen Charakter reproduzieren soll. Nach Möglichkeit werden deshalb diejenigen integriert und können zu Wort kommen, um die es jeweils geht. Wir sprechen nicht nur übereinander, sondern auch miteinander. In diesem Sinne haben wir auch Kinder unterschiedlichen Alters eingeladen, den Erwachsenen einmal außerhalb der dafür üblicherweise verfügbaren institutionellen Beziehungen wie Familie und Schule mitzuteilen, wie in ihren Augen die Welt aussieht und was anders sein sollte.

Im Schwäbischen stellt man den Ausdruck "Menschskind" als Lob an die Seite einer Aussage über eine Person oder einen Sachverhalt. Man will damit etwas Besonderes hervorheben. Wir wollten dies in der Beschäftigung mit Kindern in der Vorlesungsreihe ebenfalls tun, weshalb wir als Synonym "Menschskinder" gewählt haben. Damit wollten wir andeuten, dass wir aus humanökologischer Sicht Kinder als etwas Besonderes zu behandeln beabsichtigten. In der Nachschau zur Vorlesungsreihe kann man sagen, dass dies wohl auch in den Augen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, vor allem auch der beteiligten Kinder gut gelungen ist.

Abschließend möchte ich im Namen der Herausgeber allen Beteiligten danken, die zum Gelingen der Vorlesungsreihe und des vorliegenden Bandes beigetragen haben. Dieser Dank gilt den Referentinnen und Referenten, den vielen beteiligten Schülerinnen und Schülern sowie den Lehrerinnen Astrid André und Martina Theunert für ihre Bereitschaft, an die BTU zu kommen, mit uns zu diskutieren und zu diesem Band beizutragen. Für ihr Engagement und ihre Unterstützung möchten wir weiterhin danken: Jörg Becker, Vera Glossmann, Kathrin Mende, Michael Pilarczyk, Stefan Rother, Helga Scharkoff, Wolfgang Serbser, Hande Songür, Marta Unger und Mandy Wolff. Dank auch an die UNICEF und das Deutsche Kinderhilfswerk für ihre Unterstützung der Vorlesungsreihe. Abschließend noch ein besonderer Dank an Ralf Schuster vom Multimedia-Zentrum der BTU, ohne seine geduldige Hilfe wäre die mediale Vorbereitung und Aufbereitung der Veranstaltung mit den Kindern nicht möglich gewesen.

Prof. Dr. Wolfgang Schluchter

Einleitung

Stephan Elkins und Andrea Tönjes

Mit dem nunmehr dritten Band zu den vom Humanökologischen Zentrum regelmäßig an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus durchgeführten Vorlesungsreihen wird die Veranstaltung vom Sommersemester 2003 dokumentiert.¹ Mit der Thematik "Die Lage von Kindern in unserer Gesellschaft" haben wir einen Fokus gewählt, der im Allgemeinen vermutlich nicht unmittelbar mit dem Kernbestand der Gegenstandsbereiche assoziiert werden wird, mit denen man sich aus einer humanökologischen Perspektive gemeinhin beschäftigt. Wir sind mit der Überzeugung an die Thematik herangegangen, dass Felder, die Fragen von weitreichender gesellschaftlichen Relevanz aufwerfen, grundsätzlich von der Diskussion in der Einstellung einer humanökologischen Perspektive profitieren können, so auch in diesem Fall.

Die Grundrisse einer humanökologischen Perspektive, wie sie den Aktivitäten des Humanökologischen Zentrums zugrunde liegt, wurden in den vorangegangenen Bänden bereits skizziert (vgl. Elkins 2001 und 2003, Schluchter 2001). Im Zentrum einer solchen Einstellung steht dabei ein problembezogenes Herangehen, das gegenüber Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen ebenso offen ist wie gegenüber dem Erfahrungswissen von Akteuren, die aus ihrer Praxis mit den fraglichen Zusammenhängen vertraut sind. Das hier zu bearbeitende Problem ist aus unserer Sicht die Entwicklung von Formen der Verständigung und Kooperation, die über institutionalisierte Grenzen in konstruktiver Weise hinausreichen – letztlich mit dem Ziel, zu praktischen Problemlösungen beizutragen. In diesem Zusammenhang sind die regelmäßig stattfindenden Vorlesungsreihen des Humanökologischen Zentrums zu sehen; sie sind ein Baustein im Bemühen, problembezogene Diskurse zu fördern, die institutionalisierte Grenzen überschreiten und Perspektiven konstruktiver Kooperation eröffnen können.

Ausgangspunkt für die Wahl der vorliegenden Thematik war der gegenwärtige gesellschaftliche Diskurs zur demografischen Entwicklung und die damit aufgeworfenen Fragen im Hinblick auf Entwicklungsperspektiven der Gesellschaft. Dieser Diskurs zielt im Wesentlichen auf "Systemprobleme". Wir haben uns demgegenüber die Frage gestellt: Wie stellt sich die Lage der handelnden Akteure dar, insbesondere der Kinder? Und was folgt aus der Lage dieser Akteure für die Gesellschaft? Die in diesem Band versammelten Beiträge behandeln vor unterschiedlichen disziplinären Hintergründen und aus unterschiedlichen thematischen Blickwinkeln auf je eigene Weise Fragen, die dieser Leitperspektive folgen.

Übersicht der Beiträge

Bevor in den dann folgenden Beiträgen Fragen der Stellung von Kindern in der Gesellschaft und die Konsequenzen dieser Stellung sowohl für Kinder als auch für die Gesellschaft adressiert werden, setzt **Andrea Tönjes** ihre Überlegungen zunächst an der Perspektive von Erwachsenen als potentiellen Eltern an. Bevor wir es überhaupt mit Kindern zu tun haben, fallen – jedenfalls unter Bedingungen moderner Gesellschaften – Entscheidungen für oder wider

¹ Die vorangegangenen Bände sind: Schluchter/ Elkins 2001 und 2003.

eine Lebenspraxis mit Kindern. In ihrem Beitrag *"Sind wir eine elternschaftsfeindliche Gesellschaft"* nimmt die Autorin die vielfach beklagte demografische Entwicklung zum Anlass, die gängige Hypothese zu hinterfragen, dass die mutmaßliche "Kinderfeindlichkeit" der deutschen Gesellschaft zur Erklärung des Phänomens niedriger Geburtenraten taugt. Mit der Einführung des Begriffs "Elternschaftsfeindlichkeit" lenkt sie den Blick auf die unter Erklärungsgesichtspunkten viel aussichtsreichere Perspektive, die Lage eben jener Akteure ins Zentrum der Betrachtung zu rücken, die letztlich die Entscheidung über das "In-die-Welt-setzen" von Kindern zu treffen haben. Mit der Analyse von mehreren, für diese Entscheidung zentralen Bereichen – wie z.B. den Chancen zur simultanen Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit sowie der vorherrschend gelebten innerfamiliären Rollen- und Aufgabenverteilung – zeigt sie, in welchem hohem Maße sich potentielle Eltern und hier vor allem potentielle Mütter durch institutionelle, politische und kulturelle Restriktionen vor das Problem gestellt sehen, wie sie durchaus bestehende Kinderwünsche mit ihrem übrigen Lebensentwurf in Einklang bringen können. Die in dieser Konstellation induzierte Entscheidungssituation eines "Entweder–Oder" zwischen Kindern und der Realisierung anderer zentraler Komponenten des Lebensentwurfs geht dann häufig zu Lasten des potentiellen Nachwuchses aus.

Mit *"Kinder zwischen Schutzbedürftigkeit und Selbständigkeitsanspruch"* von **Peter Büchner** wendet sich der Band der Stellung von Kindern in der Gesellschaft zu. Mit einem Rückblick in die Geschichte der Kindheit führt uns der Autor zunächst die Variabilität unserer Vorstellungen von Kindheit sowie die daraus resultierenden Unterschiede im Umgang mit Kindern zu unterschiedlichen historischen Zeiten vor Augen und zeigt, wie beides mit der Sozialgeschichte der Familie verwoben ist. Die uns selbstverständliche Vorstellung von Kindheit als "pädagogischem Schonraum" wird dabei als eine historisch spezifische deutlich, die auf ebenso spezifischen Realisierungsbedingungen beruht. Die Vorstellung von Kindheit als Schonraum geht heute zusehends einher mit der Geltung einer anderen Leitnorm, nämlich der von kindlicher Selbstständigkeit als Ideal gelungener Erziehung. Im Zentrum des Beitrags steht die Ambivalenz, die dieser Vorstellung von Schutzbedürftigkeit einerseits und Selbständigkeitsanspruch andererseits inhärent ist: Die kindliche Selbstständigkeit soll gefördert werden, indem nicht zuletzt im Interesse von Erwachsenen "selbständige, d.h. von Erwachsenen unkontrollierte Lebenserfahrungen für Kinder (verhindert werden – SE)." In diesem Arrangement ist ein offensichtliches Spannungsverhältnis zwischen Kindeswohl und Erwachseneninteressen angelegt. Hier erfordert eine Antwort auf die Frage, was "kindgerecht" ist, eine Klärung der jeweils spezifischen sozio-kulturellen Voraussetzungen der Möglichkeiten zur Entwicklung von "Selbstständigkeit". Der Maßstab, an dem sich das pädagogische Handeln nach Auffassung des Autors orientieren sollte, ist die "Notwendigkeit der Herstellung und Sicherung der kulturellen Teilhabe und sozialen Anschlussfähigkeit von Kindern". Das erfordert auf Seiten der Erwachsenen die Bereitstellung von Unterstützungsleistungen, die jedem Kind die Entwicklung von Fähigkeiten und den Zugriff auf Ressourcen erlauben, mit den gesellschaftlichen Anforderungen im Sinne dieser Zielstellung umzugehen.

Heinz Sünker greift in *"Kinderrechte – Kinderpolitik für die Zukunft"* das von Büchner thematisierte Problem des latenten Herrschaftspotentials, welches im Paternalismus des Konzepts von "Kindheit als Schonraum" angelegt ist, kritisch auf. Problematisch daran erscheint ihm die Möglichkeit einer gesellschaftlichen Praxis, Kinder in hierarchisch-autoritären Generationenbeziehungen Rechte mit Verweis auf kindliche Unzulänglichkeiten – gemessen am Ideal eines kompetenten Erwachsenen – zu verweigern. Ausgehend von der Feststellung, dass Kinder Menschen sind, postuliert der Autor demgegenüber, dass auch Kindern grundsätzlich uneingeschränkt Menschenrechte und unveräußerliche Bürgerrechte zustehen. Der Beitrag dreht sich um die Frage, welche Konsequenzen sich aus dieser Feststellung ergeben, so man

sie ernst nimmt. Um diese Konsequenzen aufzuzeigen, bedient sich der Autor der UN-Kinderrechtskonvention. Die Ausführungen münden in der zentralen These, dass einer entsprechend orientierten Kinderpolitik eine Schlüsselfunktion für die Zukunftsfähigkeit demokratischer Gesellschaften zukommt, insofern sie entscheidende Voraussetzungen für die Entwicklung von Kompetenzen, Urteilskraft, Reflexivität und Handlungsfähigkeit der nachfolgenden Generation schafft und dabei Demokratie darüber nährt, dass sie Demokratie bereits in den Generationenverhältnissen als eigene Erfahrung produziert.

Der Aufsatz von **Dieter H. Sikorski** *"Ich will doch nur Dein Bestes – oder wie man Kinder richtig erzieht"* ist der erste von insgesamt drei Beiträgen in diesem Band, in denen unterschiedliche Facetten der Erfahrung des Psychologen bzw. der Psychologin mit Kindern und Jugendlichen aus dem Klinikalltag reflektiert werden. Anhand einiger Beispiele aus der therapeutischen Beratungspraxis vermittelt der Autor einen anschaulichen Eindruck, wie von einer Generation zur nächsten, in bester Absicht, psychische Problemkonstellationen tradiert werden. Mit der Intention, zum Nachdenken anzuregen, stellt er die provozierende Frage, wieso jedes Fahrzeug oder jeder Aufzug vor der Freigabe einer technischen Prüfung unterzogen werden muss, man aber Erwachsene unbesehen auf die nachfolgende Generation loslässt, ungeachtet der Tragweite offensichtlicher Folgen für die betroffenen Menschen wie für die Gesellschaft insgesamt. Als vorbeugende Maßnahme wird eine Art "Eltern-TÜV" vorgeschlagen, der es erlauben würde, psychisch problematische Konstellationen frühzeitig therapeutisch anzugehen.

Reinhart Wolff nimmt in seinem Beitrag *"Auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Gesellschaft. Kinder fördern durch Elternkompetenz"* eine Reihe der von den vorangegangenen Autoren gesponnenen Fäden wieder auf, so etwa die in dem plakativ-provokanten Vorschlag eines "Eltern-TÜVs" angelegte Kernidee der Vorbeugung "sozialisationsinduzierter Folgelasten" – wenn man so will – durch systematische Förderung von Erwachsenenkompetenzen. Am Ausgangspunkt seiner Argumentation steht die Beobachtung, dass vor dem Hintergrund veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, insbesondere der veränderten Stellung des Kindes als Träger auch vom Erziehungspersonal zu respektierender Rechte, angestammte Erziehungsziele und -methoden fragwürdig geworden sind und das Erziehungspersonal selbst mit Blick auf seine Erziehungsaufgabe gleichsam entsprechend "erziehungsbedürftig" erscheint. Grundsätzlich folgt der Autor der Diagnose dahingehend, dass ein Ernstnehmen des Subjektstatus des Kindes – wie es auch bei Sünker hinsichtlich seiner grundsätzlichen Implikationen dargelegt wurde – Veränderungen in der Erziehungspraxis geraten erscheinen lassen und diese durch Qualifizierungsprozesse der Eltern befördert werden können. Kritisch hinterfragt er allerdings die im öffentlichen Raum weithin kursierenden Erziehungs- und Elternbildungsprogramme, die den Erziehungsprozess mehr oder weniger implizit gleichsam als einen anleitungsgesteuerten, technisch-instrumentellen "Produktionsprozess" konzipieren. Der Autor plädiert demgegenüber für eine "Kultur dialogischer Partnerschaft", bei der auf der Grundlage von Kommunikation und Reflexion aus der gemeinsamen Erfahrung mit Kindern und anderen Personen gelernt werden kann. Wie Elternbildung in dieser Weise ausgerichtet funktionieren kann, wird anhand zweier Projekte praktisch dargestellt.

Wie schon Sikorski knüpfen die folgenden zwei Beiträge erneut an Erfahrungen von PsychologInnen mit den Problemen von Kindern und Jugendlichen aus der Tätigkeit in einer psychiatrischen Klinik an. **Gitta Hebold** weist in ihren Ausführungen zu *"Stress und Stressverarbeitung bei Kindern und Jugendlichen"* darauf hin, dass Stress ein Phänomen ist, welches in der heutigen Gesellschaft bereits im Kindes- und Jugendalter verbreitet auftritt. Es werden drei typische Stressquellen identifiziert: Kulturtypische Entwicklungsanforderungen, kritische Lebensereignisse sowie alltägliche Konflikte und Problemlagen. Wenn Kinder oder Jugendli-

che sich mit stressauslösenden Bedingungen konfrontiert sehen, ohne adäquat mit diesen umgehen zu können, kann es zur Ausbildung von körperlichen und psychischen Stresssymptomen mit entsprechenden Folgen kommen. Die Autorin betont in dieser Hinsicht die Bedeutung der Aneignung von Fähigkeiten und Ressourcen zur Stressbewältigung und macht deutlich, welche wichtige Unterstützung Eltern hier leisten können. Zentral ist dabei, dass sich Erwachsene die Perspektive der Kinder oder Jugendlichen zu eigen machen und auf diese Weise deren Problemwahrnehmungen ernst nehmen. Denn was aus Erwachsenenperspektive als Bagatelle erscheinen mag, kann sich aus der Binnenperspektive des Kindes aufgrund des geringeren Erfahrungsschatzes und der noch in Entwicklung befindlichen Fähigkeiten als gravierende Belastung darstellen.

Im letzten Beitrag in diesem Kontext macht **Petra Töpfer** deutlich, dass etwas uns so selbstverständliches wie die Nahrungsaufnahme unter heutigen Bedingungen schon im Kindes- und Jugendalter vielfach prekär wird. In *"Essstörungen im Kindes- und Jugendalter"* werden die Charakteristika einer Reihe von Essstörungen dargestellt, die in den letzten drei bis vier Jahrzehnten in gestiegenem Maße vorzufinden sind. Es wird argumentiert, dass die Verbreitung dieser Störungen, neben spezifischen persönlichen und familialen Umständen, auch Ursachen in den gesellschaftlichen Bedingungen hat, unter denen Kinder und Jugendliche heute aufwachsen. Sie sind letztlich als Ausdruck fehlgeschlagener Problemlösungsversuche auf Seiten der Betroffenen zu begreifen angesichts paradoxer Anforderungen bzw. infolge von Überforderung und unzulänglichen familiären und gesellschaftlichen Vorbildern, welche die problematischen Handlungsmuster vorleben und fördern.

Stephan Elkins thematisiert die Lage von Kindern in der heutigen Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt der Konsequenzen, die das hohe Niveau der Automotorisierung für die Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern hat. Wie es in dem Titel *"Das Auto ist des Deutschen liebtes Kind ... und was ist mit den Kindern?"* bereits anklingt, vertritt er die These, dass mit der Ausrichtung des öffentlichen Raumes – insbesondere in den Städten – auf die Erfordernisse der Automobilität die Gesellschaft realiter eine Entscheidung zu Lasten der Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern getroffen hat, eine These, die er in der Folge detailliert zu belegen sucht. Es wird die Frage aufgeworfen, ob unsere Gesellschaft in bewusster Entscheidung diesen Preis in bisherigem oder gar steigendem Umfang zu entrichten bereit ist oder ob nicht ein verändertes Verhältnis zum Automobil ein akzeptabler Preis für die Verbesserung der Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern sein könnte. Ein solches verändertes Verhältnis muss nach Auffassung des Autors keineswegs die Essenz dessen berühren, worum es bei der Frage der Mobilität in der modernen Gesellschaft im Kern letztlich geht, nämlich um gesellschaftliche Teilhabe.

Im abschließend Beitrag *"Wie geht's Euch? Kinder erzählen."* berichten **Andrea Tönjes** und **Stephan Elkins** von den Überlegungen, die in eine Veranstaltung gingen, welche von Schulkindern selbst gestaltet wurde sowie von den Erfahrungen, die im Zuge dessen auf beiden Seiten – Kinder wie VeranstalterInnen – gemacht wurden. In dieser Veranstaltung wurden die eingangs erwähnten institutionellen Grenzen gleich in verschiedener Hinsicht insofern überschritten, dass Kinder in einem akademischen Rahmen maßgeblich eine Veranstaltung mit eigenständig erarbeiteten Beiträgen gestalteten, um auf dieser Grundlage eine Auseinandersetzung mit einem größtenteils erwachsenen Publikum zu führen. Auf der diesem Band **beigefügten CD** findet der/ die interessierte Leser/in die von den Kindern vorgestellten Exponate sowie Videomitschnitte, welche die Veranstaltung selbst und ihre Vorbereitung in Auszügen dokumentieren.

Wir denken, dass es uns mit diesem Band gelungen ist, eine Zusammenstellung interessanter Perspektiven auf die Thematik "Die Lage von Kindern in unserer Gesellschaft" vorzulegen, die zum Nachdenken und zur weiteren Befassung anregen, und hoffen, dass die LeserInnen diese Einschätzung teilen.

Literatur

Elkins, Stephan (2001): Klima im Wandel. Einleitende Bemerkungen zu einer Herausforderung an die Humanökologie. In: Schluchter/ Elkins 2001: 7–16.

Elkins, Stephan (2003): Einleitung. In: Schluchter/ Elkins 2003: 5–9.

Schluchter, Wolfgang (2001): Vorwort. In: Schluchter/ Elkins 2001: 5–6.

Schluchter, Wolfgang/ Elkins, Stephan (Hrsg.) (2001): Klima im Wandel – Eine disziplin-überschreitende Herausforderung. BTUC-AR 10/2001. Cottbus: BTU Eigenverlag.

Schluchter, Wolfgang/ Elkins, Stephan (Hrsg.) (2003): Wasser • Macht • Leben. BTUC-AR 4/2003. Cottbus: BTU Eigenverlag.

Sind wir eine "elternschaftsfeindliche" Gesellschaft?

Andrea Tönjes

Zusammenfassung: Dass die deutsche Gesellschaft "kinderfeindlich" sei, ist ein häufig geäußelter Verdacht, wenn es darum geht, die sinkenden Kinderzahlen in der Bundesrepublik zu erklären. Als gravierendes Problem behandelt wird die niedrige Geburtenrate zumeist im Zusammenhang mit der Diskussion um die Zukunft der sozialen Sicherungssysteme. Dies zieht zum einen die Frage nach sich, worin genau die beklagte "Kinderfeindlichkeit" bestünde und zum anderen, ob nicht der Fokus auf die möglichen gesellschaftlichen Folgen niedriger Geburtenraten die Subjekte aus den Augen verliert, die sich letztlich für oder gegen eigene Kinder entscheiden. Sie bzw. ihre Lebenspraxis als "kinderfeindlich" zu bezeichnen, greift nach Ansicht der Autorin zu kurz, denn so wird leicht übersehen, durch welche Vielzahl von Faktoren ein Kinderwunsch beeinflusst werden kann. Die Autorin problematisiert im folgenden Beitrag vor allem die immer noch gravierenden Mängel in der Vereinbarkeit von Elternschaft – und hier insbesondere Mutterschaft – und Berufstätigkeit und kommt so zu der Diagnose, dass wir eher mit einer Gesellschaft zu tun haben, die vor allem einer *nicht* traditionell-bürgerlichen Praxis von Elternschaft Steine in den Weg legt.

1 Einleitung

In einer Veranstaltungsreihe bzw. einem Band, der dem Thema "*Kinder in unserer Gesellschaft*" gewidmet ist, kommt man nicht umhin, sich auch mit der Tatsache auseinanderzusetzen, dass der proportionale Anteil, den Kinder an der deutschen Gesellschaft ausmachen, über Generationen hinweg sukzessive immer kleiner geworden ist. Seit Beginn der 1970er Jahre übersteigt in der Bundesrepublik die Anzahl der Sterbefälle pro Jahr die Zahl der Geburten.¹ Die Zahl der Mehr-Generationen-Haushalte, in denen auch minderjährige Kinder leben – in früheren Zeiten der Normalfall des familialen Zusammenlebens – nahm im selben Zeitraum um mehr als 10% ab (BMFSFJ 2003b: 9).

Diese demografischen Entwicklungen, die zudem keineswegs allein in der Bundesrepublik zu beobachten sind – und beklagt werden – lassen sich in verschiedenster Hinsicht thematisieren oder auch problematisieren. Beispielsweise ist es aus erziehungswissenschaftlicher Sicht von Interesse, in welcher Weise sich der zunehmende Status einer gesellschaftlichen Minderheit auf das Aufwachsen der Kinder selbst auswirkt bzw. welche Wechselwirkungen zwischen der Verkleinerung dieses Bevölkerungssegments und seiner gesellschaftlichen Wahrnehmung oder Wertschätzung bestehen. Allerdings, folgte man der Konnotation, mit der sinkende Kinderzahlen seit geraumer Zeit als ernstes Zukunftsproblem durch unsere Medien geistern, dann scheint der "fehlende Nachwuchs" in erster Linie als Problem hinsichtlich der Zukunft der sozialen Sicherungssysteme unangenehm aufzufallen – z.B. in Zusammenhang mit der Finanzierung der Altersversorgung – oder im Hinblick auf einen zu erwartenden Mangel an qualifizierten Fachkräften. Ebenfalls für Schlagzeilen gut ist die Aussicht auf infolge von SchülerInnenmangel schließende Schulen, vor allem in den neuen Bundesländern.²

Die eher kulturpessimistisch gefärbte Frage, ob "die Deutschen irgendwann aussterben", lasse ich hier außen vor, denn sie kann ernsthaft nur stellen, wer ein auf ethnischer Zugehörigkeit

¹ Bis 1990 bezieht sich diese Angabe auf die alte Bundesrepublik. Durch den erheblichen Geburtenrückgang, den auch das Gebiet der ehemaligen DDR seit der "Wende" zu verzeichnen hatte, hat sich der Trend für Gesamtdeutschland nicht geändert (BMFSFJ 2003a).

² vgl. beispielsweise Lausitzer Rundschau vom 6. März 2004: "Das Schulsterben in der Region geht weiter"

basierendes Verständnis von "Deutschsein" vertritt, "Kultur" als statische Größe versteht und obendrein ein eher gespanntes Verhältnis zum Thema Zuwanderung besitzt.³

Aber, ganz gleich, ob und unter welchen Vorzeichen man sich mit der objektiven Tatsache gesunkener bzw. weiterhin sinkender Kinderzahlen befasst – und ob man zu der Auffassung tendiert, es mit einer Unabänderlichkeit zu tun zu haben oder ob man meint, alle verfügbaren Register ziehen zu müssen, die Geburtenrate wieder zu steigern – man kommt in jedem Falle nicht umhin, gleichzeitig auch zu ergründen, welche Ursachen hinter diesem Phänomen liegen könnten. Eine in diesem Zusammenhang häufig geäußerte Vermutung ist jene, die deutsche Gesellschaft bzw. "die Deutschen" oder auch – und vor allem – die deutschen Frauen seien "kinderfeindlich".⁴ Dieser Deutungsansatz wirft allerdings eine Reihe von Fragen auf: Erstens stellt sich die Frage, welchen Aussagegehalt der plakative Begriff "kinderfeindlich" eigentlich hat. Zweitens wäre zu überprüfen, welche Zuweisung von Verantwortlichkeit (für das Phänomen sinkender Geburtenzahlen) mit der Verwendung dieses Begriffs möglicherweise bereits einher geht. Und drittens käme die entscheidende Frage, ob die Diagnose "Kinderfeindlichkeit" denn überhaupt hilfreich ist, individuelles Handeln und subjektive Erwägungen in Sachen Familienplanung zu erklären.

Lassen Sie es mich vorweg nehmen: Von einer "kinderfeindlichen" Gesellschaft bzw. "kinderfeindlichen" Erwachsenen – Frauen wie Männern – halte ich in diesem Zusammenhang für keine zielführende Interpretation. Sie verstellt den Blick auf die eigentlich entscheidende Frage, ob das Problem nicht eher darin liegt, dass es in unserer Gesellschaft eine Reihe von Bedingungen gibt, die es potentiellen Eltern schwer machen, sich für ein Leben mit Kindern zu entscheiden. Aus dieser Perspektive betrachtet, scheint es mir im Sinne einer besseren analytischen Trennschärfe und begrifflichen Präzision vielmehr angebracht, von einer "elternschaftsfeindlichen" Gesellschaft zu sprechen.

Im Verlauf meines Beitrags werde ich noch im Detail erläutern, warum ich dem Begriff "Elternschaftsfeindlichkeit" eine größere Tragfähigkeit für das Ergründen von Ursachen für Kinderabstinz zurechne. Zunächst aber gilt es, sich zur Verdeutlichung der gegenwärtigen Situation einige Strukturelemente des Phänomens "Geburtenrückgang" in Deutschland und seinen EU-Nachbarländern zu vergegenwärtigen.

³ Allerdings ist davon auszugehen, dass auch verstärkte oder gar geförderte Zuwanderung nicht grundsätzlich etwas am perspektivischen Bevölkerungsrückgang in der gesamten EU im Laufe dieses Jahrhunderts ändern wird (BMFSFJ 2003a). Dass dies tatsächlich in verschiedenster Hinsicht zu Problemen führen kann, möchte ich nicht bestreiten – dabei handelt es sich aber um Fragestellungen, die nichts mit der Befürchtung zu tun haben, die "eigenen Leute" würden immer weniger werden, sei es aus Angst vor "Überfremdung" oder aus Angst vor schwindender nationaler Stärke (vgl. auch Mönninger 2004 zum französischen Diskurs um sinkende Bevölkerungszahlen Mitte des 20. Jhdts.).

⁴ Hier sei auf einige Buchtitel verwiesen, die anschaulich zeigen, in welcher Richtung die Entscheidung, weniger bzw. keine Kinder zu bekommen normativ-negativ als Ergebnis von – sowohl gesellschaftlich-struktureller als auch individueller – "Kinderfeindlichkeit" interpretiert wird: "Deutschland armes Kinderland – Wie die Ego-Gesellschaft unsere Zukunft verspielt" (Mayer 2002) bzw. "Die kinderfeindliche Gesellschaft" (Stöttner 1997). Inmitten durchaus zutreffender und pointierter Analysen hinsichtlich der alltäglichen, strukturell bedingten Schwierigkeiten im Leben mit Kindern, z.B. bei der Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit, werden diese tendenziell gern mit einer weiteren Ebene vermengt, nämlich kinderlosen Individuen eine kinderfeindliche Haltung bzw. Prioritätensetzung zu unterstellen. Insbesondere Stöttner kann sich nicht verkneifen, wiederholt gegen "egoistische" Frauen zu polemisieren, die Familien- und Kindeswohl sowie die Zukunft unserer Gesellschaft auf dem Altar ihrer Karriere opfern.

2 Geburtenraten und Bevölkerungsentwicklung als gesellschaftliche Problemstellungen

Im Folgenden möchte ich eine Reihe von Daten zu Geburtenraten und Bevölkerungsentwicklung im europäischen Kontext vorstellen. Hier stellt sich allerdings zunächst die Frage, warum überhaupt von "zu wenigen" Kindern die Rede ist, d.h., warum nicht allein hohe Geburtenziffern – wie in den so genannten Entwicklungsländern – sondern auch sehr niedrige als gesellschaftliches Problem gelten. Der Schlüssel liegt hier im Missverhältnis zwischen den zu erwartenden Bevölkerungszahlen bzw. der altersbezogenen Zusammensetzung der Bevölkerung und den demografischen Voraussetzungen, derer existierende soziale Sicherungssysteme, die Organisation des Erwerbslebens und andere gesellschaftliche Institutionen bedürfen (vgl. Engelbrech 2002: 1).

Es muss vorausgeschickt werden, dass prospektive Schwankungen der Bevölkerungszahlen und ihrer proportionalen Zusammensetzung wahrscheinlich in jeder Form des sozialen Zusammenlebens als potentiell problematisch begriffen oder gar als Bedrohung aufgefasst werden (können) – egal, ob es sich um Zuwachs, Schwund oder andere Verschiebungen handelt. Dies liegt darin begründet, dass die jeweils herrschende soziale und ökonomische Ordnung meist so austariert ist, am besten unter den zum Zeitpunkt ihrer Aushandlung gegebenen Bedingungen zu funktionieren und allenfalls geringfügige Abweichungen zu verkraften. Sobald die Abweichungen bestimmte Größenordnungen erreichen, erweist sich das existierende System als nicht mehr adaptiv, die erforderlichen Anpassungsleistungen können – angesichts menschlichen Beharrungsvermögens – zu gesellschaftlichen Konflikten führen. Als beispielsweise unter Bismarck die Fundamente für das deutsche System der beitragsfinanzierten Rentenversicherung gelegt wurden, lag die Geburtenziffer im damaligen deutschen Reich noch über einem statistischen Durchschnitt von 2,5 Geburten pro Frau.⁵ Wenn man von anderen Einflussgrößen abieht, wie z.B. anhaltenden Veränderungen der Erwerbssituation, garantierte diese Geburtenrate, dass genug arbeitende junge Menschen da waren, die für die Rente der jeweils aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Generation aufkommen konnten. Mittlerweile ist jedoch die Geburtenziffer in Deutschland auf 1,3 Kinder pro Frau abgesunken (und das Dasein als RentnerIn hat sich gleichzeitig verlängert). An diesem Beispiel lässt sich ablesen, dass ein "Zuviel" oder "Zuwenig" an Kindern immer im Verhältnis zu einem bestimmten Bezugssystem steht.

Dies gilt wie gesagt nicht allein für den Anteil der erwerbsfähigen Bevölkerung (z.B. im Verhältnis zu RentnerInnen im Kontext eines gegebenen Rentenversicherungssystems), sondern auch für die Bevölkerungszahlen als Ganzes. In "entwickelten" Ländern mit ihren geringen Kindersterblichkeitsraten ist eine Geburtenziffer von 2,1 Kindern pro Frau notwendig, um – ohne Zuwanderung – die jeweils aktuelle Bevölkerungszahl konstant zu halten und jede Elterngeneration vollständig durch eine nachwachsende zu ersetzen (BMFSFJ 2003b: 10). Diese Rate erreicht derzeit kein einziges EU-Land. Der Durchschnitt in der EU lag 2001 bei 1,4 Geburten, mit einer gewissen Schwankungsbreite zwischen den Spitzenreitern Irland (1,98) und Frankreich (1,90) und den Schlusslichtern Italien (1,24), Spanien (1,25) und Griechenland (1,29) (ibid.). Hier sei nebenbei angemerkt, dass gerade Italien im Zuge deutscher Selbstkritik immer gern als das Land der "Kinderliebe" angeführt wurde, als eine Gesellschaft von deren Umgang mit ihren "Bambini" man sich eine Scheibe abschneiden könne. Mag sein, dass dieses Diktum auf den

⁵ Geburtenziffern werden in "Kinder pro Frau" (im gebärfähigen Alter von 15 – 45 Jahren) angegeben und "bezeichnen die Zahl der Kinder, die eine Frau zur Welt bringen würde, wenn während ihres gesamten gebärfähigen Alters die für das jeweilige Kalenderjahr beobachteten Geburtenzahlen gelten würden" (BMFSFJ 2003b: 10).

Umgang mit Kindern zutrifft, auf die Gebärfreudigkeit offenbar nicht (mehr). Ist demnach auch Italien ein "kinderfeindliches" Land – oder eher ebenfalls elternschaftsfeindlich?

Gesunkene Geburtenraten: Fakt ist, dass im Gebiet der gesamten (alten wie auch 2004 erweiterten) EU die Geburtenziffern spätestens seit Mitte der 60er Jahre gravierend zurückgegangen und dabei sukzessive unter die generative Reproduktionsrate abgesunken sind. Letztmalig 1965 lag die Gesamtziffer für alle EU-Länder über 2,5 – um innerhalb von nur 10 Jahren unter 2,0 zu fallen (ÖIF/ Europäische Sozialstatistik Bevölkerung 2000: 87; Eurostat 2004: 78, Tabelle D-4). Offenbar rannten die insbesondere durch orale Kontrazeptiva eröffneten Möglichkeiten der Empfängnisverhütung offene Türen ein, sonst wäre diese, mittlerweile als "Pillenknick" berühmte-berühmte Entwicklung sicher nicht in dem offenkundigen Maße eingetreten (siehe S. 20f.). Jedenfalls stellt sie ein in allen europäischen Ländern durchgängig und ungefähr zeitgleich empirisch zu beobachtendes Phänomen dar, wenn auch mit jeweils unterschiedlichem Ausgangs- und Endniveau bzw. in unterschiedlich ausgeprägter Massivität. Beispielsweise kann die immer noch vergleichsweise hohe irische Geburtenrate nicht darüber hinweg täuschen, dass auch sie sich seit Mitte der 60er Jahre mehr als halbiert hat (Eurostat, a.a.O.). Die Geburtenentwicklung in den postsozialistischen Ländern Mittel- und Osteuropas seit Beginn der 90er Jahre bedürfte noch einer gesonderten Betrachtung unter Berücksichtigung der Bedingungen des dort seither eingetretenen gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels. Dies werde ich in meinem Beitrag jedoch nur in Hinblick auf augenfällige Unterschiede zwischen der alten Bundesrepublik und der ehemaligen DDR hinsichtlich der Situation von Eltern bzw. Müttern behandeln.

Für meine weitere Argumentation bleibt im Hinterkopf zu behalten, dass im westlichen Europa bzw. im Gebiet der "alten" EU die Geburtenziffern in den skandinavischen Ländern sowie in Frankreich deutlich höher liegen als in Deutschland, ja teilweise in den letzten Jahren wieder angestiegen sind, während sie in Italien und anderen südlichen EU-Ländern niedriger liegen (ibid; BMFSFJ 2003b: 10, Abb. 1).

Ältere Eltern: Ein weiteres Phänomen ist das gestiegene durchschnittliche Alter (der Mutter) bei der Geburt des ersten Kindes, z.B. waren westdeutsche Frauen noch 1980 bei der Geburt ihres ersten Kindes im Durchschnitt 25 Jahre alt, aber im Jahre 2000 bereits knapp 30 (BMFSFJ 2003a: 17). Hier verschieben längere Ausbildungs- und Etablierungsphasen den Zeitpunkt der – erst für "danach" geplanten – Familiengründung immer weiter nach hinten. Da das biologische Zeitfenster für Mutterschaft sich jedoch in der Mitte des fünften Lebensjahrzehnts endgültig schließt, hat das "Aufschieben" die mögliche Konsequenz, am Ende kinderlos zu bleiben oder jedenfalls kein zweites bzw. weiteres Kind mehr zu bekommen (vgl. Gaschke 2004). Allerdings – das zeigt ein Blick auf Zahlen aus anderen EU-Ländern – muss späte erste Mutter- bzw. Elternschaft nicht unbedingt mit der Beschränkung auf "nur" ein Kind korrelieren, z.B. sind in Frankreich und Großbritannien die Geburtenziffern höher als in Deutschland, obwohl Frauen dort statistisch ihr erstes Kind zu einem vergleichbar späten Zeitpunkt bekommen (BMSFFJ 2003a: 18). So stellt sich für die weitere Betrachtung die Frage, ob der entscheidende Unterschied vielleicht eher darin liegt, wie es sich am jeweiligen Ort mit Kind(-ern) lebt?

Kinderloses Erwachsenenleben: Gleichzeitig hat in unserer Gesellschaft die Zahl der Frauen zugenommen, die gänzlich kinderlos bleiben. Auf die Bevölkerungssegmente bezogen, denen diese Frauen zuzurechnen sind, ist zu konstatieren, dass es offenbar – zumindest in der alten BRD, deutlich weniger in der DDR – einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen weiblichem Bildungs- und Ausbildungsniveau und Kinderlosigkeit gibt: westdeutsche Frauen mit akademischer Ausbildung bleiben zu über 40% kinderlos, von gleichaltrigen Frauen mit Hauptschulabschluss sind es nur 23% (BMFSFJ 2003b: 15f.). Es gilt als unbestritten, dass höhere Bil-

derung von Frauen diesen Einfluss auf die zu erwartende Kinderzahl hat – eben auch aus diesem Grund wird Entwicklungsländern mit ihren hohen Geburtenraten nahegelegt, Anstrengungen zur Frauen-/ Mädchenbildung zu unternehmen. Da ich nicht zu der konservativen Deutung neige, dass "zuviel" Bildung Frauen im Hinblick auf Mutterschaft "verbildet", muss der empirisch deutlich scheinende Zusammenhang unter anderen Vorzeichen analysiert werden. Außerdem ist zu bedenken, dass es über eventuell analoge Zusammenhänge auf Seiten der Männer im Verhältnis weniger Zahlenmaterial gibt. Das BMFSFJ schreibt dazu, dass offenbar "auch die Statistik dabei (noch) von dem traditionellen Gedanken 'Kinder sind Frauensache' beeinflusst [ist]" (2003b: 16). Bekannt ist immerhin aus verschiedenen Befragungen, dass in jeder Altersgruppe der Anteil kinderloser Männer höher ist als der gleichaltriger Frauen, entsprechende Unterschiede zeigen sich auch hinsichtlich noch nicht realisierter Kinderwünsche (ibid.; Hurrelmann et al. 2003). Auch wenn im Hinblick auf Nachkommenschaft offenbar bisher vor allem Frauen im Zentrum des wissenschaftlichen wie politischen Interesses standen, legen derartige Befunde doch nahe, sich auch mit den Perspektiven potentieller Väter eingehender zu befassen. Schließlich bekommt – zumindest auf "natürlichem" Wege – keine Frau ein Kind von ganz allein.

Um auf den Ausgangspunkt meines Exkurses zurückzukommen – dass ein "Zuviel" oder "Zuwenig" an Kindern immer eine Frage des Bezugspunktes ist – möchte ich abschließend nochmals betonen, dass es mir nicht darum geht zu ergründen, wie sich in Deutschland die Geburtenziffern perspektivisch wieder über die natürliche Reproduktionsrate von durchschnittlich 2,1 Kindern anheben ließe. Zum einen scheint mir dies im Angesicht der weiter oben beschriebenen Entwicklungen (zumindest in näherer Zukunft) doch sehr illusorisch, denn immerhin handelt es sich in Europa, wie auch in allen anderen "hochentwickelten" Nationen beim Rückgang der Geburtenziffern um eine mittlerweile seit mehreren Dekaden andauernde Entwicklung, die man wohl getrost als für solche Gesellschaften "normal" apostrophieren kann.⁶ Der Schwund an Nachwuchs hat also bereits seit mindestens einer Generationen eingesetzt und eine Umkehrung der Entwicklung würde von den – in ihrer absoluten Kopffzahl geschrumpften – nachwachsenden Generationen sogar eine noch höhere Reproduktionsleistung erfordern. Zum anderen kann es meiner Ansicht nach nicht die Aufgabe einzelner potentieller Mütter oder Väter sein, ihre individuelle Lebensplanung und Handlungsrationalität am systemimmanenten "Bedarf" an Nachwuchs zu orientieren. Es gibt keine *per se* zu niedrige Kinderzahl, keine "natürliche" oder "richtige" Bevölkerungsentwicklung oder Altersgruppenverteilung, nur mehr oder weniger flexible bzw. anpassungsfähige institutionelle Systeme – auch wenn genau um diese in Zukunft noch gehörig gestritten werden muss (vgl. dazu Backes et al. 2004). Wenn hingegen zu einer zufriedenstellenden individuellen Lebensgestaltung Kinder gehören, die man sich aber nicht zu bekommen "traut", dann sehe ich *darin* ein Problem, namentlich die Gefahr von aus subjektiver Sicht "missglückten" Biografien.

⁶ In einer aktuellen Pressemitteilung der Europäischen Kommission heißt es, Experten würden in langfristiger Sicht in der EU wieder mit leicht steigenden Geburtenraten rechnen (<http://europa.eu.int/rapid/pressReleases/> [Stat/04/105 vom 31.08.2004]). Abgesehen davon, dass solche Prognosen mit Vorsicht zu genießen sind, bleiben auch sie unter der natürlichen Reproduktionsrate – d.h. die Frage, wie mit sinkenden Bevölkerungszahlen bzw. sich veränderndem demografischen Aufbau der Bevölkerung umgegangen werden soll, wird auch weiterhin zu diskutieren sein. Unter allen so genannten hochentwickelten westlichen Industrienationen weisen allein die USA eine einigermaßen konstant bei 2,0 liegende Geburtenziffer auf. Auch die 2004 der EU neu beigetretenen mittel- und osteuropäischen Staaten verfügen über keine höheren Geburtenziffern als die Länder der "alten" EU, sogar ganz im Gegenteil liegen die Geburtenziffern aller postsozialistischen Staaten z.T. deutlich niedriger als im westlichen Europa – eine Entwicklung, die mancherorts, z.B. in Tschechien oder Ungarn, schon vergleichsweise früher eingesetzt hatte als in den westlichen wie östlichen Nachbarländern, die sich aber durchweg seit Beginn der 90er Jahre verstärkt und beschleunigt hat (für alle Angaben siehe Eurostat 2004). Wie bereits erwähnt, werde ich mich mit diesem Phänomen nicht weiter befassen. Analysen, auf welche Weise sich die Lebensrealitäten – gerade von Frauen – seit Ende des sozialistischen Experimentes in besagten Ländern geändert haben, geben Fallstudien in Becker-Schmidt (2002). Mit den von mir diskutierten Bedingungen der Entscheidung für Elternschaft zusammengedacht, ließen sich Ursachen für den Geburtenrückgang in den postsozialistischen Ländern anschaulich ergründen.

3 Annäherung an einen Begriff: Was heißt "Kinderfeindlichkeit"?

Wie eingangs angekündigt, möchte ich im Folgenden die Hypothese, die mutmaßliche "Kinderfeindlichkeit" der deutschen Gesellschaft könne zur Erklärung des Phänomens niedriger Geburtenziffern sinnvoll beitragen, einer genaueren Prüfung unterziehen. Nähern wir uns dem Begriff zunächst einmal von seinem sprachlichen Bedeutungshorizont her. Hier sind zwei Lesarten denkbar.

Die erste Deutungsweise bezieht sich auf die Möglichkeit "kinderfeindlicher" Individuen: Es würde sich demzufolge um eine irgendwie geartete Abneigung gegen Kinder handeln, mit dem Ergebnis, dass sich Einzelne oder größere Gruppen von (erwachsenen) Menschen in einer Weise verhalten, die für Kinder ungemütlich ist – denn eigentlich will man sie nicht um sich haben. Hier wäre der Begriff ähnlich gebraucht und interpretiert wie z.B. "fremdenfeindlich". Ginge es nach der so skizzierten Geisteshaltung, wäre es immer allemal besser, wenn keine Kinder zugegen sind. Dass es Erwachsene geben mag, die einfach "keine Kinder mögen", die, wie es so schön heißt, vergessen haben, selbst einmal Kinder gewesen zu sein, und denen es aus dieser Haltung heraus auch fern liegt, Eltern zu werden, möchte ich nicht bestreiten. Ob es sich allerdings hierbei um ein Massenphänomen handelt, dazu in einer Qualität, die als Erklärung für sinkende Kinderzahlen stichhaltig ist, darf wohl – auch angesichts empirischer Befunde zum Thema "Kinderwunsch" (vgl. S. 25f.) – getrost in Frage gestellt werden. Eher scheint mir zuzutreffen, dass die im Erwachsenenleben allgegenwärtigen "kinderfreien" Räume die Konsequenz von Arrangements sind, bei denen der resultierende Ausschluss von Kindern ein unbeabsichtigter Nebeneffekt ist, aber nicht das Ergebnis einer bewussten Entscheidung (einzelner oder vieler) Erwachsener gegen Kinder.

Ein anderer möglicher Gehalt von "Kinderfeindlichkeit" könnte sein, sowohl auf der institutionellen als auf der Alltagsebene Strukturen und Handlungsmuster zu identifizieren, die das Potential haben, Kinder gegenüber anderen Gesellschaftsmitgliedern zu benachteiligen bzw. ihnen das Leben schwer zu machen. Hier wäre der Begriff analog zu anderen Zusammensetzungen wie "mieterfeindlich" oder "fahrradfeindlich" verwendet. Auf dieser Ebene wird man tatsächlich schon eher fündig: Wenn man sich beispielsweise das innerstädtische Verkehrsgeschehen vor Augen hält oder die Gestaltung des Wohnumfeldes in vielen Siedlungen, so kommt man nicht umhin einzugestehen, dass hier meist die Bedürfnisse nicht-kindlicher NutzerInnen bedient werden, es sich jedenfalls häufig um ein Ambiente handelt, welches für Kinder nur eingeschränkt nutzbar ist (vgl. auch Elkins in diesem Band). Zudem könnte der zahlenmäßig sinkende Anteil von Kindern in unserer Gesellschaft weiteren Entwicklungen in dieser Richtung Vorschub leisten, denn wer kaum auffällt, fällt auch nicht ins Gewicht bzw. muss scheinbar weniger berücksichtigt werden. Ist dies in der beschriebenen Weise zu diagnostizieren, so haben wir es hier mit Handlungen Erwachsener zu tun, die zwar nicht von ihrer eigentlichen Intention oder Stoßrichtung her, aber durchaus in ihrem – wohlgekannt meist unbeabsichtigten – Effekt als "kinderfeindlich" bezeichnet werden können.

Im Gegenzug lässt sich aber auch eine ganze Reihe von Bemühungen aufzählen, die als dezidierte Versuche gesehen werden müssen, Orte den spezifischen Bedürfnissen von Kindern anzupassen bzw. ihnen einen Raum zu geben: Spielplätze, Kinderecken in Kaufhäusern (teilweise verbunden mit dem Angebot, Kinder während der elterlichen Einkaufsrunde zu betreuen), kindgerechte Möbel und Spielsachen in Nichtraucherecken von Restaurants, Kinderprogramme in diversen Medien und dergleichen mehr. Genau genommen haben wir es hier mit einer Gleichzeitigkeit von Entwicklungen zu tun, einerseits dem "Verschwinden" von Kindern (und kindgerechten Räumen) und andererseits expliziten Anstrengungen, sich auf Kinder ein-

zustellen, ihnen Geeignetes zu bieten – wobei die Entscheidung, was "geeignet" ist und was nicht, im Zuge der historischen Genese der Konzepte von "Kind" und "Kindheit" zunehmend zu einem Gegenstand für professionelle ExpertInnen wurde.⁷ Deutlich sichtbar ist jedenfalls die gewachsene Konzentration auf das einzelne Kind als Subjekt parallel zum Rückgang als zahlenmäßig bedeutsame Größe (vgl. auch Wilk/ Wintersberger bzw. Bühler-Niederberger in Zeiher et al. 1996). Auf die Nebenwirkung in Form von gewachsener elterlicher Verunsicherung werde ich an späterer Stelle nochmals zurückkommen.

So erweist sich die zweite Interpretation des Begriffes "kinderfeindlich" im Ergebnis als höchst ambivalent. Das Entscheidende ist jedoch, dass sich diese Annäherung an den Begriff eher dann als Erklärung für sinkende Kinderzahlen heranziehen ließe, wenn Kinder *selbst entscheiden könnten, ob und wo sie zu Welt kommen möchten oder nicht*. Dann könnte es tatsächlich Orte auf der Welt geben, von denen Kinder sagen, nein, da möchte ich auf keinen Fall leben – ob Deutschland hier und heute darunter fallen würde, vermag ich allerdings nicht zu beurteilen. Da Kindern eine solche Entscheidungsmöglichkeit naturgemäß aber nicht gegeben ist, spielt dies auch keine Rolle.

Allerdings besteht durchaus die Möglichkeit, dass sich Erwachsene – als potentielle Elternteile – denken, keinem Kind diese Welt zumuten zu wollen, sei es aufgrund ihrer eigenen, als negativ empfundenen Lebensumstände, sei es aus einer allgemein pessimistischen Weltsicht. Aber auch das Gegenteil ist denkbar und möglich: Das Kind als Zeichen der Hoffnung auf Veränderung, auf eine bessere Zukunft und im Vertrauen auf das eigene erzieherische Potential.⁸ Egal, ob man "die Welt" nun als "kinderfeindlich" diagnostiziert, als einen Ort, an dem man selbst jedenfalls keine Kinder bekommen möchte oder ob man Kinder als Zeichen der Hoffnung sieht, durchweg handelt es sich dabei um Projektionen und Entscheidungen Erwachsener. Und Erwachsene sind es auch, die sich nicht nur darüber Gedanken machen, ob sie unsere Welt bzw. ihre eigenen Lebensumstände einem Kind zumuten wollen, sondern auch – und darauf kommt es hier an – ob sie sich selbst darin als Eltern sehen können. Genau dieser Aspekt kommt aber bei der Rede von "Kinderfeindlichkeit" nicht zur Geltung.

In Anbetracht dessen scheint auf der Suche nach stichhaltigen Erklärungen für rückläufige Kinderzahlen die Hypothese, dies müsse mit der "Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft" zusammenhängen, wenig aussichtsreich. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass wir mit dem Begriff der "Elternschaftsfeindlichkeit" der hier zu behandelnden Problematik bedeutend besser auf die Spur kommen und die ihr zugrunde liegenden Bedingungen wesentlich präziser erfassen können.

⁷ Ein Indiz für diese so genannte "Pädagogisierung" von Kindheit und Erziehung ist die schier unüberschaubare Zahl der sich auf dem Markt befindlichen Erziehungsratgeber (Zeitschriften, Magazine und andere, teils wissenschaftlich seriöse, teils populärwissenschaftliche, teils schlichtweg banale Literatur) sowie professionellen Beratungsstellen, die Eltern angesichts der gewachsenen Verschiebung und Pluralisierung von Erziehungszielen und -stilen Rat und Hilfe anbieten. Hinzu kommen seit einigen Jahren so genannte "Elternkurse", in denen angemessenes Erziehungsverhalten gleichsam trainiert werden soll. Angesichts dieses unübersichtlichen Angebotes hat Tschöpe-Scheffler (2003) derartige Kurse einer vergleichenden Analyse unterzogen und gibt Eltern Leitlinien für ihre Bewertung an die Hand – ein weiterer Ratgeber auf dem Markt (zum Sinn und Unsinn von Elternkursen vgl. auch Wolff in diesem Band).

⁸ Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an heftige Diskussionen am WG-Esstisch zu Beginn der 1980er Jahre, Diskussionen im Umfeld der Friedens- und Umweltbewegung, ob man in "diesen Zeiten" (der Angst vor Atomkrieg und Umweltkatastrophen) überhaupt Kinder in die Welt setzen dürfe: die einen waren klar dagegen, die anderen meinten, jetzt erst recht – wie in einer Zeichnung der EMMA-Karikaturistin Jutta Becker aus dem Jahre 1984, "... wenn jemand den neuen Menschen erziehen kann, dann doch wir!!" (Becker 1984: 3).

4 Erklärungspotential des Begriffs "Elternschaftsfeindlichkeit"

Analog zu den oben vorgestellten unterschiedlichen Deutungen des Begriffes "Kinderfeindlichkeit" lässt sich auch der hier vorgeschlagene Terminus "Elternschaftsfeindlichkeit" aus (mindestens) zwei Perspektiven interpretieren: Einmal wäre es denkbar, dass erwachsene Menschen selbst nicht Eltern(-teil) werden wollen. Und hier stellt sich natürlich wieder die Frage, ob diese ablehnende Haltung darin begründet liegt, eine Aversion gegen "Kinder als solche" zu hegen – was meiner Erfahrung nach eine eher bei Jugendlichen anzutreffende und sich im psychischen Reifeprozess sukzessive verlierende Attitüde ist (vgl. Hurrelmann et al. 2003: 59) – oder eher darin, das, was man sich unter Elternschaft und den damit verbundenen Anforderungen vorstellt, als schlecht mit der gegenwärtigen Lebenspraxis bzw. weiteren Zukunftsplänen vereinbar zu empfinden. Die zweite Lesart ist eng mit eben dieser Befürchtung verbunden: Sobald man anfängt, darüber nachzudenken, diagnostiziert man die Gesellschaft, in der man lebt, als sowohl *strukturell* – d.h. beispielsweise auf dem Feld der Familienpolitik oder hinsichtlich der Arbeitswelt – als auch *kulturell* – d.h. beispielsweise mit Blick auf das, was anerkanntermaßen als im Leben erstrebenswert gilt – als eine Umgebung, in der es nicht einfach ist, Eltern(-teil) zu sein.

Was in den Sinn kommt, ist also eine ganze Reihe von Folgeproblemen, die sich aus Elternschaft ergeben. Es spielt erst einmal keine Rolle, ob es sich dabei um reine Annahmen oder um beispielsweise beim ersten Kind gemachte bzw. im Umfeld beobachtete Erfahrungen handelt. Wichtig ist vielmehr, dass wir es hier mit einer gewachsenen Situation zu tun haben, in der sich die Lebensgestaltung erwachsener Gesellschaftsmitglieder – auch mit Blick auf die äußeren, konstituierenden Faktoren wie z.B. das Berufsleben oder die Familienpolitik – aus der Sicht der betroffenen Individuen nicht mehr gleichsam naturwüchsig damit "verträgt", dass Erwachsene auch irgendwann Eltern werden. Ich gehe folglich davon aus, dass wir es bei Menschen, die keine (weiteren) Kinder bekommen, nicht in bedeutenden Größenordnungen mit einer Abneigung gegen Kinder zu tun haben oder prinzipiell gegen die Veränderungen, die das Kind für die gewohnte Alltagsorganisation mit sich bringen würde – also nicht mit Elternschaftsfeindlichkeit auf der individuellen Ebene – sondern damit, nicht recht zu wissen, wie ein Leben mit Kind(-ern) angesichts der sonstigen Anforderungen und Lebenspläne zu schultern sein könnte.

Aus dieser Perspektive betrachtet, nämlich, dass man sich als Erwachsene/r für oder gegen Elternschaft entscheidet und dabei Abwägungen bezüglich des eigenen Lebens trifft, weitet der Begriff "Elternschaftsfeindlichkeit" – im Gegensatz zu "Kinderfeindlichkeit" – den Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die das Leben mit Kindern strukturieren, es aus der Sicht von (potentiellen und tatsächlichen) Eltern erleichtern oder erschweren. Wenn eher Letzteres zutreffen sollte, dann hätten wir es mit einer elternschaftsfeindlichen Gesellschaft zu tun und sähen klarer, warum Menschen beim Kinderkriegen so viel Zurückhaltung an den Tag legen. In diesem Sinne wende ich mich nun den Bedingungen zu, unter denen Menschen sich hier und heute für oder gegen Kinder entscheiden.

4.1 Leben mit oder ohne Kind(-er) als Option

Der in diesem Zusammenhang wichtigste Faktor ist, dass bei der Frage, ob man sein Leben mit oder ohne Kinder entwirft, überhaupt eine *aktive Entscheidung* möglich ist – ganz gleich, ob grundsätzlicher Natur oder ob sie jeweils nur für den jetzigen Moment gelten mag. Dies ist in unserer Gesellschaft noch nicht lange im heute gültigen Umfang denkbar und möglich. Einerseits ist hier natürlich der freie Zugang zu wirksamen Methoden der Empfängnisverhütung

zu nennen, wodurch Kindersegen nicht mehr die beinahe unvermeidliche Konsequenz (heterosexueller) Partnerschaft ist. Medizinische Entwicklungen auf diesem Gebiet können aber nicht isoliert für sich betrachtet werden, denn allein die Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln zieht nicht zwangsläufig Nachfrage und Anwendung nach sich. Um Letzteres als Türöffner zu einem Leben mit nur wenigen oder ganz ohne Kinder nutzen zu wollen, bedarf es weiterer Faktoren, diesmal auf der gesellschaftlichen Ebene – die dann in einer Wechselbeziehung mit der Weiterentwicklung medizinischer Möglichkeiten stehen. Ich möchte im Folgenden einige dieser Faktoren benennen.

Entscheidende Faktoren

In der vormodernen Familienökonomie war eine hohe Kinderzahl sowohl aus Gründen der Arbeitsorganisation als auch zur Unterstützung der Eltern im Alter quasi zwingend notwendig, so konnte sich – nicht nur infolge unzureichender Verhütungsmethoden – die Frage, ob man Kinder will oder nicht, gar nicht wirklich stellen, denn "klar [war], dass die Familienwirtschaft Kinder braucht" (Beck-Gernsheim 1988: 29).⁹ Seitdem haben sich, zumindest in der hochindustrialisierten westlichen Welt, nicht nur die Produktionsformen und die damit verbundene übrige Arbeitsorganisation grundlegend geändert, auch für den Lebensunterhalt nicht mehr erwerbsfähiger Menschen sind soziale Sicherungssysteme an die Stelle von Familienmitgliedern getreten. Hinzu kommt, dass Kindheit und Jugend nunmehr als Lebensphasen definiert sind, in denen der Nachwuchs Bildungsinstitutionen durchläuft und noch nicht aktiv zum Familieneinkommen beiträgt, ja gar nicht beitragen soll. Abgesehen von staatlichen Zuschüssen wie Erziehungsgeld, Kindergeld, Steuerfreibeträgen etc., sind es vornehmlich die Eltern, die während dieser (inzwischen oft 20 Jahre und länger dauernden) Phase für den Unterhalt ihrer Kinder aufzukommen haben – wodurch Kinder, gerade in wirtschaftlich prekären Lagen ihrer Eltern(-teile), als individuelles Armutsrisiko wahrgenommen werden bzw. es auch faktisch sein können (vgl. Beck-Gernsheim 1988; Bühler-Niederberger 1996: 110; Meier et al. 2003: 281f.).¹⁰ So mag auf der Ebene der individuellen Logik potentiellen Eltern heute eine möglichst geringe Anzahl materiell abhängiger Familienmitglieder ökonomisch durchaus sinnvoll erscheinen, für die Systemrationalität einer Institution wie zum Beispiel der bisher praktizierten, beitragsfinanzierten Rentenversicherung bedeutet dies auf gesamtgesellschaftlicher Ebene einen perspektivischen Schwund an zukünftigen BeitragszahlerInnen. Da aber wohl niemand seine Kinderzahl auf die Bedürfnisse der Rentenversicherer abstellt, ist es nicht schwer nachvollziehbar, dass der Verweis auf diese Problematik zwar geeignet ist, bei BürgerInnen Nachdenklichkeit auszulösen, diesem Aspekt jedoch, wenn es um die Gestaltung des eigenen Lebens – mit oder ohne Kinder – geht, keine Entscheidungsrelevanz zukommt.

⁹ In Anlehnung an MacFarlane (1986) weist Bühler-Niederberger (1996: 101f.) darauf hin, dass die Kalkulation, im Alter durch die nunmehr selbst erwachsenen Kinder materielle Unterstützung zu erfahren, bereits in vorindustriellen Zeiten lediglich eine gesellschaftlich gestützte Erwartung, realiter aber häufig eine Fehlannahme war. Was bleibt, ist aber auf jeden Fall das Angewiesensein auf die kindliche Arbeitskraft als Beitrag zum Familieneinkommen. Dies galt auch nach Beginn der Industrialisierung weiterhin für bäuerliche, proletarische oder Handwerkerhaushalte.

¹⁰ Natürlich stellten Kinder, vor allem in einkommensschwachen Familien, schon immer ein zusätzliches Armutsrisiko dar und Geschichten über die zu vielen "zu stopfenden Mäuler" sind Legende. Neu an der beschriebenen Entwicklung ist jedoch, dass den direkten und indirekten Kosten, die Eltern zu tragen haben, keine durch die Kinder selbst erwirtschafteten Einnahmen mehr gegenüberstehen – es bleibt der Anspruch auf Leistungen wie Erziehungsgeld sowie ggf. Beihilfe zum Lebensunterhalt nach BSHG. Zahlen zum Anteil Sozialhilfe beziehender Kinder illustrieren, in welchem Maße Elternschaft für einkommensschwache Familien bzw. Elternteile die weitere Verschärfung der finanziellen Lage mit sich ziehen kann – dies gilt insbesondere für allein Erziehende (BMFSFJ 2003a: 20f.).

Hier spielen andere Erwägungen eine Rolle und die Befürchtung handfester ökonomischer Nachteile ist lediglich *eine* davon. Auch wenn Eltern häufig den ideellen und emotionalen Gewinn durch ein Familienleben mit Kindern betonen, führt es meiner Ansicht nach nicht weiter, Menschen, die meinen, sich keine Kinder "leisten" zu können, Egoismus oder zu einseitig materielle Orientierung vorzuwerfen.¹¹ Wenn es so einfach wäre, läge die Lösung des Nachwuchsproblems möglicherweise in der deutlichen Erhöhung von Kindergeld und ähnlichen staatlichen Leistungen – aufgrund einer Reihe weiterer Faktoren ist dem aber nicht so.

Ein weiterer – und wie bereits angedeutet häufig als entscheidend angesehener – Faktor liegt in den veränderten Lebensentwürfen von Frauen. In "Die Kinderfrage" arbeitet Beck-Gernsheim (1988) sehr klar heraus, wie sich die Lebensrealitäten, Pläne und Wünsche von Frauen in einer Gesellschaft wie der unsrigen im Laufe der letzten Jahrhunderte gewandelt haben. Nach der sukzessiven "Erfindung" der genuinen weiblichen Bestimmung als "Hausfrau und Mutter" im Rahmen der Etablierung des bürgerlichen Familienideals (vgl. Badinter 1996), einer Rolle, die auch noch bis weit über die Mitte des letzten Jahrhunderts als weibliche Normalbiografie galt, haben sich Frauen – nicht nur in der westlichen Welt – zunehmend den Zugang zu anderen, nicht auf den Schoß der Familie beschränkten Bereichen des Lebens erkämpft: Bildung und Berufsbildung, Berufstätigkeit (nicht allein aus ökonomischer Notwendigkeit, sondern als Form der Selbstentfaltung), Autonomie in der Lebensplanung etc. Wenn man weitere Aspekte der individuellen Selbstbestimmung hinzu nimmt, beispielsweise im Bereich politischer Teilhabe, dann kann man diese Entwicklung als sozusagen nachholendes Einfordern der Verheißungen der Aufklärung auch für die "andere Hälfte der Gesellschaft" begreifen – dass auch Frauen recht wurde, was Männern schon lange billig war. Die Kehrseite besteht nun darin, dass angesichts modernisierter und individualisierter Lebensentwürfe und -ziele die "Kinderfrage" nunmehr als "Kinderfalle" erscheinen mag, nämlich als der Moment, in dem Frauen doch befürchten, dass es hauptsächlich sie sein werden, die von ihren sonstigen Wünschen Abstand nehmen "dürfen".¹² Darauf, wie sich an diesem kritischen Punkt familienpolitische Weichenstellungen und kulturelle Praktiken der elterlichen Rollen- und Arbeitsaufteilung in gegenseitiger Ergänzung die Hand reichen, werde ich weiter unten noch zurückkommen. Festzuhalten ist hier erst einmal, dass es sich angesichts der Option, zu entscheiden, ob man bzw. eher *frau* unter den gegebenen Umständen mit oder ohne Kinder leben möchte, möglicherweise als fatal erweist, dass aus einem biologischen Sachverhalt heraus – weil es Frauen sind, die Kinder zur Welt bringen – offenbar immer noch die soziale Konsequenz der hauptsächlichsten Zuständigkeit für die Beschäftigung mit dem Nachwuchs folgt. In dieser Sichtweise liegt es wohl auch begründet, dass sich bei der Erforschung (und Kritik) gesellschaftlicher Entwicklungen wie dem Rückgang der Kinderzahl bislang vor allem auf die Frage konzentriert wurde, warum Frauen weniger Kinder bekommen.

Der nächste zu nennende Aspekt betrifft wieder beide potentiellen Elternteile und vereint sowohl materielle als auch sozio-kulturelle Gesichtspunkte. Es geht um die Frage, was man als Eltern "heutzutage" seinen Kindern "bieten können" muss, um nicht das Gefühl zu bekommen, hinter den an Eltern gestellten Erwartungen zurückzubleiben. In diese Sparte

¹¹ Dies insbesondere, da es in der Bundesrepublik nicht die einkommensschwächsten Schichten sind, die am wenigsten Nachwuchs bekommen (BMFSFJ 2003b: 23 und BMFSFJ 2003a: 18ff.).

¹² So zeigte z.B. eine nichtrepräsentative Umfrage der Familienwissenschaftlerin Uta Meier im Kreise ihrer Gießener HochschulkollegInnen und Studierenden, dass in erster Linie Frauen davon ausgingen, Mutterschaft könne zum Endpunkt ihrer beruflichen Laufbahn werden – während männliche Befragte eher unkalkulierbare finanzielle Belastungen und Unlust, sich auf zeitraubende Aufgaben in Haushalt und Familie einzulassen, in den Vordergrund stellten (Meier 2003, <http://www.ligakind.de/pages/103meier.htm>). Vergleichbare Aussagen habe auch ich 2001/2002 in Gesprächen mit Berliner und Potsdamer AbiturientInnen über ihre Zukunftspläne gewonnen.

fallen nicht nur sozusagen die Klassiker kindlicher oder jugendlicher Konsumwünsche, für die Eltern aufzukommen haben – wie das sprichwörtliche Paar Nike-Turnschuhe – sondern auch gesellschaftliche Normen hinsichtlich dessen, was Eltern leisten sollen, die subjektiv akzeptiert und als Messlatte für das eigene Verhalten übernommen werden. Während das Aufwachsen von Kindern früher gleichsam "nebenbei" geschah, bietet die seit der Renaissance allmählich entwickelte und im Zuge des letzten Jahrhunderts auch über das Bürgertum im engeren Sinne hinaus durch die sozialen Schichten hindurch diffundierte Pädagogisierung von Kindheit einerseits zwar Unterstützung und Hilfe – in Form von pädagogischen Institutionen, professionellen ErziehungsexpertInnen, Kinder- und Jugendmedizin etc. – gleichzeitig können Eltern bei einer dergestalt pädagogisierten und emotionalisierten Erziehung aber auch immer mehr "falsch" machen und bleiben doch die letztendlich Verantwortlichen für reale oder vermeintliche Entwicklungsdefizite. Was vom Ansatz her dem Wohl von Kindern dienen soll – und es in vielerlei Hinsicht sicher auch tut – wird so aus der Perspektive derer, die Kinder in die Welt setzen könn(t)en, zu einer Aussicht auf dräuende Überforderung: "[...] die Norm einer verantwortlichen Elternschaft [erfordert] heutzutage einen hohen Einsatz an Zeit, an psychischer Energie, aber auch an monetären Investitionen. Daraus resultieren Zweifel und Ängste, ob man sich diesen Anforderungen überhaupt gewachsen sieht" (Meier 2003: 3). Als tendenziell verstärkend mag sich in diesem Zusammenhang noch die bereits erwähnte "Verlängerung" der Lebensphase Kindheit bzw. Jugend auswirken, wodurch die elterliche Zuständigkeit – nicht nur in ökonomischer Hinsicht – sich ebenfalls zeitlich gedehnt hat und das Projekt "mein Kind" zu einer ebenso anspruchsvollen wie langwierigen Angelegenheit geworden ist.¹³

Als letzten Punkt in meiner Übersicht über Faktoren, die das Leben ohne Kind(-er) als zumindest bedenkenswerte Option erscheinen lassen können, möchte ich noch auf einen Aspekt verweisen, der sich mit "die normative Macht des Faktischen" überschreiben ließe. Die für eine Gesellschaft wie die unsrige als typisch anzusehende Entwicklung hin zur Diversifizierung von Lebensentwürfen macht es möglich, mit keinem oder nur einem Kind zu leben, ohne dass dies *per se* begründungsbedürftig wäre, wohingegen noch vor wenigen Jahrzehnten gewollte Kinderlosigkeit eine zu rechtfertigende Ausnahme darstellte. Auch wenn immer noch eine Mehrheit der ins Erwachsenenalter eintretenden jungen Menschen in diesem Land durchaus die Vorstellung hegt, "irgendwann einmal" Kinder zu haben (vgl. Meier 2003; Hurrelmann et al. 2003: 58f.) und man daher auch weiterhin von einer grundsätzlichen Anerkennung der Norm, Kinder zu haben, sprechen kann, so sieht es doch auf der realen Erfahrungsebene anders aus: Durch Aspekte wie das mittlerweile höhere Alter zum Zeitpunkt des ersten Kindes und die gewachsene Anzahl gänzlich kinderloser Haushalte leben viele junge Erwachsene – im "biologisch besten Fortpflanzungsalter" – in privaten Zusammenhängen, in denen nunmehr ein Leben *mit* Kindern zwar theoretisch immer noch als Norm akzeptiert wird, praktisch und faktisch aber eher der Ausnahmefall ist als umgekehrt. Wie eine Untersuchung von Kaller (1998) zu gewollt kinderlosen Frauen zeigt, kann ein solches "kinderfreies" Umfeld auch bewusst gesucht bzw. aufrecht erhalten werden. Hier bricht die faktische Normalität, wer sich dann doch noch für Elternschaft entscheidet. Gleichzeitig verringert sich in einer weitgehend kinderfreien

¹³ Beck-Gernsheim bezeichnet Kinderkriegen in der heutigen Zeit als "Kopfgeburt" (1988: 168ff.), was impliziert, dass potentielle Eltern (in ihrem Falle Mütter) nicht "einfach so" ein Kind bekommen – was unter als "ungünstig" diagnostizierten Umständen auch negativ bewertet wird – sondern eingehend prüfen und abwägen, um zu einem subjektiv als wohlbegründet empfundenen Beschluss zu kommen, sich auf ein Projekt derartiger Tragweite einzulassen. Die zeitliche Tragweite von rund zwei Dekaden birgt ihr perspektivisches Konfliktpotential nicht zuletzt deshalb, weil die elterlichen Lebensentwürfe heute nicht mehr mit Eheschließung bzw. Eintritt in die Berufstätigkeit ihre Vollendung erfahren (und höchstens noch von unvorhersehbaren Krisen erschüttert werden könnten), denn Biografien sind nunmehr nicht allein faktisch länger "im Fluss", sondern auch – was viel bedeutsamer ist – im subjektiven Vorstellungs- und Erwartungshorizont.

Umgebung die Möglichkeit, als Eltern voneinander zu lernen, wodurch sich der Kreis zum oben genannten Aspekt "Anforderungen durch Elternschaft" schließt. Wie bedeutend letztlich der Anteil (junger) Erwachsener ist, die in ihrem eigenen Erfahrungshorizont das Leben ohne oder mit nur einem Kind als normal erfahren, bzw. dies – womöglich entgegen ihrer ursprünglichen Vorstellungen und Lebensentwürfe – auch subjektiv als Normalität empfinden, vermag ich nicht zu beurteilen.

Als gesichert gelten dürfte hingegen, dass es heute – zumindest unter BundesbürgerInnen deutscher Herkunft – bedeutend begründungsbedürftiger ist, drei oder mehr Kinder zu haben als gar keine (vgl. Bierschock/ ifb-Studie 2004). Und auch andere Indikatoren, wie z.B. das proportional geringe Angebot an vielzimmerigen Wohnungen oder spezielle Familienrabatte für Reisen o.ä., die sich häufig an 2-Erwachsene-2-Kinder-Konstellationen richten, machen dem/ der Einzelnen "durch die Blume" deutlich, dass ein großer "Kindersegen" hierzulande inzwischen eher als problematisch denn als segensreich angesehen wird, egal, wie laut die Klage "uns gehen die Kinder aus" auch schallen mag. Die Reziprozität zwischen individueller Familienplanung und den äußeren, als beschränkend oder befördernd empfundenen Rahmenbedingungen zeigt sich darin, dass weder Wohnungsbauunternehmen noch Reiseveranstalter als Instanzen der Geburtenkontrolle auftreten wollen, sondern nach ihrem eigenen Verständnis lediglich auf die vorgefundene Nachfrage reagieren – und dennoch mit dazu beitragen, eine kleinere Kinderzahl als "vernünftiger" erscheinen zu lassen.¹⁴

Angesichts der genannten Faktoren und in Anbetracht der Möglichkeit, *bewusst* selbst zu entscheiden, ob man ein Leben mit Kind(-ern) möchte oder nicht, wird klar, dass die einstmals "natürlichste Sache der Welt [...] nun zu einer sehr komplizierten" (Beck-Gernsheim 1988: 173) geworden ist. Der Tatsache, dass es sich beim Kinderkriegen um eine individuelle bzw. partnerschaftliche Entscheidung handelt, die unter den genannten sozialen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen getroffen wird, sollte *ideologiefrei* Rechnung getragen werden, sonst verkommt die Klage über sinkende Kinderzahlen sowie die Spekulation über mutmaßliche Gründe leicht zur Krittellei an vermeintlichem Egoismus – insbesondere gegenüber Frauen ohne Kinder(-wunsch).¹⁵ Leicht kippt hier die Analyse elternschaftsfeindlicher bzw. den Anforderungen von Kindern und Kindererziehung gegenüber gleichgültiger gesellschaftlicher Strukturen wieder in Richtung der nicht zielführenden Diffamierung angeblich "kinderfeindlicher" Individuen (siehe z.B. Stöttner 1997: 47ff.).

Hingegen bin ich von der Frage ausgegangen, was die oben genannten Faktoren im Kontext "theoretisch" weiterhin bestehender Kinderwünsche bedeuten und möchte nochmals betonen, dass diese Entwicklungen als gegeben anerkannt werden müssen. Sie sind nicht per se elternschaftsfeindlich, stellen aber gleichsam den sozio-ökonomischen wie sozio-kulturellen Hintergrund dar, vor dem andere Strukturmerkmale des Erwachsenenlebens als faktisch Elternschaft erschwerend zum Tragen kommen. In Anbetracht der Möglichkeit, sich für oder gegen Kinder zu entscheiden, sind diese Merkmale nun genauer zu analysieren.

¹⁴ Wie Bühler-Niederberger (1996: 99ff.) aufzeigt, waren Unsicherheiten und Abwägungen hinsichtlich dessen, welche Kinderzahl man sich wünschen sollte, auch Erwachsenen im vormodernen, vorbürgerlichen Europa nicht unbekannt – gleichwohl ließen sich derartige Überlegungen im Sinne der Begrenzung von Nachwuchs eben weniger verlässlich realisieren.

¹⁵ Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass z.B. in der SHELL-Jugendstudie von 2002 männliche junge Erwachsene in ihrem geäußerten Kinderwunsch um 12 Prozentpunkte hinter gleichaltrigen jungen Frauen zurückbleiben (vgl. Hurrelmann et al. 2003: 59, Abb. 2.4).

4.2 Elternschaft unter feindlichen Bedingungen – Eine Detailansicht

Wenn wir als gegeben akzeptieren, dass Erwachsene – wie überlegt und geplant auch immer – eine Entscheidung darüber treffen, ob sie Eltern werden wollen oder nicht und dass sie im Rahmen dieser Entscheidungsfindung Vorstellungen entwerfen, wie ihr Leben mit Kind(-ern) aussehen würde – die ihnen ansprechend oder eher abschreckend erscheinen können – so müssen wir uns fragen, welche dieser Vorstellungen ein besonders negatives Potential bergen. Es geht hier nicht um die Vision am Kinderbett durchwachter Nächte, mangels Babysitter ausfallender Kinoabende oder sich schlimmstenfalls auflösender Partnerschaft. Natürlich wird niemand diese Szenarien ansprechend finden, sich vielleicht auch davor fürchten, nicht zuletzt auch, da es sich z.B. bei gelingender Partnerschaft oder bei Teilhabe am kulturellen Leben um anerkannte und in der gesellschaftlichen Wertschätzung fest verwurzelte Errungenschaften handelt. Solche Befürchtungen bzw. ein daraus möglicherweise resultierendes "lieber nicht" wäre auch wieder eher dem Bereich subjektiver Elternschaftsfeindlichkeit zuzuordnen, der, wie bereits weiter oben angemerkt, nicht signifikant ins Gewicht fallen dürfte.

Es sind denn auch andere Faktoren, die ihre Wirkung zeitigen, Elternschaft zu einem verminnten Terrain werden lassen und die bei der Entscheidung hinsichtlich Elternschaft bedacht und als äußerst ungünstig empfunden werden. Ich werde mich im Folgenden auf drei Aspekte konzentrieren, denen in diesem Kontext eine entscheidende Bedeutung zukommt: *Die Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit, die innerfamiliäre Rollenverteilung bei der Versorgung und Erziehung von Kindern sowie die derzeit vorherrschenden Leitbilder deutscher Familienpolitik*. Alle drei Bereiche sind dort, wo es um die Entfaltung ihrer elternschaftsfeindlichen Potentiale geht, aufs Engste miteinander verwoben, so dass sich in ihrer Behandlung Überschneidungen nicht vermeiden lassen. Exemplarisch in den Mittelpunkt meiner Ausführungen stellen werde ich ein spezifisches Segment der erwachsenen bundesdeutschen Bevölkerung, welches sich derzeit durch besonders niedrige Geburten- bzw. Kinderzahlen ausweist: Berufstätige Frauen mit hohen formalen Bildungsabschlüssen (Akademikerinnen).¹⁶

Im Jahre 2000 lebten in den alten Bundesländern 44,3% der zwischen 35–39 Jahre alten Frauen aus diesem Bevölkerungssegment in einem kinderlosen Haushalt (BMFSFJ 2003b: 22). Angesichts der Altersgruppe kann davon ausgegangen werden, dass von diesen Frauen erstens wahrscheinlich nur eine Minderheit Kinder haben wird, die bereits aus dem mütterlichen Haushalt ausgezogen sind und zweitens, dass die Mehrzahl auch kinderlos bleiben wird. Erhellend ist hier, einige andere Zahlen zur Kontrastierung heranzuziehen: Befragungen von Jugendlichen, wie z.B. die SHELL-Jugendstudie 2002, zeigen hinsichtlich der geäußerten

¹⁶ Wenn man sich Daten zu Bildungsaspirationen und Zukunftsplänen junger Frauen vor Augen hält, ist davon auszugehen, dass dieses Segment weiter anwachsen wird (und möglicherweise den Anteil junger Männer auf der Ebene der formalen Qualifikationen hinter sich lassen könnte). Beinahe 50% der von Hurrelmann et al. (2002: 62ff.) befragten Mädchen und jungen Frauen strebten zumindest das Abitur an, die Quote lag bei jungen Männern etwas niedriger. Im Jahre 2002 haben sich zum ersten Mal in der Geschichte des deutschen Hochschulwesens knapp mehr weibliche als männliche Studierende neu an Hochschulen eingeschrieben (vgl. <http://www.destatis.de/basis/d/biwiku/hoctab8.php> [Stand: April 2004]), ein Trend, der seither anhält. Auch von der strukturellen Ebene her, d.h. zusätzlich zu subjektiven Bildungspräferenzen, wird das Segment akademisch gebildeter und anderweitig hochqualifizierter BürgerInnen in Zukunft weiter wachsen müssen, denn die moderne "Wissensgesellschaft" benötigt derartige Qualifikationen in hohem Maße. Eigentlich könnte ich die männlichen Pendants zum gewählten Segment ebenso mit einbeziehen, denn gerade die strukturellen Rahmenbedingungen ihres Berufslebens sind durchaus vergleichbar. Zudem sind *Väter* hier noch seltener anzutreffen als *Mütter* (BMFSFJ 2003b: 16). Ich habe bereits an anderer Stelle kritisiert, dass der kritisch-analytische Blick hier zu sehr allein auf den Frauen ruht. Andererseits gibt das mir vorliegende Datenmaterial in Bezug auf Männer und ihre Beweggründe zu wenig her und – gerade im Kontext der von mir behandelten elternschaftsfeindlichen Faktoren – ist die Lage potentieller wie tatsächlicher Mütter noch prekärer. Dennoch, man wird in Zukunft nicht umhin kommen, den Blick verstärkt auf Männer bzw. Väter zu richten.

Kinderwünsche keine Unterschiede zwischen den besuchten Schulformen bzw. den angestrebten Bildungsabschlüssen. Drei Viertel der hier befragten Mädchen und jungen Frauen gaben an, "später einmal" Kinder haben zu wollen, nur 5% verneinten den Wunsch nach eigenen Kindern rundheraus (Hurrelmann et al., a.a.O.). Da nicht begründetermaßen davon ausgegangen werden kann, dass die oben genannten kinderlosen Akademikerinnen in den hohen Dreißigern sich vor 20 Jahren in dieser Frage sehr abweichend geäußert hätten, ist der entscheidende Knackpunkt, was sich auf dem Weg zum "später einmal" ereignet, wodurch der Kinderwunsch ein theoretischer bleibt, der nicht ausgelebt wird – bis es zu spät ist.

Ein weiteres, in diesem Kontext interessantes Faktum ist, dass der Anteil kinderloser Frauen im beschriebenen Segment in den neuen Bundesländern mit 16,2% bedeutend niedriger ist. Das BMFSFJ (2003b: 24) merkt hierzu an, dass dortige Akademikerinnen mit Kindern diese mehrheitlich noch zu DDR-Zeiten bekommen hätten und verweist auf die insgesamt "niedrigeren Opportunitätskosten" (ibid.), mit denen sich potentielle Mütter in der DDR konfrontiert sahen. Schauen wir uns wesentliche Elemente der "Opportunitätskosten" genauer an.

Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit

Berufstätigkeit ist ein konstituierender Bestandteil des Lebens in unserer Gesellschaft. Berufstätig zu sein, einen Arbeitsplatz zu haben und zu behalten, genießt eine hohe soziale wie individuelle Wertschätzung, nicht zuletzt in Zeiten grassierender Arbeitslosigkeit – und dies nicht nur aus ökonomischen Gründen, sondern auch, weil Berufsarbeit als sinn- bzw. identitätsstiftend erlebt wird und der persönlichen Entfaltung dient. Berufstätigkeit findet zumeist außer Haus statt und ist so organisiert, dass der übrige Alltag um sie herum gruppiert wird, d.h. dass sonstige Aktivitäten in Zeit, Ort und Umfang nach Maßgabe der Anforderungen am Arbeitsplatz ausgerichtet werden. Wer hier nicht "mitspielt", wer hier das jeweils vorherrschende Arbeitsethos nicht mit trägt, gerät schnell ins Abseits, zumindest, was weitere Aufstiegschancen anbetrifft. Vor allem im Hinblick auf das zeitliche Engagement gilt dieses Phänomen ganz besonders für jene Professionen, in denen Frauen aus dem beschriebenen Segment tätig sind und wird leicht als Exklusionsmechanismus gegenüber MitarbeiterInnen wirksam, die – aus welchen Gründen auch immer – noch anderweitig involviert sind.¹⁷

Für die Betreuung und Erziehung eines Kindes verantwortlich zu sein, folgt jedoch seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten. Gerade während der ersten Lebensjahre haben wir es hier mit einer Aufgabe zu tun, die nicht nur ebenfalls viel Zeit und Energie beansprucht, sondern auch viele unkalkulierbare Überraschungen mit sich bringt. Wenn man versucht, diese Anforderungen mit denen im Berufsleben in Deckung zu bringen, zeigt sich eine deutliche Inkompatibilität: 100% engagierte Elternschaft plus 100% engagierte Berufstätigkeit scheinen sich gleichsam gegenseitig auszuschließen. Dies stellt natürlich so lange kein Problem dar, wie klare Zuständigkeiten für die eine und die andere Domäne geregelt sind – wie es im klassischen Modell des berufstätigen Vaters einerseits und der "Hausfrau und Mutter" andererseits der Fall war (vgl. Beck-Gernsheim 1993: 56ff.). Wer dieses Modell für sich nicht akzeptiert, dem bzw. der stellt sich die Kompatibilitätsfrage: Wer kümmert sich also um den Nachwuchs, während die Eltern ihrem Beruf nachgehen? Und umgekehrt, wer kümmert sich um die berufliche Zukunft eines zwecks Kinderbetreuung zeitweise "ausgestiegenen" Elternteils?

¹⁷ Analysen wie z.B. in Wetterer (1992 bzw. 1995) und Hofbauer (2004) oder empirische Studien wie von Cooper (2000) zeigen, wie beispielsweise die Bereitschaft zu unregelmäßigen oder überlangen Arbeitszeiten ein quasi konstitutives Element in höheren Professionen, in manchen modernen Branchen (IT-Bereich) sowie auf mittleren und oberen Führungsebenen ist.

Die Antwort auf die erste Frage steht und fällt mit den Möglichkeiten der Kinderbetreuung durch Dritte. Die Übernahme dieser Aufgabe durch private Netzwerke (v.a. Familienangehörige) stellt, sowohl in historischer Perspektive als auch vielfach heute noch, die zuverlässigste und tragfähigste Hilfestellung in diffizilen Lebenslagen dar (vgl. Meier et al. 2003: 284ff., was nicht allein für die dort untersuchten finanzschwachen Haushalte gelten dürfte). Allerdings bietet sich die "Großeltern-Option" nur bei nicht allzu großer räumlicher Distanz an. Wenn man in Rechnung stellt, dass aber gerade Mobilität und die Bereitschaft zum beruflich bedingten Wechsel des Wohnortes auf dem Arbeitsmarkt immer mehr zu einer unhinterfragten Erwartung gegenüber den Beschäftigten werden, so zerreißen auf diese Weise gleichzeitig familiär organisierte Netzwerke zur Kinderbetreuung.¹⁸

Auf die Unzulänglichkeiten öffentlicher Kinderbetreuung komme ich weiter unten noch zu sprechen. Zunächst sei das Augenmerk vielmehr darauf gerichtet, dass Arbeitgeber – im Austausch für Mobilität und Einsatzbereitschaft ihrer Beschäftigten – sich hierzulande nur sehr selten dazu berufen fühlen, selbst Angebote zur Kinderbetreuung (mit) zu organisieren (vgl. Hess 2004). Aus ihrer Systemlogik scheinen Kinder allein die Privatangelegenheit von Mitarbeiterinnen zu sein. Obwohl das für Familienpolitik zuständige BMFSFJ seit einigen Jahren dezidiert versucht, Unternehmen für die Thematik "Vereinbarkeit von Familie und Beruf" zu sensibilisieren und auch der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) diese Politik mittlerweile propagiert, scheint sich auf der unmittelbaren betrieblichen Ebene in dieser Hinsicht noch nicht viel getan zu haben: Eine vom Ministerium in Auftrag gegebene Untersuchung unter BetriebsrätInnen ergab, dass in weit über 70% der Unternehmen "Familienfreundlichkeit kein Thema" ist (Hess 2004: 38). Da hier Aussagen von ArbeitnehmervertreterInnen zugrunde liegen, ist anzunehmen, dass nicht allein Arbeitgeber mehrheitlich die Problematik ignorieren, sondern es auch unter Beschäftigten weit verbreitet ist, Arbeitsplatz und Familienleben nach wie vor konsequent getrennt zu denken.

Ein arbeitsplatznahes, gar an den Arbeitsplatz angebundenes Angebot zur Kinderbetreuung (oder über den Arbeitgeber organisiertes Betreuungsnetzwerk) existiert also eher selten, vor allem in den alten Bundesländern. In den neuen Bundesländern bestehen von derartigen Einrichtungen, die in der DDR flächendeckend verbreitet waren, noch die Rudimente. Wie sehr Kinder in den Augen von Arbeitgebern als Privatangelegenheit ihrer Eltern – vor allem ihrer Mütter – gelten, zeigt sich auch darin, dass Elternschaft z.B. in Bewerbungsgesprächen vor allem dahingehend thematisiert wird, ein Hindernis für jederzeit engagierten Einsatz im Beruf zu sein.¹⁹ Dass es auch anders geht, nämlich Menschen, die aktiv Elternschaft meistern, als besonders wertvolle MitarbeiterInnen angesehen werden können, zeigen Beispiele aus anderen Ländern, in denen zwei berufstätige Elternteile, d.h. auch berufstätige Mütter, entweder gezielt gefördert werden (vgl. Mönninger 2004 zu betrieblicher Personalpolitik in Frankreich)

¹⁸ Dass es sich bei Erwartungen hinsichtlich der Flexibilität und Mobilität von Beschäftigten nicht allein um den frommen Wunsch der Arbeitgeberseite handelt, zeigt sich auch daran, dass zunehmend schärfer gefasste Interpretationen dessen, was "zumutbar" sei, im Zuge der Reformen in der Arbeitsmarktpolitik institutionalisiert worden sind. Oestreich (2004) weist z.B. darauf hin, wie blind und ignorant die so genannten "Hartz IV"-Regelungen gegenüber Menschen mit familiären Verpflichtungen seien. Im Kontext des von mir in den Mittelpunkt gestellten Segments der Akademikerinnen ist noch hinzuzufügen, dass insbesondere bei denjenigen, die im eigentlichen Wissenschaftsbetrieb tätig sind, befristete Beschäftigungsverhältnisse von 2-5 Jahren und anschließende Ortswechsel die Regel sind. Dieser "akademische Wanderzirkus" ist ebenfalls nicht der geeignetste Boden für das auf Kontinuität angelegte Projekt "Elternschaft".

¹⁹ Eine nebenbei von mir im Freundeskreis vorgenommene Befragung ergab, dass vor allem Mütter jüngerer Kinder, die einen neuen Arbeitsplatz suchten, sich in Bewerbungsgesprächen regelmäßig mit der Frage konfrontiert sahen, wie sie denn die Betreuung des Kindes geregelt hätten und was sie machen würden, wenn das Kind mal krank werde. Hinzuzufügen ist, dass keiner der Partner dieser Frauen je in vergleichbarer Weise "ausgequetscht" wurde.

oder als der Normalfall gelten. Letzteres, die Definition der berufstätigen Mutter *als gesellschaftlicher Normalfall*, war auch kennzeichnend für die DDR. Die – auch weiterhin fortbestehende – Tradition der alten Bundesrepublik ging stattdessen vom Gegenteil aus.²⁰

Die im Folgenden noch genauer zu analysierende Tendenz, vor allem die Mutter als diejenige zu sehen, die sich um den Nachwuchs kümmert, hat Auswirkungen auf den Blickwinkel, aus dem Mütter von Arbeitgebern gesehen werden und aus dem sie sich auch selbst sehen: Sie könnten "ausfallen", sei es durch Erziehungsurlaub, sei es durch den Wunsch nach Teilzeitarbeit, sei es immer wieder in Folge der kleinen Unwägbarkeiten des Lebens mit Kindern.

Reden wir nicht davon, dass allein die prospektive Erwartung solcher Ausfälle bereits geeignet ist, die Beschäftigungschancen jüngerer Frauen ganz generell zu beeinträchtigen, sondern konzentrieren uns wieder auf das gewählte Segment und vergegenwärtigen uns, welche Aussichten hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunft eine hochqualifizierte Frau wahrnimmt, wenn sie sich Gedanken über die Vereinbarkeit von Kind und Beruf macht. Die Rückkehr an ihren Arbeitsplatz – nach Mutterschutz und gegebenenfalls Elternzeit – ist ihr zwar gesetzlich garantiert, aber, je länger und vollständiger die Auszeit war, desto mehr wird sie befürchten, den Anschluss verpassen zu können (vgl. Meier 2003). Unzureichende Angebote zur Betreuung gerade jüngerer Kinder sowie die weiterhin gelebte asymmetrische Aufgabenverteilung zwischen den Elternteilen befördern jedoch längere berufliche Abstinenz der Mutter, was durch großzügige gesetzliche Regelungen zur Elternzeit noch unterstützt wird. An die Bedürfnisse von Erziehungsarbeit angepasste Teilzeitoptionen sind hingegen umso schwieriger einzufordern, je mehr unbedingter, zeitintensiver Einsatz zur anerkannten Kultur eines Arbeitsumfeldes gehören, z.B. gilt Teilzeitarbeit auf der Managementebene als quasi nicht machbar (vgl. Hofbauer 2004).

"Kinder? Dann wäre ich in meinem Beruf weg vom Fenster [...] Dafür hab' ich einfach zu viel in meine Ausbildung gesteckt", so zitiert Meier (2003: 7) eine habilitierende Psychologin. Die "Wahl" erscheint als die zwischen Kind plus Auszeit – inklusive der hohen Wahrscheinlichkeit, beruflich in eine Sackgasse zu geraten – und Kinderlosigkeit plus beruflichem Fortkommen. Gerade für Menschen, die bereits sehr viel Lebenszeit und Energie in eine lange, aufwändige Ausbildung sowie in ihren beruflichen Aufstieg investiert haben, sind derartige Alternativen wenig verlockend, sind diese Opportunitätskosten eines Kinderwunsches zu hoch.²¹ Die Rahmenbedingungen des Berufslebens haben also das Potential, ein "Ja" zum Kind zumindest für einen Elternteil in die sprichwörtliche "Kinderfalle" münden zu lassen, denn man kann die heute mehrheitlich anzutreffende Struktur des Arbeitslebens mit Fug und Recht als insofern elternschaftsfeindlich²² bezeichnen, als dass sie gegenüber dem "Privatleben" der

²⁰ Ein Indikator für diese Sicht ist, dass die "außergewöhnlich hohe Erwerbsneigung ostdeutscher Frauen" auch in ernst gemeinten Analysen immer wieder als Erklärung für die hohe Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern herhalten muss, ganz so, als ob es sich bei weiblicher Berufsorientierung um ein abnormes Phänomen handelt (zur Kritik solcher Positionen vgl. Veil 2002). Trotz in der vergangenen Dekade gestiegener Erwerbsquoten westdeutscher und gesunkener Erwerbsquoten ostdeutscher Frauen liegt die Quote in den neuen Bundesländern immer noch um im Schnitt 10 Prozentpunkte höher, auch bei Müttern von Kleinkindern (BMFSFJ 2003a: 13).

²¹ Unter "Opportunitätskosten" wären auch noch andere indirekte, aber konkret materielle Kosten von Elternschaft zu fassen, z.B. der Einkommensausfall infolge einer beruflichen Auszeit (da das Erziehungsgeld sich nicht am Einkommen orientiert) oder Einkommenseinbußen durch einen möglichen Karriereeinbruch. Jedoch wird gerade die oben fokussierte immaterielle Seite der Opportunitätskosten hierzulande fast ausschließlich von Müttern getragen.

²² An dieser Stelle könnte (spätestens) der Einwand kommen, dass der von mir eingeführte Begriff der "Elternschaftsfeindlichkeit" nichts anderes bedeutet als die wesentlich gängigeren Begrifflichkeiten "familienfeindlich/ familienfreundlich" besagen wollen. In der Dimension, nicht individuelle Befindlichkeiten zu erfassen, sondern strukturelle Rahmenbedingungen zu fokussieren, sind die Begriffe tatsächlich kongruent. Allerdings ist "Familie" bedeutend stärker ideologisch aufgeladen als "Elternschaft", es schwingt sozusagen das sattsam bekannte traditionelle Arrangement elterlicher Rollenverteilung

Arbeitskräfte zugerechneten Anforderungen – wie Erziehungsarbeit oder auch die Betreuung und Pflege anderer Angehöriger – im Wesentlichen strukturell gleichgültig agiert. Zumindest potentielle Mütter sehen sich hier mit hohen Hürden konfrontiert, und dies um so eher, je mehr sie bereits in ihre berufliche Karriere investiert haben. Für potentielle Väter scheinen derartige Erwägungen hingegen keine signifikante Rolle zu spielen (BMFSFJ 2003b: 21; Meier 2003), obwohl die strukturellen Zwänge des Berufslebens sie ebenso treffen. Gehen sie (immer noch) davon aus, dass sich Vaterschaft nicht auf ihre Berufstätigkeit auswirken wird?

Elternschaft und Rollenverteilung zwischen Elternteilen

Wie bereits auf S. 22 erwähnt, scheinen Frauen und Männer hierzulande tendenziell jeweils recht unterschiedliche Vorstellungen von bzw. Vorbehalte gegen Elternschaft zu hegen: Während Frauen die berufliche Sackgasse befürchten oder eine Doppelbelastung durch Erziehungs- und Berufsarbeit auf sich zukommen sehen, thematisieren Männer eher die mit Vaterschaft verbundenen finanziellen Belastungen sowie die Sorge, die Partnerin würde "zu hohe Erwartungen" an die väterliche Erziehungsbeteiligung stellen (vgl. Meier 2003). In derartigen Äußerungen spiegelt sich gleichsam wider, welche deutlichen Asymmetrien in der Alltagspraxis zwischen gelebtem Mutter-Sein und Vater-Sein nach wie vor bestehen, eine Praxis, die Beck-Gernsheim (1993) auf die griffige Formel "Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie" brachte. Obwohl beispielsweise inzwischen die gesetzlichen Elternzeitregelungen für Mütter wie Väter gleichermaßen gelten, d.h. theoretisch geschlechtsneutral sind, wird Erziehungsurlaub in der überwiegenden Mehrheit lediglich von der Mutter in Anspruch genommen (BMFSFJ 2003b: 30).²³

Zur Erklärung dieses Phänomens kann man natürlich darauf hinweisen, dass nach wie vor sehr häufig das väterliche Einkommen das höhere ist und somit insbesondere ökonomische Gründe gegen eine berufliche Auszeit des Vaters sprechen (ibid.). Dem könnte allerdings – in gewissen Grenzen – die Einführung eines einkommensbezogenen Elterngeldes entgegen wirken, welches nach Ansicht des BMFSFJ Elternzeit auch für Väter "attraktiver" machen würde.²⁴ Allerdings, so plausibel das ökonomische Argument auf den ersten Blick auch sein mag, für das Verständnis väterlicher Abstinenz beim Thema Erziehungsurlaub ist noch ein weiterer, kultureller Faktor von Bedeutung. Hier gilt es, ernsthaft die Frage zu stellen, in welchem Umfang in unserer Gesellschaft auch heute noch die Vorstellung tief verankert ist, dass eine Mutter "nach Hause zu ihrem Kind gehört" – und von Müttern wie Vätern gleichermaßen mit getragen wird. Es gibt eine Reihe von Indikatoren dafür, dass dieses Konzept, zumindest in den alten Bundesländern und sofern es sich um die ersten Lebensjahre des Kindes handelt, tatsächlich weithin anerkannt ist. Zu nennen wäre hier beispielsweise der typisch (west-)deutsche Diskurs, Mütter, die kurz nach der Geburt eines Kindes wieder voll berufstätig sind, als "Rabenmütter"²⁵ zu bezeichnen,

(immer noch) mit. Da dies aber ein entscheidender Bestandteil des zu behandelnden Problems ist, halte ich "Elternschaft" für in dieser Hinsicht neutraler – so lange, bis sich die Erkenntnis allgemein durchgesetzt hat, dass "Familie ist, wo Kinder sind", ganz egal, in welchem biologischen Verhältnis zum Nachwuchs die Sorge tragenden Personen stehen.

²³ Der Anteil "erziehungsbeurlaubter" Väter liegt in Deutschland um 1%. Abgesehen von Skandinavien ist diese Rate durchaus EU-Standard (vgl. http://europa.eu.int/comm/employment_social/news/2004/sep/parental_leave_de.htm [Stand: September 2004]).

²⁴ Nebenbei bemerkt: Unter der Prämisse, dass berufliche Auszeiten tatsächlich als Karrierehemmnis wirken und insofern auch das Einkommen nach der Auszeit negativ beeinflussen, würde – auch bei ursprünglich durchaus vergleichbarer Einkommenshöhe, wie wir sie z.B. bei Akademikerpaaren häufig vorfinden – jeder von der Mutter genommene Erziehungsurlaub die Einkommensdisparität zwischen den Partnern potentiell weiter vergrößern bzw. überhaupt erst herstellen.

²⁵ Es empfiehlt sich, einmal das Wort "Rabenmütter" in eine Internet-Suchmaschine einzugeben. Die schiere Anzahl der zu findenden Veranstaltungen, Diskussionsforen etc., in denen Frauen sich mit der Figur "Rabenmutter" auseinandersetzen, macht deutlich, wie viel Konfliktpotential dieser Vorwurf birgt.

eine Titulierung, die offenbar in Nachbarländern, in denen außerhäusliche Betreuung, auch von Kleinkindern, selbstverständlich ist, schon als Sprachfigur gar nicht existiert (vgl. Weikert 2000; Mönninger 2004). Hierzulande hat die Frage, ob es gerade für jüngere Kinder nicht am besten sei, in der Familie betreut zu werden, in erster Linie die Mutter im Visier – wobei nicht grundsätzlich problematisiert wird, dass "Familie" dabei weiterhin im Sinne einer bürgerlichen Institution konstruiert wird, die darauf basiert, dass ihre weiblichen Mitglieder a priori für derartige Leistungen zur Verfügung stehen (vgl. Beck-Gernsheim 1993; Meier 2003). Wenn sowohl der vorherrschende Diskurs als auch die vorherrschende Praxis Erziehungsleistungen und somit ebenfalls Erziehungsurlaub bei der Mutter verorten, dann wird auch nachvollziehbar, dass sogar im Prinzip an einer beruflichen Auszeit zugunsten von Familienarbeit interessierten Vätern dies besonders schwer dem Arbeitgeber gegenüber vertretbar scheint (Meier 2003: 12).

Ein weiteres Indiz für die asymmetrische Rollen- und Aufgabenverteilung zwischen Elternteilen offenbart sich angesichts von Studien zur quantitativen Inanspruchnahme von Müttern und Vätern. Hier zeigt sich durchweg – und nicht nur in Deutschland – dass die Zeit, die seitens der Mutter in Erziehungs- und Betreuungsleistungen investiert wird, deutlich über dem Umfang der väterlichen Beteiligung liegt (vgl. BMFSFJ 2003a: 17; Meier 2003: 8f.; Bittman 2004: 226). Die beobachtete Schiefelage stellt sich übrigens mit Beginn der Elternschaft ganz unabhängig davon ein, ob die Mutter weiterhin berufstätig ist bzw. sogar bei Paaren, die zuvor eine relativ ausgewogene Verteilung von haushaltsbezogenen Aktivitäten praktiziert und dies auch im Hinblick auf Erziehungs- und Betreuungsarbeit postuliert hatten (ibid.).²⁶ Daraus lässt sich schließen, dass das "partnerschaftliche", an einem egalitären Geschlechterverhältnis orientierte Beziehungsmodell, welches wir insbesondere bei jüngeren, hochqualifizierten Frauen mehrheitlich antreffen dürften, den Testfall "Kind" häufig nicht unbeschadet übersteht.²⁷ Natürlich kennen wir inzwischen den Vater, der den Kinderwagen schiebt und sich in einer Weise um seinen Nachwuchs kümmert, die noch vor wenigen Jahrzehnten als charakteristischer Bestandteil der Mutterrolle galt, und im Gegenzug die Mutter, die das "Bemuttern" mit ihrem Partner teilt bzw. es ihm ruhigen Gewissens überlässt, dennoch kann man im Lichte der beschriebenen Befunde im Großen und Ganzen mit Recht von "hoher verbaler Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre" (Meier 2003: 9) sprechen.

Offen bleibt hier allerdings, ob allein Männer "Verhaltensstarre" an den Tag legen und allein Frauen mit dem Ergebnis unzufrieden sind. Zwar scheint es auf den ersten Blick naheliegend, vorwurfsvoll in Richtung (potentieller) Väter zu weisen, wenn man folgende Aussagen miteinander kontrastiert: "Da hab' ich wohl nicht den richtigen Partner dafür. Ich sehen schon, dass das dann alles an mir hängen bliebe ..." – so eine Studentin – und "Ehrlich gesagt, ich liebe meine Bequemlichkeit. Allein die Vorstellung, dass meine Partnerin von mir verlangen könnte, dann die Hälfte des Alltagskrams zu übernehmen, darauf will ich mich nicht einlassen ..." – so ein Student (Meier 2003: 6f.). Folgt man diesen beiden, für die von Meier durchgeführte Umfrage typischen Aussagen, so bekommt man durchaus den Eindruck, dass vor allem (potentielle) Väter weiterhin einem Verständnis von "abwesender Vaterschaft" anhängen, welches mit den

²⁶ Das quantitative mütterliche Mehrengagement produziert natürlich in der Konsequenz auch qualitative Unterschiede: Die Erfahrung, wer für was zuständig ist bzw. in welcher Weise wofür zu Verfügung stand (und steht), spiegelt sich deutlich in den Wahrnehmungen von Kindern und Jugendlichen wider, welchen Elternteil sie als vorrangige Bezugsperson identifizieren (vgl. Zinnecker/ Silbereisen 1996: 420; 423). Das mütterliche Mehrengagement wird demnach zu einem Selbstläufer, aus dem nicht einfach wieder "ausgestiegen" werden kann – "mein Kind braucht mich" – aus dem jedoch gleichzeitig auch ein hohes Maß an Selbstbestätigung gewonnen wird.

²⁷ In Anlehnung an Fthenakis weist Meier darauf hin, dass gerade bei "gut verdienenden Eltern mit hoher Bildung" (und hohen Erwartungen an die Partnerschaft) die Trennungsraten während der ersten Lebensjahre eines Kindes – wenn die Erwartungen unter den beschriebenen strukturellen Bedingungen von der Realität eingeholt werden – enorm ist (2003: 10).

gewandelten Lebensentwürfen ihrer Partnerinnen nicht mehr kompatibel ist. Gleichwohl sollte aber doch die bereits gestellte Frage untersucht werden, ob und in welchem Maße dem seitens der (potentiellen) Mütter entgegen gekommen wird, sei es als Strategie zur Vermeidung von Partnerschaftskonflikten, sei es quasi vorsehend aufgrund der genannten strukturellen Erschwernisse – oder sei es infolge der festen Überzeugung, doch besser mit dem Kind umgehen zu können als der Vater bzw. Partner. Mangels entsprechender empirischer Befunde muss diese Frage im Rahmen meines Beitrages unbeantwortet stehen bleiben. Deutlich wird jedoch, dass es offenbar eine gewisse Verwirrung und konfligierende Erwartungen hinsichtlich elterlicher Rollen gibt – vom traditionellen Konzept klar unterschiedener mütterlicher und väterlicher Zuständigkeiten bis hin zu egalitären Entwürfen (vgl. Cooper 2000), welche häufig mehr postuliert als gelebt werden – und dass die Konfliktlinien entlang der Geschlechter verlaufen (vgl. Gaschke 2004). Vom Prinzip her entsteht so das Bild, dass zwar Frauen ihren Aktionsradius über die "Frauenwelt Familie" hinaus erweitert und sich sukzessive andere gesellschaftliche Bereiche erobert haben, bei Männern aber eine quantitativ wie qualitativ vergleichbare Inkorporation von Familienarbeit in ihre Lebensentwürfe auf breiter Basis noch aussteht – ganz offensichtlich mit der Folge, dass diese Inkongruenz von beiden Seiten mit Zurückhaltung in Bezug auf Nachwuchs beantwortet wird, da ein Kind die latenten Deckungslücken zwischen mütterlichen und väterlichen Wunschvorstellungen manifest werden lassen und so zur Sollbruchstelle der elterlichen Beziehung werden könnte (ibid.). Solange die Beziehung jedoch kinderlos bleibt, braucht auch keine – eventuell diffizile – Klärung von divergierenden Erwartungen und von Unsicherheiten, wie Vater-Sein bzw. Mutter-Sein konkret gelebt werden sollte, zu erfolgen.

Sofern solche Fragen nicht in einem offenen gesellschaftlichen Diskurs darüber, wie Mutterschaft, Vaterschaft bzw. Kindererziehung und -betreuung im Sinne nicht geschlechtsspezifisch determinierter Übernahme von Verantwortung neu bestimmt werden können, solange es also kulturell anschlussfähig bleibt, vor allem Frauen vor Kompatibilitätsproblemen zu stellen, entfaltet die vorherrschende Praxis elterlicher Rollenverteilung ein elternschaftsfeindliches Potential, da neue Leitbilder bzw. Anschlussoptionen vage bleiben und der potentielle Konflikt dem Bereich privater Beziehungsstreitigkeiten zugewiesen wird.²⁸

Elternschaft und Leitbilder der Familienpolitik

Im letzten Abschnitt der "Detailansicht" sei nun noch der Blick darauf gerichtet, ob und inwiefern die derzeit in der Bundesrepublik verfolgte Familienpolitik Grundzüge aufweist, die an den Bedürfnissen von potentiellen und tatsächlichen Eltern vorbei gehen und damit Weichenstellungen vornimmt, die der erklärten Absicht – Familien zu fördern – nicht in ausreichendem Maße zuträglich sind. Es muss hinzugefügt werden, dass natürlich auch die Politik anderer Ressorts ihre jeweils spezifischen Auswirkungen auf die Lebensbedingungen von Menschen mit Kindern hat, beispielsweise die weiter oben erwähnte Arbeitsmarktpolitik, als explizite Aufgabenstellung und gesellschaftlicher Bezugspunkt kommt diese Facette des Lebens hingegen allein in der Politik des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) vor, auf welches ich mich im Folgenden konzentrieren werde. Dass Familienfreundlichkeit – hier gedacht im Sinne des Lebens mit Kindern – in anderen Politikbereichen eben nicht den Stellenwert einer Querschnittsaufgabe hat, wäre übrigens als weiteres Indiz

²⁸ Einmal ganz davon abgesehen, dass auch andere, nicht auf heterosexuellen Paarbeziehungen bzw. biologischer Verwandtschaft basierende Formen des Zusammenlebens mit Kindern damit weiterhin den Status des "nicht Normalen" behalten. Zwar propagiert das BMFSFJ offensiv "Familie ist, wo Kinder sind", aber die äußerst kontroverse Debatte um das Adoptionsrecht für Homosexuelle zeigt, dass wir von gesellschaftlicher Akzeptanz jenseits des traditionellen Arrangements noch weit entfernt sind (vgl. <http://www.politikforum.de/forum/archive/13/2004/11/2/84166> [Stand: September 2004]).

der bereits angesprochenen "strukturellen Gleichgültigkeit" gegenüber den Anforderungen von Elternschaft bzw. der Übernahme von Erziehungsverantwortung festzuhalten.

Pacholok und Gauthier (2004: 201) unterscheiden im EU-Kontext grob drei unterschiedliche Typen von Familienpolitik: Das "konservative" deutsche Modell, das "typische südeuropäische" Modell (am Beispiel Italiens) sowie das "sozialdemokratische" skandinavische Modell (am Beispiel Schwedens). Das deutsche Modell zeichne sich hiernach durch vergleichsweise hohe Geldzahlungen an Erziehende aus und leiste durch die Gewährung langer beruflicher Auszeiten – die wie gesagt fast ausschließlich von Müttern in Anspruch genommen werden – sowie nur sehr eingeschränkt bestehende Angebote zur Kinderbetreuung einer traditionellen Rollenverteilung zwischen Müttern und Vätern Vorschub. In Italien gebe es geringere Kindergeldzahlungen, enger bemessene Auszeiten, noch weniger Betreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder, aber gut ausgebaute Angebote im Vorschulalter. Das skandinavische Modell hingegen versuche zum einen am konsequentesten, Elternschaft und Berufstätigkeit durch ein engmaschiges Angebot an Betreuungsmöglichkeiten vereinbar zu machen und rege zum anderen ein egalitäreres Geschlechterrollenmodell an, da z.B. ein Teil der Elternzeit nur vom Vater genommen werden kann, sonst verfällt er (vgl. auch BMFSFJ 2003b: 31).

Es ist recht kompliziert, schon allein die Vielfalt der unterschiedlichen Regelungen zu Elternzeit und finanziellen Transferleistungen miteinander zu vergleichen, die in der EU derzeit existieren. Wenn man noch weitere Indikatoren hinzu nimmt, wie Geburtenziffern, Frauenbeschäftigungsquoten und den Anteil außerhäuslich betreuter Kinder unterschiedlicher Altersgruppen, wird das Bild auf den ersten Blick noch uneindeutiger: Weder die gesetzlichen Regelungen noch die Zahlen scheinen sich in einer Weise zusammenfassen bzw. anordnen zu lassen, die klare Aussagen über familienpolitische Konzepte und Wirkungszusammenhänge ohne Weiteres möglich macht.²⁹ Dennoch, auch wenn die länderübergreifende Analyse ohne die Berücksichtigung des jeweils unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontextes notwendigerweise unvollständig bleibt, so werden doch hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen familienpolitischen Maßnahmen und Geburtenentwicklung einige Tendenzen deutlich, in denen sich die von Pacholok und Gauthier identifizierten drei Modelle der Familienpolitik in ihren Auswirkungen widerspiegeln: Mit Blick auf die Geburtenentwicklung der letzten Dekaden scheint das "südeuropäische Modell" am wenigsten dazu anzuregen, Kinderwünsche in die Tat umzusetzen, das "skandinavische Modell" hingegen am ehesten. Die Geburtenziffern in Deutschland liegen dazwischen, allerdings auf einem Niveau nur knapp oberhalb der Zahlen aus Italien bzw. anderen südeuropäischen Ländern wie Spanien, Griechenland und Portugal. So stellt sich hier die Frage, in welchen Grundzügen sich das deutsche Paket familienpolitischer Maßnahmen vom so genannten "skandinavischen Modell" unterscheidet.

²⁹ Beispielsweise korrelieren hohe Beschäftigungsquoten in der weiblichen Bevölkerung nicht generell mit hohen Quoten außerhäuslicher Kinderbetreuung und großzügig bemessene finanzielle Leistungen nicht mit höheren Geburtenziffern. Für eine detaillierte Analyse wäre hier auch das Heranziehen von kleinteilig ausdifferenzierten Daten und länderspezifischen Zeitreihen notwendig (z.B. Daten zur Entwicklung der Frauenbeschäftigungsquote über längere Zeiträume hinweg, nach Altersgruppen und Bildungsniveau differenziert). Erläutern möchte ich dies am Beispiel Frankreichs: Die statistische Momentaufnahme der OECD aus dem Jahre 2002 (BMFSFJ 2003b: 41) zeigt hier sowohl für die weibliche Beschäftigungsquote als auch für den Anteil außerhäuslich betreuter Kinder Zahlen, die im europäischen Vergleich im Mittelfeld liegen. Allerdings haben sich französische Frauen erst vergleichsweise spät – aber dafür sehr vehement – den Zugang zur Berufstätigkeit verschafft (vgl. Mönninger 2004). Bei der Erwerbstätigkeit jüngerer Frauen und dem Anteil hochqualifizierter Frauen in gehobenen Positionen steht Frankreich im gesamteuropäischen Vergleich sehr gut da (ibid.). Das System flächendeckender Angebote zur Kinderbetreuung, auch von Kleinkindern, wurde erst in jüngster Zeit entsprechend ausgebaut. So wäre es instruktiv, hier ältere mit neueren Daten, aufgeschlüsselt z.B. nach Qualifikations- und Einkommensniveau, vergleichen zu können, um ein aussagekräftigeres Bild über mögliche Wirkungszusammenhänge zu bekommen (zur Aussagekraft ländervergleichender Statistiken siehe auch BMFSFJ 2003b: 41).

Wenn man allein die finanziellen Transferleistungen an Eltern³⁰ sowie die Regelungen zu beruflichen Auszeiten betrachtet, dann könnte man das Paket der elternschaftsbezogenen Angebote in Deutschland als eines der großzügigsten innerhalb der EU bezeichnen. Weniger rosig sieht es allerdings bei der Versorgung mit Kinderbetreuungsplätzen aus, insbesondere im Gebiet der alten Bundesländer und bei Plätzen für Kinder unter 3 Jahren – hier betrug die Quote in Krippen betreuter Kinder noch 1998 gerade einmal 3,4% (vgl. BMFSFJ 2003b: 31). Institutionalisierte Kinderbetreuung wird gerade in den alten Bundesländern in erster Linie für Kinder im Vorschulalter genutzt und – vor allem – angeboten. Darüber hinaus besteht das Angebot mehrheitlich aus Halbtagsplätzen (ibid.), so dass diese Form der außerhäuslichen Betreuung nur in sehr eingeschränktem Maße elterliche Berufstätigkeit ermöglicht, sondern eher eine pädagogische Ergänzung zur Betreuung durch die "beurlaubte" oder lediglich in Teilzeit arbeitende Mutter darstellt. Auf die gesamte Bundesrepublik bezogen weist der OECD "Employment Outlook" aus dem Jahr 2001 eine Betreuungsquote für Kinder unter 3 Jahren von knappen 10% aus. Die Zahlen aus Skandinavien liegen jedoch um das 4- bis 6-fache höher, an der Spitze finden wir hier Dänemark mit einer Quote von 64% (vgl. BMFSFJ 2003b: 32f.). Was das Angebot flächendeckender, ganztägiger und öffentlich finanzierter Betreuung für Klein- und Vorschulkinder anbetrifft, so erreicht beispielsweise Frankreich eine Quote von annähernd 100% (ibid.). In anderen Ländern, zu nennen wären die Niederlande oder Großbritannien, existiert ein Netz aus öffentlichen Einrichtungen und Angeboten auf privater Basis (v.a. Tagespflegestellen). Auf jeweils unterschiedliche Weise organisiert, bieten auch derartige Modelle eine flexible und nach Bedarf ganztägige Kinderbetreuung, wodurch insbesondere Frauen bzw. Mütter sich nicht zwangsläufig vor die Entscheidung "Kind *oder* Berufstätigkeit" gestellt sehen – eine Entscheidungslage, die vor allem unter den Prämissen ökonomischer Notwendigkeit oder hohen beruflichen Engagements sehr problematische Züge tragen kann. Wie bereits ausgeführt, ist gerade auf Seiten hochqualifizierter, berufsorientierter Frauen mit der – nicht ungerechtfertigten – Befürchtung von Schwierigkeiten und Rückschlägen beim Wiedereinstieg in den Beruf bzw. beim Wunsch nach Arbeitszeitreduzierung zu rechnen. Entscheidend ist in diesem Kontext, in welchem Maße die "berufstätige Mutter" integraler Bestandteil familienpolitischer Leitideen ist.

Als passgenaues Gegenstück zur unzureichenden Versorgung mit angemessenen Kinderbetreuungsangeboten fördert die in Deutschland großzügig bemessene Elternzeit den beruflichen Ausstieg eines Elternteils. Pacholok und Gauthier (a.a.O.) konstatieren, dass die von ihnen als "konservativ" bezeichnete deutsche Familienpolitik sowohl auf einem traditionell-bürgerlichen Konzept elterlicher Rollenverteilung und mütterlicher Nicht-Berufstätigkeit während der ersten Lebensjahre des Kindes basiert als auch dem realen Fortbestand dieser Praxis Vorschub leistet.³¹ Auch das BMFSFJ selbst stellt mittlerweile in Frage, dass Konzepte zur Familienförderung, die hohe Kindergeldzahlungen mit der Option langer Auszeiten kombinieren, tatsächlich das Modell sind, welches den Bedürfnissen und Lebensentwürfen von (potentiellen) Eltern entgegenkommt. Der Knackpunkt elternschaftsfreundlicher Politik – die denn auch keine Disparitäten zwischen der Lage der Elternteile weiter verschärft – liegt also weniger in der Höhe von Kindergeldbeträgen oder der Länge von Erziehungsurlaub als vielmehr in der *Förderung der simultanen Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit für beide Elternteile*: "Ein wesentlicher Faktor dafür ist der Zugang zu Kinderbetreuung [...] Auch wenn man familienpolitische Maßnahmen, die in anderen Ländern als erfolgreich eingestuft wurden, nur bedingt [...]"

³⁰ Dies bezieht sich in erster Linie auf die Höhe des Kindergeldes, nicht auf Zahlungen zum Ausgleich des Einkommensausfalls während der beruflichen Auszeit von Elternteilen. Letztere sind in Deutschland Pauschalbeträge, während sie z.B. in allen skandinavischen Ländern einkommensbezogen berechnet werden.

³¹ Lüscher (1997), Engelbrech (2002) und Meier (2003) kommen, was die zugrundeliegenden Paradigmen sowie die Konsequenzen deutscher Familienpolitik anbetrifft, zu vergleichbaren Diagnosen.

übertragen kann, wird zumindest deutlich, dass in anderen Ländern sowohl eine höhere Geburtenrate als auch eine größere Erwerbsbeteiligung von Frauen realisiert wird. Hauptsächlich [...] wird das auf die quantitativ wie qualitativ besser ausgebauten Kinderbetreuungseinrichtungen zurückgeführt" (BMFSFJ 2003b: 42). Maßgebliche Komponente einer solchen quantitativen wie qualitativen Verbesserung – im Sinne eines deutlichen politischen Signals, dass in Deutschland Kind und Beruf miteinander vereinbar sind – wäre die massive Ausweitung von flexiblen Angeboten zur Kleinkind- und Ganztagsbetreuung.³² Durch eine derartige familienpolitische Prioritätensetzung könnten zumindest in dieser Hinsicht elternschaftsfreundlichere Bedingungen geschaffen werden, unter denen Äußerungen wie seitens einer von Meier befragten Assistenzärztin hinfällig würden: "Wie sollte ich das mit meinem Berufsalltag verbinden? Wir sind doch nicht in Schweden hier, wo es flexible Kinderbetreuungseinrichtungen mit hohen Standards schon für die ganz Kleinen gibt" (vgl. Meier 2003: 7).

Ein weiteres familienpolitisches Signal, nämlich, dass vom Vater in Anspruch genommene Elternzeit nicht lediglich nach Gesetzlage grundsätzlich möglich ist, sondern vielmehr erwünscht, stünde ebenfalls an. Beispielsweise hat die schwedische Regelung, nach der ein Teil des Erziehungsurlaubes verfällt, wenn er nicht vom Vater in Anspruch genommen wird, den Anteil von Vätern, die in Elternzeit gehen, von 2,8% (1974) auf 36% (1999) erhöht (BMFSFJ 2003b: 30). Die Signalwirkung einer solchen Regelung – die dennoch "weich" genug sein sollte, dem einzelnen Elternpaar die Option auf individuell anders geartete Arrangements offen zu lassen – müsste dabei sowohl auf die gesellschaftliche Wahrnehmung hinsichtlich der Zuständigkeit für Familien- und Erziehungsarbeit abzielen als auch auf den Aushandlungsprozess zwischen den Elternteilen selbst. Hinzu kommt die Signalwirkung in Richtung Arbeitgeber: Das "Risiko", dass Beschäftigte familienbedingt Auszeiten in Anspruch nehmen, bestünde in diesem Fall bei Mitarbeitern ebenso wie bei Mitarbeiterinnen und der durch die bislang zumeist praktizierte Einseitigkeit des beruflichen Ausstiegs überhaupt erst geschaffene, d.h. eben keinesfalls biologisch induzierte Arbeitsmarktnachteil von (jüngeren) Frauen würde gleichsam dekonstruiert. Insofern könnte eine derartige Regelung nicht allein Vätern wie Müttern Alternativen für die Gestaltung des Lebens mit Kind an die Hand geben, sondern wäre auch insgesamt als deutliches politisches Signal im Sinne eines egalitären Geschlechterkonzeptes zu verstehen.

5 Resümee

In meinem Beitrag habe ich versucht herauszuarbeiten, weshalb die Hypothese, die deutsche Gesellschaft sei "kinderfeindlich", nicht geeignet ist, sich dem Phänomen sinkender Geburtenraten analytisch zu nähern. Meine Frage nach dezidiert "elternschaftsfeindlichen" Elementen unserer Gesellschaft – immer vor dem Hintergrund, die Möglichkeit, sich für oder gegen ein Leben mit Kindern zu entscheiden, nüchtern als Faktum anzuerkennen – ist hingegen bedeutend besser geeignet, die wesentlichen Sollbruchstellen zu identifizieren, die es hierzulande offenbar vielfach rational erscheinen lassen, sich mit der Entscheidung für Nachwuchs zumindest abwartend zu verhalten, denn sie lenkt notwendigerweise den Blick auf die Lebenslage(n) derjenigen, auf die es im Kontext "Kinderkriegen" ankommt: potentielle Eltern.

³² Hank, Kreyenfeld und Spieß (2003: 22) schreiben in diesem Zusammenhang von einem Signal insbesondere an die Adresse "erwerbsorientierter Frauen". Zwar erwies sich in ihrer Studie der Faktor "institutionelle Kinderbetreuung" für die Familienplanung der befragten Frauen und Paare aus den alten Bundesländern als nicht relevant, die AutorInnen weisen aber in dem Zusammenhang explizit darauf hin, dass dies auch plausibel sei, denn angesichts des geringen real existierenden Angebots sei es eher rhetorischer Natur, sich zu fragen, ob das Vorhandensein von Betreuungsmöglichkeiten die eigene Entscheidung "pro Kind" beeinflussen würde (vgl. 2003: 20).

Es lassen sich bei einer solchermaßen angelegten Analyse drei primäre Hürden bestimmen, die ich summarisch als erstens eine *strukturelle*, zweitens eine *kulturelle* und als drittens eine *politische* bezeichnen möchte. Die strukturelle Barriere besteht im Hinblick auf simultane Vereinbarkeit von Familien- und Berufsarbeit, die kulturelle Barriere hinsichtlich des mehrheitlich praktizierten und gesellschaftlich weitgehend akzeptierten Modells elterlicher Rollenverteilung und die politische Barriere bezieht sich auf als familienpolitischen Konzepten zugrundeliegend identifizierbare Familienleitbilder. Die solchermaßen lokalisierten Barrieren wirken vor allem dahingehend, Elternschaft – und hier insbesondere Mutterschaft – mit den eigenen Lebensentwürfen und den daraus resultierenden Anforderungen nur schwer vereinbar erscheinen zu lassen bzw. faktisch auch schwer vereinbar zu machen.

Um auf den Ausgangspunkt – die demografische Entwicklung und ihre möglichen negativen Konsequenzen – zurückzukommen, so ist nochmals zu unterstreichen, dass die Klage über sinkende Geburtenraten, verbunden mit der Unterstellung, potentielle Eltern bekämen womöglich deshalb keine Kinder, weil sie nicht auf "Annehmlichkeiten" des Lebens ohne Kinder verzichten wollen – sei es in materieller Hinsicht oder beim Freizeitbudget – in einer Gesellschaft, die ansonsten gerade solchen Aspekten eine hohe und "Verzicht" nur wenig Wertschätzung entgegenbringt, mehr billig als recht ist. Wenn es denn einen Konsens dahingehend gäbe, dass in unserer Gesellschaft zukünftig wieder mehr Kinder geboren werden sollten, dann führt kein Weg daran vorbei, sich statt dessen auf die Beseitigung der genannten strukturellen, kulturellen und politischen Barrieren zu konzentrieren. Hier geht es um das Erweitern bzw. überhaupt erst das Schaffen von Handlungsspielräumen, um Elternschaft jenseits des beklemmenden "Entweder – Oder", jenseits der "Wahl" zwischen beruflichem Abstellgleis und Doppel- bzw. Dreifachbelastung, jenseits von ideologisch aufgeladenen Diskussionen um außerhäusliche Kinderbetreuung als "Kinderverwahrung" und jenseits von offensichtlich in Hinblick auf die Entscheidung *für* ein Kind dysfunktionalen Geschlechterrollenkonzepten als weiterhin lebbare und lebenswerte Option zu ermöglichen.

Folgt man empirischen Befunden, in wie weit das Leben mit Kindern nach wie vor Bestandteil der Zukunftspläne jüngerer Menschen ist, so dürften deutliche Schritte zur Beseitigung dieser Barrieren – auch im Sinne einer expliziten und in den als wesentlich identifizierten Bereichen demonstrierten gesellschaftlichen Wertschätzung für elterliche Leistungen – entscheidend dazu beitragen, dass jene Kinderwünsche in höherem Maße ausgelebt werden als es derzeit der Fall ist. Ob dies allerdings als Strategie zum "Stopfen" systembedingter Löcher – z.B. in der Rentenkasse – erfolgreich sein wird, ist mehr als fraglich angesichts des Umstandes, dass Deutschland höchstwahrscheinlich auch bei Schaffung idealer Rahmenbedingungen für Elternschaft immer noch unter der generativen Reproduktionsrate von 2,1 Kindern pro Frau bleiben dürfte. Hier wird man wohl nicht umhin kommen, über andere Lösungen für diese Probleme nachzudenken – aber das ist ein anderes Thema.

Literatur

- Backes, Gertrud M./ Clemens, Wolfgang/ Höpflinger, François (2004): Alte haben's wirklich drauf! In: die tageszeitung, Nr. 7422 (30/07/2004): 3.
- Badinter, Elisabeth (1996): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München u.a.: Piper.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1988): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck.

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt (Main): Fischer.
- Becker, Franziska (1984): *Mein feministischer Alltag 2. Cartoons*. München: dtv.
- Becker-Schmidt, Regina (ed.) (2002): *Gender and Work in Transition. Globalization in Western, Middle and Eastern Europe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bittman, Michael (2004): *Parenthood without penalty: Time use and public policy in Australia and Finland*. In: Folbre, Nancy/ Bittman, Michael (eds.): *Family Time*. London/ New York: Routledge: 224–237.
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2003a): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Berlin: BMFSFJ.
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2003b): *Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungspolitik*. Berlin: BMFSFJ.
- Bühler-Niederberger, Doris (1996): *Teure Kinder – Ökonomie und Emotionen im Wandel der Zeit*. In: Zeiher, Helga/ Büchner, Peter/ Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit*. Weinheim: Juventa: 97–116.
- Cooper, Marianne (2000): *Being the "Go-To-Guy". Fatherhood, Masculinity and the Organization of Work in Silicon Valley*. In: *Qualitative Sociology*, Vol. 23 (4) 2000: 379–405.
- Engelbrech, Gerhard (2002): *Paradoxien der Familienförderung. Was soll Deutschland lernen?* Online im Internet: URL: <http://www.brandenburg-asf.de/Studie8.pdf> [Stand: Juni 2003].
- Europäische Kommission/ Eurostat (Hrsg.) (2004): *Bevölkerungsstatistik. Daten 1960 – 2003*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Gaschke, Susanne (2004): *Das kinderlose Land*. In: *Die Zeit*, Nr. 4/ 2004: 3.
- Hank, Karsten/ Kreyenfeld, Michaela/ Spieß, Katharina C. (2003): *Kinderbetreuung und Fertilität in Deutschland*. Diskussionspapiere des DIW Nr. 331. Berlin: DIW.
- Hess, Dorit (2004): *Die vergessenen Kinder*. In: *Die Zeit*, Nr. 38/ 2004: 38.
- Hofbauer, Johanna (2004): *Distinktion. Bewegung an betrieblichen Geschlechtergrenzen*. In: Pasero, Ursula/ Priddat, Birger P. (Hrsg.): *Organisationen und Netzwerke: Der Fall Gender*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 45–64.
- Hurrelmann, Klaus et al. (2003): *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*. (14. SHELL-Jugendstudie). Frankfurt (Main): Fischer.
- IFB – Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (Hrsg.) (2004): *Kinderreiche Familien*. (Erste Ergebnisse eines laufenden Forschungsprojektes unter Leitung von Kurt Bierschock / Marina Rupp. Geplante Veröffentlichung: Herbst 2004). Online im Internet: URL: <http://www.ifb-bamberg.de/forschungen/Kinderreiche.html> [Stand: September 2004].
- Kaller, Gabriele (1998): *Gewollte Kinderlosigkeit. Auseinandersetzungen mit einem Normbruch in Lebensentwürfen von Frauen*. Berlin: TUB (Unveröffentlichte Diplomarbeit).
- Lüscher, Kurt (1997): *Familienleitbilder und Familienpolitik*. In: Meier, Uta (Hrsg.): *Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung*. Frankfurt (Main)/ New York: Campus: 381–397 .
- Mayer, Susanne (2002): *Deutschland armes Kinderland. Wie die Ego-Gesellschaft unsere Zukunft verspielt. Plädoyer für eine neue Familienkultur*. Frankfurt (Main): Eichborn.

- Meier, Uta (2003): Warum Frauen und Männer (keine) Kinder haben wollen. In: Frühe Kindheit, Nr. 1/ 2003: 16–23.
 Online im Internet: URL: <http://www.liga-kind.de7pages/103meier.htm> [Stand: Juni 2004].
- Meier, Uta/ Preuße, Heide/ Sunnus, Eva-Maria (2003): Steckbriefe der Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Mönninger, Michael (2004): Demografie als Volkssport. In: Die Zeit, Nr. 10/ 2004: 8.
- ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.) (2001): Europäische Sozialstatistik Bevölkerung. Ausgabe 2000. Online im Internet: URL: http://www.oif.ac.at/sdf/sdf_fiz.pdf [Stand: Mai 2003].
- Oestreich, Heide (2004): Familienbild mit Hartz. In: die tageszeitung, Nr. 7431 (10/08/2004): 3.
- Pacholok, Shelley/ Gauthier, Anne H. (2004): A tale of dual-earner families in four countries. In: Folbre, Nancy/ Bittman, Michael (Hrsg.): Family Time. London: Routledge: 197–223.
- Stöttner, Brigitte (1997): Die kinderfeindliche Gesellschaft. Münster: LIT Verlag.
- Tschöpe-Scheffler, Sigrid (2003): Elternkurse auf dem Prüfstand. Wie Erziehung wieder Freude macht. Opladen: Leske + Budrich.
- Veil, Mechthild (2002): Verschärfung der Beschäftigungskrise durch steigende weibliche Erwerbsbeteiligung? Der neue und der alte Blick auf die Dynamik der Frauenerwerbsarbeit. Online im Internet: URL: <http://www.oeko-net.de/kommune/kommune5-00/aveil.htm> [Stand: September 2004].
- Weikert, Annegret/ Weikert, Wolfgang (2000): Rabenmütter haben die glücklicheren Kinder. Schluss mit dem Schuldkomplex. München: Midenä.
- Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt (Main)/ New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt (Main)/ New York: Campus.
- Wilk, Liselotte/ Wintersberger, Helmut (1996): Paradigmenwechsel in der Kindheitsforschung und -politik. Das Beispiel Österreich. In: Zeiher, Helga/ Büchner, Peter/ Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim: Juventa: 29–55.
- Zinnecker, Jürgen/ Silbereisen, Rainer K. (Hrsg.) (1996): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim: Juventa.

Kinder zwischen Schutzbedürftigkeit und Selbständigkeitsanspruch

Peter Büchner

Zusammenfassung: Die Geschichte der Kindheit ist geprägt von widersprüchlichen Vorstellungen über die Art und das Ausmaß kindlicher Selbständigkeit: Bis heute wird kindliche Selbständigkeit in der Erwachsenengesellschaft nicht selten gefördert, indem diese in vielerlei Hinsicht verhindert bzw. aufgeschoben wird. Die – quasi selbstverständliche – Vorstellung von Kindheit als pädagogischem Schonraum und die Vorstellung von der Kindlichkeit des Kindes (Rousseau) prägt unsere Wahrnehmungsweisen von Kindern und Kindheit, obwohl Kinder vor diesem Hintergrund durchaus auch (z.B. unter dem Vorwand des Kinderschutzes) zu "Außenseitern" werden und aus dem Erwachsenenleben ausgegrenzt werden können. Der Beitrag versucht, die historischen Veränderungen und die fortbestehende Veränderbarkeit unserer Vorstellungen von Kindern und Kindheit deutlich zu machen. Mit Blick auf die heutige Gesellschaft werden kulturelle und soziale Anschluss- und Anschlussprobleme von Kindern thematisiert und auf ihre pädagogische Bedeutung hin untersucht. Vor dem Hintergrund solcher Überlegungen wird schließlich für eine "Kultur des Aufwachsens" im Rahmen eines wohlabgestimmten Gefüges von persönlichen Beziehungen und unterstützenden Einrichtungen für Kinder plädiert, für die in der Erwachsenengesellschaft entsprechende Ressourcen mobilisiert werden müssen.

In meinem Beitrag gehe ich von zwei vermeintlichen Selbstverständlichkeiten aus. Wir Erwachsenen sind uns vermutlich alle einig, dass Kinder schutzbedürftig sind. Zudem unterstelle ich, dass wir relativ schnell Konsens darüber herstellen könnten, dass schutzbedürftigen Kindern in der Erwachsenengesellschaft pädagogische Schonräume zur Verfügung stehen müssen, um so die kindliche Selbständigkeitsentwicklung in dem von uns gewünschten Sinne zu ermöglichen.

In meinem Beitrag will ich nun versuchen zu zeigen, dass derartige Selbstverständlichkeiten im Zusammenhang mit der unserer Wahrnehmung von Kindern und Kindheit keineswegs naturgegeben und anthropologisch zwingend sind. Vielmehr wird der im Folgenden geplante Blick in die Geschichte der Kindheit zeigen, dass es Kindheit als Lebensphase in der heute für uns selbstverständlichen Form keineswegs immer gegeben hat. Unsere Wahrnehmung von Kindern und Kindheit ist vielmehr ein Produkt unserer Kulturgeschichte, sie unterliegt rückblickend, aber auch in Zukunft dem gesellschaftlichen Wandel. Die Tatsache, dass sich die Geschichte der Kindheit als widersprüchlicher Entwicklungsprozess darstellt, hat dazu geführt, dass in der aktuellen Kindheitsforschung von Paradoxien bei der Wahrnehmung von Kindern und Kindheit die Rede ist.

Der dänische Kindheitsforscher Jens Qvortrup erinnert in diesem Zusammenhang an das berühmte Märchen von Hans Christian Andersen "Des Kaisers neue Kleider". Der Klugheit und Klarsicht des unschuldigen Kindes wird dort die Verlogenheit der Erwachsenen entgegengesetzt, die in der Angst des erwachsenen Menschen begründet liegt, sein Gesicht zu verlieren und die soziale Ordnung zu gefährden. Als Erwachsene müssen wir uns vor einem solchen Hintergrund die Frage gefallen lassen, ob nicht der von der Erwachsenengesellschaft bereit gestellte pädagogische Schonraum auch dazu dient, dem Kind die eine oder andere Wahrheit auszutreiben? Den Kaiser als nackt zu bezeichnen, heißt, Kopf und Kragen zu riskieren – das muss dem Kind vermittelt werden und zu diesem Zweck werden Kinder – wie Qvortrup (1996) es formuliert – von den Erwachsenen "fürsorglich belagert".

In der Sprache der Kindheitsforschung läuft das auf ein Kindheitsmodell hinaus, das die Paradoxien bei der Wahrnehmung von Kindern und Kindheit zu lösen versucht, indem es die Er-

wachsenlogik betont, es ist *adultistisch*, also erwachsenenorientiert. Der Kaiser darf nicht nackt sein, also ist er nicht nackt. Das ist doch eigentlich ganz logisch – aus Erwachsenen-sicht!? Und schließlich wollen wir doch alle, dass das Kind ein zivilisierter und kultivierter Mensch, kurz ein guter Erwachsener wird.

Sagen nach dieser Logik wirklich nur Kinder und Narren die Wahrheit? Schließlich sind Kinder auf ihre Art unfähig, inkompetent, unreif, uneinsichtig, unselbständig und Erwachsenen wird in der Regel das Gegenteil unterstellt. Kinder sind Minderjährige, sie sind unmündig und unterstehen auch vom Gesetz her den Erwachsenen. Gleichzeitig gibt es aber seit einigen Jahren eine starke Kinderrechtsbewegung und eine UN-Kinderrechtskonvention. Daran wird deutlich, dass die vermeintlichen Selbstverständlichkeiten bei unserer Wahrnehmung von Kindern und Kindheit als Lebensphase bei genauerem Hinsehen widersprüchlich sind und zu weiteren Überlegungen Anlass geben. Insofern will ich versuchen, vor allem einige sozialhistorische Entwicklungslinien aufzugreifen, die solche Wahrnehmungsprobleme von Kindern und Kindheit auch in ihrer Widersprüchlichkeit verdeutlichen helfen. Danach werde ich auf einige Fragen eingehen, die mit der aktuellen Debatte über die Stellung des Kindes in der heutigen Erwachsenenengesellschaft zu tun haben.

Zunächst also ein kurzer Blick in die Sozialgeschichte der Kindheit und die zum Teil recht ambivalenten Entwicklungen im Zusammenhang mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Stellung von Kindern insbesondere im Kontext *familialer* Lebensverhältnisse. Die Familie gilt heutzutage (trotz anders lautender Prognosen noch immer) als "Insel der friedlichen Häuslichkeit", als Inbegriff des Privaten mit einer klaren Grenzziehung zur Außenwelt, insbesondere zur Berufs- und Arbeitswelt des Ehemannes und zunehmend auch der Ehefrau. Zwar wird das "Dasein für die Familie" (Beck-Gernsheim 1988) und die weitgehend alleinige Zuständigkeit der Ehefrau und Mutter für den häuslich-erzieherischen Bereich inzwischen nicht mehr mit den Wesensunterschieden der Geschlechter legitimiert. Vielmehr ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – im ehelichen Alltag ebenso wie bei der Kindererziehung – normativ eher dem Gebot der Gleichberechtigung der Geschlechter verpflichtet. Aber trotzdem bleibt die moderne Familie bis heute eine soziale Einheit, die im Spannungsfeld von recht unterschiedlichen Familienleitbildern verfangen ist. Das spiegelt sich auch in der öffentlichen Familienrhetorik. Wir müssen also davon ausgehen, dass es keinen einheitlichen Strukturtypus von Familie gab und gibt, sondern eine Vielfalt familialer Lebensformen mit einer großen historischen Vielfalt ihrer spezifischen Merkmale.

Das heute für uns selbstverständliche bürgerliche Familienmodell wurde im Grundsatz im 18. Jahrhundert entwickelt. Es entstand neben der in der vorindustriellen Gesellschaft dominanten, gemeinsam wirtschaftenden Bauernfamilie (dem so genannten "Ganzen Haus") vor allem in Abgrenzung zur adeligen Familie. Im Zuge der einsetzenden Industrialisierung im 19. und frühen 20. Jahrhundert und in der Folge der damit verbundenen Verstädterung der Lebensweisen ergaben sich neue gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Die in den urbanen Zentren parallel entstehende proletarische Familie und ihr Vorläufer, die Heimarbeiterfamilie, kann man als Ergebnis dieser gesellschaftlichen Entwicklungsphase verstehen, wobei besonders die proletarische Familienkindheit insofern als Variante des familialen Zusammenlebens erwähnenswert ist, weil sie den normativen Vorgaben des bürgerlichen Familienmodells nicht gerecht werden konnte, sich aber dennoch aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse daran messen lassen musste. Das Elend der proletarischen Existenz (materielle Not, moralischer Druck des Bürgertums, staatliche Kontrolle) mit allen Folgen für das familiale Zusammenleben und das Aufwachsen der (zumeist vielen) Kinder führte zur Entstehung von Familienfürsorge und sozialpädagogischer Familienhilfe als gesellschaftliche Reaktion auf die daraus sich ergebenden sozialen Probleme.

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts können wir von der Durchsetzung des bürgerlichen Familienmodells für breite Schichten der Bevölkerung ausgehen. Die Abschaffung der Kinder(lohn)arbeit und die politische Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht sind z.B. Indikatoren für eine gesellschaftliche Entwicklung, die nahezu allen Kindern eine Kindheit ermöglicht, wie sie im Leitbild des bürgerlichen Familienlebens vorgesehen ist.

Kaum dass aber die Bedingungen für eine für die große Mehrheit der Kinder vertretbare Familienkindheit gesellschaftlich gegeben waren, nimmt die Geschichte der Familienkindheit einen anderen Verlauf: Nachdem der bürgerliche Mann schon einige Jahrhunderte zuvor das Haus verlassen hatte, um der Erwerbsarbeit nachzugehen, und nachdem die proletarische Frau schon im 19. Jahrhundert gezwungen war, zusammen mit ihrem Mann das Haus zu Erwerbszwecken zu verlassen, schicken sich nun die Frauen (und Mütter) am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts an, aus eigenen Stücken der Erwerbsarbeit nachzugehen mit entsprechenden Folgen für die Gestaltung der Familienkindheit.

Die Sozialgeschichte der Familie ist somit in vielerlei Hinsicht eng mit der Sozialgeschichte der Kindheit verknüpft. Kindheit heute gilt als eigenständige Lebensphase, die durch Erwerbsfreiheit und (institutionalisiertes) Lernen gekennzeichnet ist. Sie hat einen geschützten Status, indem Kinder von den Pflichten, aber auch den Rechten der Erwachsenen ausgenommen sind. Demgegenüber wurden Kinder im ausgehenden Mittelalter noch als kleine Erwachsene angesehen, die für sich selbst genommen als Kinder uninteressant waren und keiner besonderen (pädagogischen) Aufmerksamkeit bedurften. In diesem Zusammenhang arbeitet der Sozialhistoriker Philippe Ariès (1975) heraus, dass der mittelalterlichen feudalen Gesellschaft die heute gängige Vorstellung von Kindheit als Familien- und Schulkindheit und als Schonraum für eine pädagogisch angeleitete individuelle Entfaltung im heutigen Verständnis fremd war. Die ständische Gesellschaft beruhte auf dem ständischen Nachfolgeprinzip und "Erziehung" (besser: Sozialisation) fand in der Sozialität der (Lebens-) Gemeinschaft aller Altersgruppen statt. Nicht die Schule bestimmte das Leben der Kinder, sondern das Leben selbst war die Schule für die nachwachsende Generation. Indem Kinder als kleine Erwachsene teilhatten am Leben und Arbeiten der Erwachsenengemeinschaft, eigneten sie sich durch Dabei-Sein und Mittun die erforderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten an. Für die Schule gab es bei dieser Form des Erwachsenwerdens keinen Platz.

Am Ende der Renaissance beginnt die allmähliche Herauslösung des Kinderlebens aus der Gesellschaft der Erwachsenen und die zunehmende Organisation der Kindheit als pädagogischen Schonraum. Die Vorstellung vom "Eigenrecht des Kindes", die das Kind als lernendes Subjekt mit eigenen Triebkräften und eigenem Gestaltungswillen begreift, wird zu einer von Rousseau (1762 [1983]) paradigmatisch auf den Begriff gebrachten antiständischen Programmatik einer individualisierten Kindheit im Kontext einer ebenso naturgemäßen wie vernunftgeleiteten Erziehung: "Die Natur will, dass Kinder Kinder sind, bevor sie zum Erwachsenen werden. [...] Die Kindheit hat ihre eigene Weise zu sehen, zu denken und zu empfinden. Nichts ist unsinniger, als ihr die unsrige unterschieben zu wollen" (Rousseau 1983, S. 206 f.). Dieses Grundverständnis von Kindheit und bürgerlicher Erziehung und Bildung begründet nicht nur den noch heute aktuellen kindlichen Autonomie- und Emanzipationsgedanken, sondern es transportiert zugleich auch die Vorstellung vom Erlöser-Kind, vom Kind als Friedens- und Freiheitsbringer, als Lehrmeister für ein wahrhaft menschliches Leben sowie von einem Kind, das die gegenwärtigen gesellschaftlichen Deformationen in Zukunft korrigieren und so gesellschaftliche Emanzipationsprozesse in Gang setzen kann (Richter 1989: 138; Neumann 1993: 199).

Zwar hat es in allen geschichtlichen Epochen Kinder gegeben, aber die Kindheit mit ihrer expliziten Unterscheidung von Kind-Dasein und Erwachsenenexistenz als besonderer Sozialform ist Ergebnis der Folgewirkungen der sich durchsetzenden, nach Marktgesichtspunkten organisierten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Mit der sich durchsetzenden Trennung der Orte für Arbeiten und Wohnen im Zuge des Übergangs von der vorindustriellen überwiegend agrarisch-handwerklichen zur industriellen Produktionsweise entfällt für die davon betroffenen Kinder die Möglichkeit des lernenden Mittuns, der Anschauung und der Nachahmung in der Erwachsenengesellschaft. Die Familie entwickelt sich zu einem Ort unabdingbarer affektiver Verbundenheit zwischen den Ehegatten und den Kindern, was sie zuvor nicht gewesen war (Ariès 1975).

Mit der "Entdeckung der Kindheit" (Ariès 1975) in der Form einer bürgerlichen Familienkindheit wird die pädagogisch motivierte Vorstellung von der *Kindlichkeit des Kindes* geboren, um deren Anerkennung Rousseau in seinem *Emile* (1762) noch mit Nachdruck werben musste. Die darin enthaltene Idee von Erziehung als besonderer Kunst, als absichtvoller Entwicklung der in einem Kind angelegten Fähigkeiten entfaltet im Zeitalter der Aufklärung ihre volle Wirkung und ist bis heute weiterhin aktuell. Das neue Leitbild der Kindheit orientiert sich am Anspruch der Emanzipation des Bürgertums gegenüber den Privilegien des Adels, wobei vor allem der Zugang zu (schulischen) Bildungs- und (beruflichen) Ausbildungsmöglichkeiten als Medien des sozialen Aufstiegs eine wichtige Rolle spielte (Neumann 1993: 195f.).

Im Zentrum der historischen Debatte über Kindheit stand freilich zumeist die Idee einer modernen Kindheit für *alle* Kinder einer nachwachsenden Generation, obwohl die dafür erforderlichen Realisierungsvoraussetzungen für die größere Mehrheit der Bevölkerung erst sehr viel später geschaffen werden konnten. Bis weit ins 20. Jahrhundert war es nur für eine Minderheit der (bürgerlichen) Familien möglich, eine "gute Kinderstube" (Weber-Kellermann 1979) einzurichten. Eine behütete Spielkindheit und eine erfolgreiche Schulkindheit zu erleben, war für viele Kindergenerationen lange Zeit ein Privileg. Weder die Wohnverhältnisse noch die materiellen Umstände ließen es z.B. in den kleinbürgerlichen, kleinbäuerlichen oder proletarischen Familien des 19. Jahrhunderts zu, die Mütter und vielfach auch die Kinder von der Erwerbsarbeit freizustellen. Insofern müssen wir trotz der heute inzwischen für die große Mehrheit der Kinder realisierbare Vorstellung von Kindheit immer noch den ideologischen Kern der historischen Leit- und Rollenbilder der Familien- und Schulkindheit beachten (Neumann 1993: 198). Der Idealtypus der bürgerlichen Familie hatte normative Ausstrahlungskraft auch in soziale Milieus, wo die Voraussetzungen zu seiner imitativen Übernahme gerade fehlten: Unter kleinbürgerlichen und proletarischen Existenzbedingungen wuchs die sozial- und eheromantische Sehnsucht nach dem trauten Heim in besonderem Maße. Insofern ist der *pädagogische* Schonraumgedanke, wie er in der Folge der Aufklärung im Sinne der bürgerlichen Kindheitskriterien entwickelt wurde, eng mit einem *sozio-kulturellen* Schonraumdenken verbunden, das darauf ausgerichtet ist, über Kinder und spezifische Kindheitsformen die soziale Statusproduktion in der Erwachsenengesellschaft abzusichern.

Der Blick in die Geschichte der Kindheit zeigt also, dass sich die Kindheit ideengeschichtlich seit dem ausgehenden Mittelalter zu entwickeln beginnt, dass sich aber realgeschichtlich das, was wir heute unter Kindheit verstehen, erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts voll entfaltet hat. Jenseits der guten und wohlbehüteten Kinderstube der bürgerlichen Familie wurden die Straßenkinder und Gassenjungen (z.B. aus proletarischen Familien) als negative Gegenbilder lange Zeit streng ausgegrenzt. Und so entstehen neben der "privaten" Familienerziehung als Ausdruck der (bürgerlichen) Vereinswohlthätigkeit vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend Einrichtungen für die "öffentliche" Kleinkinderziehung als Tagesbetreu-

ung vor allem für Kinder der sozialen Unterschichten, deren Erziehung vom "Normalfall" der bürgerlichen Familienerziehung abweicht (Reyer 1983). Allerdings werden solche Einrichtungen schnell zu Bewahranstalten für Kinder, die in der Folge der Erwerbstätigkeit ihrer Mütter zu verwahrlosen drohen. Und weil diese Kinder im 19. Jahrhundert nicht nur als gefährdet, sondern auch als gefährdend wahrgenommen wurden, trat neben den Gedanken der wohlthätigen Hilfe rasch auch derjenige der autoritären Fürsorge mit dem Ziel einer Erziehung zur proletarischen (!) Sittlichkeit.

Es wäre also verfehlt, das idealisierte bürgerliche Familienleben als Idylle oder unumstrittenes Leitbild hochzustilisieren, ohne gleichzeitig die jeweils sehr unterschiedlichen Realisierungsbedingungen einer solchen Familienkindheit mit zu berücksichtigen. Die in dieser Überlegung steckenden Ambivalenzen im Hinblick auf eine historisch angemessene Bewertung der "Geschichte der Kindheit" lassen sich am Beispiel der Kontroverse über das entsprechende Buch von Philippe Ariès (1975) verdeutlichen. Ariès merkt zivilisations- bzw. kulturkritisch an, dass der für Kinder geschaffene pädagogische Schonraum nicht nur als Freistellung von der Erwerbsarbeit und Schutz vor Willkür und Vernachlässigung zu sehen sei, sondern dass Kinder zugleich auch aus der für sie zuvor frei zugänglichen Erwachsenenwelt ausgesperrt, ja "in Schutzhaft" genommen würden, indem sie in extra für Kinder geschaffene pädagogische Schonräume verbannt werden. und vieles von der vermeintlichen pädagogischen Zuwendung zum vermeintlich Besten der Kinder wurde in der pädagogischen Alltagspraxis auch zur Bevormundung und Entmündigung der Kinder mit entsprechenden Kontrollansprüchen und im Eigeninteresse der Erwachsenen benutzt. Sein Gegenspieler Lloyd de Mause (1977) verweist auf die andere Seite der Medaille. Er arbeitet die deutliche Abnahme der Kindersterblichkeit, die zunehmende elterliche Empathie gegenüber Kindern und die Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten sowie die Bildungschancen heraus, die Kindern heute im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten geboten werden. Vor diesem Hintergrund bleibt die mit der Geschichte der Kindheit verbundene Pädagogisierung der Kindheit ein bis heute umstrittener Vorgang, der zwischen "Schwarzer Pädagogik" (Rutschky 1977), pädagogischer Endzeitstimmung (z.B. Postman 1983) und kritischer (Quellen-) Analyse (Arnold 1980; Elschenbroich 1980; Lenzen 1985; Berg 1991) hin und her schwankt.

Soweit zur Entwicklung des pädagogischen Schonraumgedankens. Wie sieht es nun unter sozialgeschichtlicher Perspektive mit der Vorstellung von kindlicher Selbständigkeit aus?

Der kindliche Selbständigkeitsgedanke und die Vorstellung von der kindlichen Autonomie als Erziehungsnorm findet sich besonders im geisteswissenschaftlich geprägten pädagogischen Diskurs. Im Jahre 1900, also zur Zeit des Kaiserreichs vor rund hundert Jahren, proklamierte z.B. die schwedische Pädagogin Ellen Key das "Jahrhundert des Kindes". Mit ihrem Aufruf an alle Eltern und Pädagogen, "die hoffen, im neuen Jahrhundert den neuen Menschen zu bilden" (Key 1992 [1900]: 161), wollte sie dazu beitragen, das bestehende Machtgefälle zwischen Kindern und Erwachsenen zu verringern. Im Kern ging es ihr um die Idee der Stärkung der freien und eigenständigen Entfaltungsrechte des Kindes in einer weitgehend erwachsenenorientierten Gesellschaft.

Inzwischen, also hundert Jahre später, sind Eltern wie professionelle Pädagoginnen und Pädagogen davon überzeugt, dass die damals selbstverständliche Erziehung zum gehorsamen Untertanen und die gängelnde Verpflichtung des Kindes auf die scheinbar unverrückbaren Normen einer autoritären Erwachsenengesellschaft der Vergangenheit angehören. Die Erziehung zur Selbständigkeit des Kindes – verstanden als möglichst weitgehende eltern-unabhängige Gestaltung des Lebenslaufs in einem möglichst frühen Lebensalter – wird heute allgemein als historische Errungenschaft angesehen und für alle Kinder weitgehend ohne Einschränkung

eingefordert. "Von der Elternzentriertheit des Kindes zur Kindorientierung der Eltern" lautet dabei das Schlagwort.

Das in diesem Sinne selbständige Kind ist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht nur zur allgemeinen Leitnorm für die kindliche Erziehung geworden. Dass Kinder gleichzeitig einen gewissen (pädagogischen) Schonraum zu ihrer allseitigen Entwicklung brauchen, ist ebenso weitgehend unbestritten. So werden Kinder von der Arbeit, die zu den selbstverständlichen Aufgaben von Erwachsenen gehört, und anderen Erwachsenenpflichten freigestellt, um sich in der Schule die Bildung anzueignen, die als Voraussetzung und Grundlage für ein erfolgreiches Erwachsenenendasein gilt. Im Schonraum Schule werden Kinder für das (spätere) Arbeitsleben als Erwachsene vorbereitet. Gleichzeitig werden sie aber damit auch – wie Philippe Ariès (1975) betont – aus dem Arbeitsleben der Erwachsenen ausgesperrt, was man als Paradoxie der kindlichen Selbständigkeitsförderung bezeichnen kann: Kindliche Selbständigkeit wird gefördert, indem diese – zumindest in gesellschaftlichen Teilbereichen – verhindert bzw. aufgeschoben wird.

Das heißt, dass die Erwachsenenengesellschaft versucht, Kinder von einer ganzen Reihe von gesellschaftlichen Abläufen fernzuhalten, die allein den Erwachsenen vorbehalten bleiben (sollen). Und es werden Kinderschutzmaßnahmen ergriffen, um selbständige, d.h. von Erwachsenen unkontrollierte Lebenserfahrungen für Kinder zu verhindern. Dabei stellt sich zu Recht die Frage, ob diese Kinderschutzmaßnahmen immer zum Besten des Kindes ergriffen werden. Oder gibt es nicht Beispiele genug dafür, dass Kinder unter dem Vorwand des Kinderschutzes aus dem Erwachsenenleben ausgegrenzt werden, einfach weil sie als zu selbständig agierende Kinder stören? Definieren nicht Erwachsene manchmal recht willkürlich, was kindgerecht ist und was nicht, so dass etwa die elterliche Behüte-Mentalität vielfach dazu beiträgt, dass Kindern Erfahrungen vorenthalten werden, die diese früher oder später doch machen müssen?

Die Ambivalenzen, die mit einer frühen und umfassenden kindlichen Selbständigkeit verbunden sind, werden auch von Autoren wie z.B. Postman (1983) oder Elkind (1991) aus kulturkritischer Sicht angesprochen, wenn diese vor den Folgen dieser Entwicklung warnen. Zwingt doch ein unreflektiertes Aufgeben des kindlichen Schonraumgedankens die Kinder zum frühen und viel zu schnellen Erwachsenwerden. Postman (1983) beklagt in diesem Zusammenhang sogar das bevorstehende Ende der Kindheit als Lebensphase, in der die nachwachsende Generation schrittweise (in wohl dosierten und von Erwachsenen nachhaltig kontrollierten Einheiten) in die Geheimnisse der Erwachsenenwelt eingeführt werden müssten. Kinder würden zu unfreiwilligen Opfern problematischer Entwicklungen in einer Fernseh- und Informationsgesellschaft, wenn ihnen von den Erwachsenen zu früh Selbständigkeitsspielräume zugestanden würden, die sie ohne gezielte pädagogische Unterstützung nicht angemessen nutzen könnten.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die schwierige Frage, wer wann und unter welchen Umständen bestimmt, was (in welchem Lebensalter und in welcher Lebenssituation) kindgerecht ist oder nicht. Dies umso mehr, wenn kindliche Selbständigkeit nicht als allgemeine anthropologische Konstante verstanden wird, die zu einem bestimmten Zeitpunkt der kindlichen Entwicklung eintritt (und eintreten darf), sondern als Ausdruck historischer und kultureller Standards, die das Zusammenleben der Generationen in bestimmten historischen Entwicklungsphasen der Gesellschaft bestimmen. Insofern ist besonders die Realisierung des vermeintlich selbstverständlichen Erziehungsziels "Selbständigkeit" an bestimmte historisch gegebene, aber auch situativ beeinflusste sozio-kulturelle Voraussetzungen gebunden, die es im einzelnen zu klären gilt.

Im Mittelpunkt neuerer Forschungsansätze steht die Frage nach dem faktischen Macht- und Statusgefälle zwischen Kindern und Erwachsenen, wie es als Folge der schon länger postulierten größeren Selbständigkeitsspielräume für Kinder erkennbar sein müsste. Dabei werden gesellschaftliche Informalisierungstendenzen in den Generationenbeziehungen (Wouters 1999; Büchner 1983, 1985) diagnostiziert. Der Umgang zwischen Erwachsenen und Kindern wird lockerer und ungezwungener. Oder es werden Tendenzen einer verstärkten Verhäuslichung des Kinderlebens (Zinnecker 1990) und einer zunehmenden Verhandlungskultur zwischen Eltern und Kindern (Büchner et al. 1997) festgestellt. Auch von einer wachsenden Protoprofessionalisierung der Elternrolle und des familialen Erziehungsgeschehens ist die Rede. Besonders aber rücken die vielen neuen kindlichen Lebens- und Erfahrungswelten als Sozialisationsinstanzen in den Blick: Neben Familie und Nachbarschaft sind dies die Schule (Ganztagsschule), außerschulische Einrichtungen, Medien und organisierte Gleichaltrigengruppen als Orte bzw. soziale und kulturelle Kontexte für die kindliche Selbständigkeitsentwicklung, die in ein neues Wechselverhältnis zueinander treten und den kindlichen Biographieverlauf entsprechend beeinflussen.

Vor diesem Hintergrund interessiert sich die aktuelle sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung besonders für die kindliche Selbständigkeitsentwicklung als realen Prozess, den sie über die Analyse von konkreten kindlichen Lebenssituationen und Biographieverläufen empirisch zu rekonstruieren versucht. Ausgangspunkt ist dabei die Vermutung, dass sich bereits der kindliche Lebenslauf zunehmend individualisiert und die Sozialisationswirkung anderer Sozialisationsinstanzen außerhalb der Familie an Bedeutung gewinnt. Verwiesen wird auf die historisch zunehmende biographische Optionsvielfalt und die große Palette von biographischen Wahlmöglichkeiten, die einerseits als Chance für den kindlichen Lebensverlauf begriffen werden. Andererseits wird aber auch auf die Risiken verwiesen, die für den kindlichen Biographieverlauf entstehen, wenn im Einzelfall nicht genügend soziale Unterstützungs- und/oder persönliche Bewältigungspotentiale für den eigenständigen Prozess des kindlichen Erwachsenwerdens mobilisiert werden können.

Wenn kindliche Biographieverläufe zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht werden, sind sie in der Regel eng an der Familienkindheit festgemacht und auf die Herkunftsfamilie und das Familienleben eines Kindes bezogen. Gilt doch die Familie auch weiterhin als der "klassische" Ort, an dem kindliche Biographieverläufe ihren Ausgang nehmen und wo sie ihren zentralen Bezugspunkt haben. Hier erfährt die kindliche Selbständigkeitsentwicklung im Rahmen des Erwachsenwerdens ihre entscheidenden Impulse, hier finden entscheidende kindliche (Selbst-)Bildungsprozesse statt, die Biographieverlauf und Selbständigkeitsentwicklung maßgeblich beeinflussen.

Gleichzeitig gewinnt aber die Frage nach der kindlichen Selbständigkeitsentwicklung an Bedeutung, wie sie außerhalb der Familie und in schrittweiser Elternunabhängigkeit in immer früheren Lebensalter einer Kindes zu beobachten ist. Dabei wird von Kindern ausgegangen, die nicht nur als Kinder, sondern auch als kleine Erwachsene gesehen werden. Kinder werden in diesem Sinne als Subjekte eigenen Rechts gesehen, die man ernst nehmen und denen man Teilhaberechte und Partizipationschancen einräumen muss. Diese Sichtweise wird auch in Verbindung mit der Forderung nach einer gezielten Kinderpolitik für und mit Kindern begründet, die uneingelöste Kinderrechte verwirklichen helfen soll. Erwachsene müssten, so die Forderung z.B. von Jens Qvortrup, ehrlicher mit Kindern umgehen und nicht in ihrem Eigeninteresse von Kinderschutz und Schonräumen für Kinder reden, wo es oft nur darum geht, sich selbst vor Kindern und deren Partizipationsansprüchen zu schützen. Vielmehr gehe es darum, Kindern ebenso wie Erwachsenen angemessene Partizipationschancen an gesellschaftlichen Ressourcen einzuräumen und dafür zu sorgen, dass gerade Kindern entsprechende so-

ziale Unterstützungs- und individuelle Bewältigungspotentiale an die Hand gegeben werden, damit die Zielsetzung der kindlichen Selbständigkeit für Kinder auch für alle Kinder realisierbar und individuell einlösbar wird.

Allgemein gesehen gilt die biographisch frühe kindliche Selbständigkeit dann, wenn die notwendigen Voraussetzungen gegeben sind, als erstrebenswert, und es werden z.B. von vielen Eltern große Anstrengungen unternommen, um sie in möglichst großem Umfang – und nicht nur für einen privilegierten Teil der heutigen Kinder – praktisch zu verwirklichen. Dabei dürfen allerdings nicht nur allein die Erwachsenen einseitig bestimmen und gnädig gewähren lassen, was geht und was nicht geht, was als störend gilt und was nicht, sondern die Kinder selbst sind, so wird postuliert, zu beteiligen, wenn es um die situationsangemessene Realisierung von kindlicher Selbständigkeit sowie das Aushandeln von Selbständigkeitsspielräumen für Kinder geht. Aber es geht noch um mehr: Bei der Realisierung des Erziehungsziels Selbständigkeit finden sich im konkreten kindlichen Biographieverlauf nicht nur altersbedingte, sondern auch soziale und kulturelle Grenzen für eine möglichst optimale kindliche Selbständigkeitsentwicklung im konkreten Lebensalltag. Diese gilt es offen zu legen und zusammen mit ihren jeweiligen Bedingungskonstellationen empirisch zu untersuchen, um Schritte für ihre Beseitigung einleiten zu können.

So ist es zwar einerseits wichtig, Kinder als kleine Erwachsene wahrzunehmen und auch so zu behandeln. Gleichzeitig gilt es aber auch zu beachten, dass Kinder trotzdem Menschen in Entwicklung bleiben und dass Kindheit unbestreitbar auch eine "Entwicklungsatsache" (Bernfeld 1979) ist. Es kommt also darauf an, das pädagogische Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern in seiner Ambivalenz im Kontext von gelingenden Generationenbeziehungen zu begreifen. So ist zwar die Erwachsenenwelt und der Erwachsenenstatus einerseits das (auf die Zukunft bezogene) Ziel, auf das hin alle Erziehungsbemühungen ausgerichtet bleiben. Aber es gilt, die in der Gegenwart erbrachten kindlichen Eigenleistungen und die dabei gegebenen sozio-kulturellen Voraussetzungen bei diesem Geschehen unter gesellschaftlichen Modernisierungsbedingungen stärker in den Blick zu rücken. Erst dann kann der immer wieder hervortretende Widerspruch zwischen dem hohen Ansehen und dem hohen Prestigewert von Kindern im Denken der (erwachsenen) Menschen einerseits und der faktischen Vernachlässigung von Kinderbelangen und Kinderinteressen andererseits ins Bewusstsein rücken. Es kommt somit darauf an zu vermeiden, dass Kinder aufgrund einer weitgehend einseitigen gesellschaftlichen Wahrnehmungsperspektive zu "Außenseitern der Gesellschaft" (Kaufmann 1980) werden, deren Eigenständigkeit als Altersgruppe vernachlässigt und deren sozialer Status im gegenwärtigen Zusammenleben der Generationen als nachgeordnet verstanden wird.

Vorrangig gilt es dabei zu beachten, dass einzelne Kinder jeweils unter sehr unterschiedlichen Bedingungen aufwachsen, aus denen sich oft recht unterschiedliche Grenzen im Kinderleben ergeben. Deshalb kommt es darauf an, nicht pauschal von *den* Kindern und *der* Kindheit zu sprechen. Kinder werden als Jungen oder Mädchen, als Arzt- oder Lehrerkinder oder als Kinder türkischer Migrantenfamilien oder einer alleinerziehenden arbeitslosen Mutter groß. Insofern ist Selbständigkeit im Kinderleben nicht gleich Selbständigkeit und mehr noch: die Chancen, als Kind frühzeitig wirklich selbständig zu werden, sind – in Abhängigkeit von vielfältigen sozialen und kulturellen Einflussfaktoren – sehr unterschiedlich verteilt. Eine frühe kindliche Verselbständigung kann deshalb unter bestimmten Voraussetzungen auch zur Selbstständigkeitsfalle werden.

Worauf es ankommt ist aus meiner Sicht die Orientierung des pädagogischen Denkens und Handelns am Prinzip der Notwendigkeit der Herstellung und Sicherung der kulturellen Teilhabe- und sozialen Anschlussfähigkeit von Kindern. Eng verbunden ist damit die Notwendig-

keit der Bereitstellung von notwendigen Unterstützungspotentialen beim möglichst selbständigen auch elternunabhängigen kindlichen Erwachsenwerden. Insbesondere dann, wenn in Anbetracht bestimmter biographischer Weichenstellungen kindliche Lebensverläufe objektiv zu Risikobiographien werden, muss die Erwachsenenengesellschaft entsprechende Unterstützungspotentiale für Kinder bereitstellen. Laufen doch Kinder mit Risikobiographien Gefahr, kulturelle Teilhabe- und soziale Anschlusschancen nicht nutzen zu können und Anschlüsse zu verpassen, die andere Gleichaltrige bereits erreicht haben.

Wer z.B. beim Übergang in weiterführende Schulen "nur" den Hauptschulzugang geschafft hat, muss Laufbahnnachteile in Kauf nehmen. Wer im Freizeitbereich und in Lebensstilfragen vielseitig sein und mitreden will, muss schon als Kind vieles ausprobieren und dann rechtzeitig Wahlentscheidungen treffen, wenn er oder sie nicht riskieren will, in einer Sackgasse zu landen. Vor allem aber ist es zur Vermeidung von Risikobiographien wichtig, sich unter Wettbewerbsgesichtspunkten möglichst viele alternative biographische Optionen offen zu halten, also vorsorglich für entsprechend vielfältige biographische Anschlussalternativen zu sorgen, um Einbrüche in einem Bereich gegebenenfalls in einem anderen kompensieren zu können. Gelingt dies nicht, verliert man Zeit, oder man muss biographische Umwege in Kauf nehmen, wenn man den direkten Anschluss verpasst hat. Nicht nur die Schullaufbahn eines Kindes, sondern der gesamte kindliche Biographieverlauf lässt sich in diesem Sinne als laufbahnartiger Prozess verstehen, der Kindern Selbständigkeitsspielräume eröffnet, aber auch mit Risiken verbunden ist, für die die Erwachsenenengesellschaft Vorsorge treffen muss.

Dies gilt vor allem für die Unterstützung von Prozessen des *frühen* kindlichen Erwachsenwerdens und die dabei erforderliche Sicherung der kulturellen Teilhabe- und sozialen Anschlussfähigkeit. Genauer sind damit Prozesse der biographisch frühen kindlichen Verselbständigung gemeint, also die Verlängerung der Jugendphase nach *vorne*, d.h. das frühe Ende der "nichtwissenden" Kindheit und das Erreichen von Stationen im Lebensverlauf, bei der kindliche Unselbständigkeit und Nicht-Verantwortlichkeit durch adoleszente Eigenverantwortung ersetzt wird. Helmut Fend (1990), der wichtige Schritte der kindlichen Verselbständigung empirisch untersucht hat, die zum Abschied von der Kindheit beitragen, spricht vom Prozess des "Außer-Haus-Gehens" und vom Übergang von der Elternlenkung zur Selbstlenkung. Je früher Kinder gewisse Selbständigkeitsspielräume erlangen, desto mehr wächst gleichzeitig auch die Gefahr, dass zumindest ein Teil dieser Kinder mit den von ihnen selbständig zu lösenden Aufgaben der eigenen Lebensgestaltung überfordert ist und sich auf biographische Risikopfade begibt. Die kindlichen Freiheiten drohen dann unter Umständen zu riskanten Freiheiten zu werden, und sie werden von den Kindern selbst auch als eher bedrohlich erlebt. Dabei spielt dann oft weniger ein *Zuviel* an objektiven Belastungen die entscheidende Rolle, sondern ein *Zuwenig* an Fähigkeiten und unterstützenden Ressourcen, um mit Belastungen möglichst souverän umzugehen.

Erfolgskriterium für gelingende oder misslingende biographische Entwicklungen im Kindesalter ist somit die kulturelle Teilhabe- und soziale Anschlussfähigkeit, die bestimmte biographische Optionen und Weichenstellungen ermöglichen bzw. verschließen. Dabei geht es weniger um die entwicklungspsychologische Frage der individuellen Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter, sondern um die Frage, wie Kinder und junge Jugendliche, wenn sie mit anschlussfähigen Gelegenheitsstrukturen konfrontiert werden, damit umgehen und welche Unterstützung sie – in Abhängigkeit von bestimmten Gegebenheiten – bei ihrer Biographiegestaltung und zur Herstellung von entsprechender kultureller Teilhabe- und sozialer Anschlussfähigkeit brauchen. Der 10. Kinder- und Jugendbericht spricht in dieser Hinsicht von einer "Kultur des Aufwachsens für Kinder", für die die Erwachsenenengesellschaft am Beginn dieses neuen Jahrhunderts die notwendigen Voraussetzungen schaffen muss.

Literatur

- Ariès, Philippe (1975): Die Geschichte der Kindheit. München (u.a.): Hanser.
- Arnold, Klaus (1980): Kindheit und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Paderborn: Schöningh.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1988): Die Kinderfrage. München: Beck.
- Berg, Christa (1991): Kinderwelten. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bernfeld, Siegfried (1979): Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. (3. Aufl., zuerst 1925). Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Büchner, Peter/ Fuhs, Burkhard/ Krüger, Heinz–Hermann (1997): Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 37/ 1997: 35–52.
- Büchner, Peter (1985): Einführung in die Soziologie der Erziehung und des Bildungswesens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Büchner, Peter (1983): Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsnormen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U./ Büchner, P./ Fischer-Kowalski, M. (Hrsg.): Kriegskinder – Konsumkinder – Krisenkinder. Weinheim/ Basel: Beltz: 196–212.
- Elkind, David (1991): Das gehetzte Kind. Werden unsere Kinder zu schnell groß? Hamburg: Kabel.
- Elschenbroich, Donata (1980): Kinder werden nicht geboren. Bensheim: Päd-extra.
- Fend, Helmut (1990): Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 1. Bern: Huber.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1980): Kinder als Außenseiter der Gesellschaft. In: Merkur, Nr. 34/ 1980: 761–771.
- Key, Ellen (1992)[1900]: Das Jahrhundert der Kindheit. Weinheim/ Basel: Beltz.
- Lenzen, Dieter (1985): Mythologie der Kindheit. Reinbek: Rowohlt.
- Mause, Lloyd de (Hrsg.) (1977): Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Neumann, Karl (1993): Zum Wandel der Kindheit vom Ausgang des Mittelalters bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. In: Markefka, M./ Nauck, B. (Hrsg.): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied: Luchterhand: 191–205.
- Postman, Neil (1983): Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt (Main): Fischer.
- Qvortrup, Jens (1996): Zwischen "fürsorglicher Belagerung" und ökonomischen Interessen. In: Zeiher, H./ Büchner, P./ Zinnecker, J. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim: Juventa: 57–73.
- Reyer, Jürgen (1983): Wenn Mütter arbeiten gehen. Köln: prv.
- Richter, Dieter (1989): "Kindheit" als Utopie. In: Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hrsg.): 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Zur Zukunft von Familie und Kindheit. Bonn: BMJFFG: 135–139.
- Rousseau, Jean-Jacques (1983)[1762]: Emile oder über die Erziehung. Stuttgart: Reclam.

- Rutschky, Katharina. (Hrsg.) (1977): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt (Main): Ullstein.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1979): Kindheit. Frankfurt (Main): Insel Verlag.
- Wouters, Cas (1999): Informalisierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozess der Zivilisation. In: Behnen, I. (Hrsg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozess der Zivilisation. Opladen: Leske + Budrich: 142–200.

Kinderrechte – Kinderpolitik für die Zukunft

Heinz Sünker

Zusammenfassung: Im folgenden Beitrag werden Kinderrechte in den Zusammenhang gesellschaftlicher Zukunftsfähigkeit gestellt. Nach einer Rekapitulation von historischen Veränderungen im Verständnis von "Kindheit" sowie von damit einher gehenden Lebensrealitäten von Kindern wird die Entwicklung von Kinderrechtspolitik von ihren Anfängen bis heute dargestellt. Im Kontrast zur Formulierung von Kinderrechten wird aber auch aufgezeigt, in welchen Bereichen und aufgrund welcher anderer (z.B. ökonomischer) Faktoren diese Rechte fortwährend nicht realisiert und gar massiv verletzt werden. Der Autor macht demgegenüber deutlich, dass Kinderrechte und Kinderrechtspolitik ein zentraler Bestandteil gesellschaftlicher Entwicklungsfähigkeit sind, da von den Entwicklungschancen der nachwachsenden Generationen die Zukunft unserer Gesellschaften abhängt.

1

Ich möchte meine Ausführungen zum Thema "Kinderrechte – Kinderpolitik für die Zukunft" – und man könnte ergänzen oder auch nicht Zukunft?¹ – beginnen, indem ich betone, dass die Frage einer demokratischen Zukunft unserer Gesellschaften – damit auch das, was sich nicht allein im Kontext von Ökologie als "sustainable development" diskutieren lässt – wesentlich abhängt von den Kompetenzen, der Urteilskraft, der Reflexivität, der Handlungsfähigkeit und dem Bewusstsein, dem gesellschaftlich vermittelten Bewusstsein der nachwachsenden Generationen – und wenn vor dem Hintergrund unterschiedlicher Krisen oder auch Untergangsszenarien in Verbindung mit politischen und ökonomischen Diagnosen unserer Zeit von Verbesserung oder Verschlechterung der Lebenslage gesprochen wird, dann hat das wesentlich mit dem Stand und Zustand, der Verfassung dieser nachwachsenden Generation zu tun. Aus dieser Rahmung ergeben sich meine Überlegungen zum Zusammenhang von Kinderrechten, Kinderpolitik und Zukunftsfähigkeit.

Die Frage nach der Kenntnis der UN-Konvention für die Rechte des Kindes bei den hier Versammelten ist dabei keine Prüffrage, sondern gehört schon unmittelbar zum Thema. In der Tat ist mit dieser UN-Konvention für die Rechte des Kindes ein zivilisatorischer Fortschritt im Interesse der Kinder dieser Welt erreicht worden, der leider noch nicht hinreichend in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaften beachtet wird bzw. rezipiert worden ist.

Ich habe mir überlegt, dass ich Sie in einem ersten Schritt auf eine kleine Reise zum Thema Kindheit, Umgangsweisen mit Kindheit, Bedingungsfaktoren von Kinderleben heute mitnehmen möchte und dieses an drei Beispielen zu illustrieren versuche:

Christoph Hein, den meisten von ihnen wahrscheinlich als Autor wohlbekannt, hat ein Kinderbuch geschrieben, "Das Wildpferd unterm Kachelofen". Es ist die Geschichte von Jakob und seinen Freunden und dieses Kinderbuch handelt u.a. vom Zusammenhang mit den Erlebnissen und Erfahrungen dieser Kindergang – sozialwissenschaftlich korrekt würde man heute "peer group" sagen – davon, wie sich denn Erwachsene häufig Kindern gegenüber verhalten und Kinder zu Erwachsenen. Es gibt ein kleines Gespräch zwischen einem aufgeklärten Erwachsenen und Jakob und aus diesem Gespräch will ich ihnen kurz etwas zitieren als erste Illustration:

¹ Der Vortragsstil ist beibehalten worden.

"... im Grunde steckt die Welt voller Wunder und Unglaublichkeiten", sagte Jakob. "Du hast recht, Jakob", stimmte ich ihm zu, "wenn ich nur an die erwachsenen Leute denke". "Was meinst du", erkundigte sich Jakob. "Wusstest du", fragte ich ihn, "dass alle Erwachsene einmal kleine Kinder waren?" "Ich habe davon gehört, ...das ist eine Unglaublichkeit, nicht wahr?" fragte ich weiter... Jakob nickte, "Wenn ich an Herrn Ohrenkneifer, unseren Lehrer denke, kann ich es mir eigentlich nicht vorstellen" ... "Und doch ist es die Wahrheit", sagte ich, all diese großen Frauen und Männer, die du kennst, waren einmal Mädchen und Jungen. Sie waren so groß wie du, so tapfer und so ängstlich, sie hatten nette und freche Freunde. Und sie haben gelacht und geweint. Und manchmal waren sie sehr einsam" (Hein 1988: 54f).

Als zweites Beispiel ein kurzer Satz: Kinder sind kleine Menschen – und die Frage ist, was folgt aus diesem Satz? Dieser Satz hat die Geschichte der Kindheit eine ganze Weile begleitet und bestimmt und aus diesem Satz ergibt sich u.a. etwas für unser Thema Kinderrechte – Kinderpolitik – Zukunftsfähigkeit, etwas sehr Wesentliches, nämlich ein Bild von Kindern, ein Blick auf Kinder, mit dem eine quasi ontologische Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen eingezogen wird.² Und dies ist eines der zentralen Probleme sowohl des pädagogisch-psychologischen als auch des allgemeinen sozialen Umgangs mit Kindern für eine lange Zeit gewesen, entscheidend für eine Geringschätzung von Kindern, die u.a. gemessen worden sind am Bild eines kompetenten autonomen Erwachsenen - und ich füge immer hinzu, wenn es diesen Erwachsenen denn gäbe, dann hätten wir vielleicht gewisse gesellschaftliche Probleme, die auch aus einem Mangel an Autonomie im Sinne von Vernunftbegabung entstehen, nicht. D.h. dieser Blick auf Kindheit, dieses Bild von Kinderleben enthält ein paternalistisches Modell, in dem Kindern keine Rechte gegeben werden, in dem eine soziale und generationale Hierarchie etabliert wird und mit dem häufig auch ein Eigentumsverhältnis begründet wird. Daraus ergibt sich dann natürlich auf der anderen Seite – und das wird uns später noch genauer interessieren – das Problem, dass in der positiven Wendung, in einer möglicherweise positiven Wendung, davon gesprochen wird, dass Kindheit ein besonderer Schutzraum sei, sein könne, sein müsste.

² Die Inhalte von Positionen und Perspektivenwechseln in der Kindheitsforschung hat Andreas Lange übersichtlich zusammengestellt: "Kindheitsforschung erscheint im Spiegel der besprochenen Literatur als profilreiches Terrain, dessen Grenzen noch lange nicht ausgelotet, geschweige denn abgesteckt sind. Man kann den sich in den besprochenen Büchern ausdrückenden Wandel der sozialwissenschaftlichen Repräsentation von Kindheit, im Vergleich zur Situation vor etwa 10 Jahren, als Übergang vom "OPIA – Kind" zum "CAMP – Kind" kennzeichnen:

"OPIA" steht dabei für:

- *ontologically given*: Definitionsfragen spielten keine wesentliche Rolle, die chronometrische Einteilung bestimmte Anfang und Ende der Kindheit.
- *passively*: Kinder wurden mehr oder weniger als passive Empfänger von Sozialisationsimpulsen gesehen.
- *idyllic*: Kindheit wurde wesentlich als gesellschaftliches Reservat angesehen.
- *apolitical*: Kindheitsfragen spielten keine herausragende Rolle im Zusammenhang mit der Politik.

Ebenso holzschnittartig lässt sich der heutige Diskussionsstand, mit dem Akronym "CAMP" typisieren:

- *discursively constructed*: Monographien haben zu einem differenzierten Einblick in die Prozesse verholfen, die dazu geführt haben, dass Kindheit heute als eine spezielle, eigenwertige Entwicklungsphase angesehen wird.
- *actively acting*: Kinder sind nicht mehr nur Opfer und Erdulder von Sozialprozessen, sondern sie geraten zunehmend als kompetente Akteure und Individuen, die eigene Interessen verfolgen, in den Blickwinkel der Sozialwissenschaften.
- *modernized*: Die Modernisierungstheorie und ihre spezifischen Varianten haben sich zu einem zentralen Bezugspunkt heutiger Kindheitsdiskurse entwickelt.
- *politically contested*: Kindheit ist heute ein umkämpftes politisches Terrain. In diesen Kämpfen geht es nicht allein um eine Verbesserung, sondern auf der Tagesordnung stehen grundsätzliche Positionsbestimmungen über den gesellschaftlichen Status des Kindes" (Lange 1995: 65f.).

Als drittes illustratives Beispiel ein anderer Satz: Kinder sind Menschen! Und wieder die Frage: Was bedeutet es, wenn ich diesen Satz formuliere? Und eine der wesentlichen Folgerungen, meines Erachtens und in meiner Interpretation von Kindheitsforschung, von Kinderpolitik lautet: Kinder haben Menschenrechte, Kinder haben unveräußerliche Bürgerrechte, sind also nicht irgendeinem quasi ontologischen Hierarchiemodell unterworfen und es gibt keine Eltern, die sagen: das ist mein Kind, du hast zu tun, was ich dir sage, weil ich Eltern bin, weil ich älter bin oder ähnliches. Beschäftigen will ich mich hier wesentlich mit der Frage: was bedeutet es, wenn wir sagen: Kinder sind Menschen, Menschen wie alle anderen menschlichen Wesen auch? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für Fragen der Kindheitsforschung, sodann der Rechte, für Fragen der Politik und für die Sicherung der Zukunftsfähigkeit von zu demokratisierenden Gesellschaften?³

2

Ich will, damit wir das Ganze sozialwissenschaftlich verankern können, in einem weiteren einleitenden Schritt kurz etwas zum Stand der empirischen Erkenntnisse zu der Frage nach Bedingungsgrößen, Bestimmungsfaktoren kindlichen Lebens und Erlebens sagen, also zu der Rahmung kindlichen Lebens, so wie man dies seit etwa 1970 in der modernen internationalen und nationalen Kindheitsforschung feststellt.

Wir haben eine Reihe von Veränderungen, die das Kinderleben und das kindliche Erleben unmittelbar betreffen und die dementsprechend auch für das Bild vom Kind, den Blick auf das Kind entscheidend sind. Es geht also um die Frage: Was macht das Kind zum Kind, wenn wir davon sprechen, dass Kinder Menschen sind wie alle anderen menschlichen Wesen auch.

Das Erste ist eine Dimension, die Lebensmöglichkeiten, Lebensqualität, den Erfahrungsraum von Kindern unmittelbar betrifft. Die bürgerliche Kleinfamilie breitet sich immer mehr aus. Zugleich steigt – mit wesentlichen Folgen für den monetären Bereich – die Zahl Alleinerziehender (siehe dazu Braches-Chyrek 2002) und die nicht ehelicher Lebensgemeinschaften.

Das Zweite schließt daran an: Mit dem Rückgang der Kinderzahl pro Familie werden Geschwister seltener, so dass sich der familiäre Erfahrungsraum verändert. Damit verändern sich wesentliche Erfahrungsmöglichkeiten, die eine Dimension des sozialen Erlebens und Lebens unmittelbar bedingen.

Drittens: Früher für Jugendliche typische Verhaltensweisen verlagern sich in die Kindheitsphase vor, so dass sich das Problem von Abhängigkeit und Selbständigkeit immer stärker stellt. Das Problem von Abhängigkeit und Selbständigkeit, das Spannungsverhältnis genauer gesagt von Selbständigkeit und Abhängigkeit ist kein Problem, das allein die Phase der Kindheit bestimmt, sondern ein Problem, das sich in allen Lebensphasen von Kindheit an bis ins hohe Alter hinein stellt; es wird aber sehr häufig im Alltagsverstand nur bei den Kindern als problematisch betrachtet. Die klassische Formulierung dafür lautet: dafür bist du noch nicht reif genug; weil eben dieses Reifemodell zum alten klassischen Kindheitsmuster, zum alten klassischen Blick auf Kinderleben dazugehört.

Das nächste wird man je nach Alter auch bei sich selbst feststellen können: kulturelle Maßstäbe für Normalität und abweichendes Verhalten haben sich verändert. Vieles, was vor 25

³ Siehe zu diesen Kontexten James/ Prout (1997), Honig (1999), Bühler-Niederberger/ Sünker (2002), Güthoff/ Sünker (2001), Sünker/ Swiderek (2002), Therborn (1993), Sünker (1989).

Jahren noch als verhaltensauffällig bzw. abweichend definiert wurde, gilt heute als normal bzw. wünschenswert. Wichtig für den Bereich des Kinderlebens ist hier das, was sich als kindliche Kompetenz des Diskutierens, des Handelns, des Aushandelns mit anderen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen darstellen lässt. Das, was als Werte, Tugenden dargestellt wird, wird immer deutlicher in den historischen Dimensionen erkennbar, so dass auch einsichtig wird, es gibt nicht mehr das, was man deutlich als normal oder abweichend kennzeichnen kann.

Die Entwicklung einer Kinderkultur und die von Kindern zu Konsumenten gehen häufig miteinander einher (vgl. Hengst 1996). Auch dies gehört mit zu den beiden vorhergehenden Thesen unmittelbar dazu. Gerade die Entwicklung der Kinderkultur hat natürlich häufig mit der Expansion von Konsumkapitalismus zu tun, wobei die Position von Kindern als Konsumenten immer stärkere Berücksichtigung findet und wir wissen, über grob wie viele Milliarden an Konsummitteln Kinder verfügen und daraus ergeben sich immer wieder Probleme im Umgang mit der Frage: soll man Wünschen nachgeben oder nicht? Etwas, was die so genannten Erziehungsmächte bis heute stetig umtreibt.

Zugleich ist der Verlust einer traditionellen Kinderkultur zu konstatieren, da aus den Orten früheren Kinderlebens und aus Erfahrungsräumen häufig Kinderghettos geworden sind. Jede und jeder von ihnen weiß, Kindheit am Ende der 40er Jahre noch des letzten Jahrhunderts und zu Beginn der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts konnte häufig davon ausgehen, dass viele Räume für Kinder zur Verfügung standen. Inzwischen reden wir in der Kindheitsforschung im Anschluss an Wolfgang Sachs und Helga Zeiher von der "Verinselung" der Kindheit (Zeiher/ Zeiher 1994, Zeiher 1995), dass Kinder sozusagen nur sehr stark segregierte Räume besetzen können, sozusagen von einer Insel auf die andere Insel – quasi als Inselhopper – sich bewegen müssen, dass es aber häufig keine Zusammenhänge mehr gibt im Alltagsleben; Eltern werden bekanntlich häufig – zumindest in der Mittelschicht – zu Taxidrivern und die Kinder können nicht auf sich allein gestellt alles Alltägliche bewältigen (Fuhs 1995).

Immer mehr Kinder besuchen in einem immer früheren Alter Institutionen öffentlicher Erziehung und Bildung. Dies geht einher mit Erkenntnissen über die Bedeutung der Beziehung zu Gleichaltrigen bereits im Kindesalter.

Wir haben selbst in Deutschland, was ja nachhinkt im Vergleich zu anderen europäischen Ländern – und deren Erfahrungen – zumindest seit dem Recht auf einen Kindergartenplatz für die 3-6-jährigen festzustellen, dass ein großer Teil dieser Kohorte tatsächlich in den Kindergarten geht. Wir haben aber nach wie vor das große Problem der sozialen Ungleichheit, und das ist vor dem Hintergrund der Pisa-Ergebnisse, wo die Bedeutung des kulturellen und sozialen Kapitals, das mit Familie und Klassenlage verbunden ist, herausgestellt wird, wichtiger denn je (vgl. dazu Sünker 2003: Kap. I). Wir haben kaum Einrichtungen für die 0-3-jährigen und ich denke, dass das – vor dem Hintergrund von PISA – bildungspolitisch eine entscheidende Herausforderung darstellt und auch eine der spannendsten Fragen darstellt, weil wir bis heute noch nicht hinreichend wissen, wie Bildungsprozesse in diesem Alter ablaufen, d.h. initiiert und befördert werden können (vgl. dazu Tomasello 2002).

Wir wissen aber inzwischen aus bestimmten Forschungen, dass Babies sozusagen die intelligentesten Menschen der Welt sind, weil sich bei ihnen Synapsen-Schaltungen, Gehirnentwicklungen und damit verbundene Tendenzen im intellektuellen und emotionalen Bereich in einer unheimlichen Geschwindigkeit und Vielzahl herstellen (lassen) (vgl. dazu Roth 2001) und wir wissen auf Grund internationaler Studien von der Bedeutung der Beziehungen zwischen Gleichaltrigen in einem sehr frühen Alter, also vom Säuglingsalter an, viel mehr als

noch vor 30 Jahren. Wir wissen, dass Säuglinge miteinander kommunizieren, ihre Interaktionskompetenz entwickeln, dass sie in verschiedenen Weisen der Anregung bedürfen und dass die alte pädagogische Regel "Wenn das Kind schreit, dann stell' es in die Ecke" Schwachsinn war wie auch manche anderen pädagogischen Regeln.

Die Eltern-Kind-Beziehungen haben sich entscheidend verändert. Kindliche Subjektivität, Persönlichkeit, Eigenständigkeit werden häufig nicht nur anerkannt, sondern auch – klassenspezifisch verteilt – gewünscht. Auch das hängt natürlich mit der These von den kulturellen Maßstäben für Normalität und abweichendes Verhalten zusammen. Wenn Subjektivität in den Vordergrund gestellt wird, wenn Persönlichkeit und Eigenständigkeit geschätzt werden, dann bedeutet das natürlich, dass sich die Eltern-Kind Beziehung, die Erwachsenen-Kind-Beziehung wesentlich in Form und Gehalt verändert hat, weil hier – und eine Forscherin wie Manuela du-Bois-Reymond (2001) nennt das dann "Verhandlungshaushalt" – jemand als Gegenüber gesehen wird oder man kann es erweitern, weil hier die Anerkennung durch Kinder für Eltern, für Erwachsene wesentlich wird und nicht mehr sozusagen das Ausführen von Befehlen Priorität genießt, nicht mehr – und das ist ja die klassische Tradition des autoritären Charakters – das Befehlen und Gehorchen als System im Vordergrund steht.

Ich denke, dass das einer der Bereiche ist, der natürlich auch für die Fragen von Politik und Rechten unmittelbar anschlussfähig und relevant ist und darum geht es dann später auch noch in extenso.

Begleitet wird diese Entwicklung von neuen Positionierungen hinsichtlich der Frage von Kinderrechten, vor allem im Anschluss an die UN-Kinderrechtskonvention – bis hin in manchen Bundesländern wie NRW oder Sachsen-Anhalt unterstützt durch die Einsetzung von Landes-Kinderbeauftragten.

Damit ergibt sich erstens die Frage, was welcher Ansatz, etwa das Beauftragtenwesen, bringen soll und zum anderen geht es um die Erkenntnis, dass in diese Formen Begrenzungen eingelassen sind, also die Einrichtung von Beauftragten nicht unbedingt die Lösung der Probleme bedeutet.

Wenn vor 100 Jahren Ellen Key den bekannten Slogan vom "Jahrhundert des Kindes" formuliert hat, dann lässt sich in der Tat feststellen, dass – wenn man diese Thesen im Hinterkopf behält – Veränderungen für wesentliche Elemente von Kinderleben stattgefunden haben, die auch für einen Teil der Kinder – lange noch nicht für alle Kinder dieser Welt, sondern nur für einen kleineren Teil der Kinder – zu zivilisatorischen Fortschritten im Interesse der Kinder geführt haben.

3

Das Problem ist ja hier – gerade unter dem Titel dieser Vorlesungsreihe – von "Menschenskindern" zu sprechen, von allen Kindern dieser Welt, unabhängig von Klasse, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit und Nationalität.

Wenn wir von den Bedingungen des kindlichen Lebens und Erlebens sprechen, geht es nicht nur um die materiellen Bedingungen (obwohl die nicht unterschätzt werden sollten, auch nicht in einem Überflussland wie der BRD, wo wir inzwischen von der „Infantilisierung der Armut“ sprechen); es geht aber wesentlich auch um psychische, soziale, kulturelle Größen, die die Lebensqualität von Kindern insgesamt bestimmen (vgl. Joos 2001).

Wir haben gegenüber der Lesart, mit der von einer positiven Entwicklung gesprochen wird, auch daran festzuhalten, dass es eine negative Entwicklung gibt, weil diese Entwicklungspotenziale nur für einen kleineren Teil der Kinder dieser Welt gelten - und wir haben im Weltmaßstab mindestens eine Spaltung im 2/3-Verhältnis, wir haben bekanntlich und zwar umgekehrt zu dem, was zur Zwei-Drittel-Gesellschaft in der Bundesrepublik gesagt wird, nach dem Scheitern industriekapitalistischer Entwicklungsmodelle in vielen Bereichen der Welt das Problem, dass gerade Kinder – und vor allem Mädchen – unter diesen Folgen leiden und in unterschiedlichsten Formen Gewalt und Ausbeutung ausgeliefert sind.

Wir haben als Gegenbild zur alten Tradition beim Blick auf Kind, Kindheit, Kinderleben Formulierungen in der UN-Konvention für die Rechte des Kindes – und diese UN-Konvention ist von vielen Staaten ratifiziert worden. Eine Minorität an UN-Mitgliedern (an erster Stelle die USA) hat diese Konvention nicht ratifiziert; in unserer Republik existieren immer noch Vorbehalte bezüglich einiger Bestimmungen der Konvention, die ansonsten hier ratifiziert worden ist – dabei geht es im Wesentlichen um Fragen unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge.

In der UN-Konvention wird ein Bild vom Kind, von Kinderleben entwickelt, indem von der Aufforderung gesprochen wird, "the best interests of the child", also die besten Interessen des Kindes ernst zu nehmen, aufzunehmen und von diesen wirklichen Interessen ausgehend Kinderpolitik zu konzeptualisieren. Im Vordergrund steht hierbei die Rede vom Recht auf Leben und Entwicklung eines jeden Kindes, was mit dem Adjektiv "gut" verbunden werden müsste. Da werden dann natürlich – wie man vor 14 Tagen auf Seite 1 der Frankfurter Rundschau lesen konnte – die Realität von täglich 3000 toten Kindern durch Umgangsweisen mit der geringen Zahl von SARS-Toten konterkariert. Bei einigen wenigen SARS-Toten erhob sich schon die große Unruhe, weil Fluglinien und Touristik-Unternehmen wie Firmeninteressen berührt waren. Bei Tausenden toter Kinder kümmert dies kaum jemanden, abgesehen von *terres des hommes*, UNICEF und dem Deutschen Kinderschutzbund sowie das Deutsche Kinderhilfswerk (und noch ein paar andere karitative Vereine), aber ansonsten kräht tatsächlich kein Hahn danach, muss man als Realist in diesem Bereich sagen.

Aber wir haben den Ausgangspunkt mit der UN-Konvention für die Rechte des Kindes in der Rede vom Recht eines jeden Kindes auf Leben und zwar in der Form von qualifiziertem Überleben und vom Recht auf Entwicklung. Hier handelt es sich um Formulierungen, die im Übrigen auch Eingang in die Formulierung des neuen KJHG (Kinder- und Jugendhilfegesetz) in der BRD gefunden haben.⁴ Auch das ist nicht unwichtig, dass auch hier für die bundesrepublikanische Seite gesagt wird: jedes Kind, das in Deutschland aufwächst, jedes, egal ob mit deutschem Pass oder ohne diesen, hat ein Recht auf qualifiziertes Leben und ein Recht auf Erziehung/ Bildung. Dann ist es eine Aufgabe bestimmter Professionen, bestimmter Disziplinen, diese Texte offensiv auszulegen, so dass tatsächlich der altertümliche deutsche Begriff "des Kindeswohls" (vgl. Jeand'Heur 1993) – m.E. vor allem durch einen Bezug auf einen

⁴ Vgl. dazu den §1 des KJHG: **Zusammenarbeit der öffentlichen Jugendhilfe mit der freien Jugendhilfe.**

- (1) Die öffentliche Jugendhilfe soll mit der freien Jugendhilfe zum Wohl junger Menschen und ihrer Familien partnerschaftlich zusammenarbeiten. Sie hat dabei die Selbstständigkeit der freien Jugendhilfe in Zielsetzung und Durchführung ihrer Aufgaben sowie in der Gestaltung ihrer Organisationsstruktur zu achten.
- (2) Soweit geeignete Einrichtungen, Dienste und Veranstaltungen von anerkannten Trägern der freien Jugendhilfe betrieben oder rechtzeitig geschaffen werden können, soll die öffentliche Jugendhilfe von eigenen Maßnahmen absehen.
- (3) Die öffentliche Jugendhilfe soll die freie Jugendhilfe nach Maßgabe dieses Buches fördern und dabei die verschiedenen Formen der Selbsthilfe stärken.

inhaltlich weiterführenden Sinn der englischen Fassung von "the best interests of the child" – ausgefüllt wird im vollen Sinne dieser Rechte; also zur Sicherung von qualifiziertem Überleben und qualifizierter Entwicklung genutzt wird.⁵

Die UN-Konvention betont das Zusammenspiel – und auf Englisch klingt es besser – von protection – provision – participation, auf deutsch: Schutz – Versorgung – Partizipation. Das Zusammenspiel dieser drei Bereiche ist auf die Unterstützungsleistungen für ein qualifiziertes Leben und Überleben aller Kinder auszurichten. Die UN-Konvention spricht weiter vom Recht eines jeden Kindes auf einen Lebensstandard, der an körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Entwicklungspotenzialen zu messen ist, also nicht vom Ist-Zustand, sondern von Entwicklungspotenzialen ausgeht, und bekanntlich werden nicht nur die Rechte der Straßenkinder, der mehrheitlich ärmsten Kinder dieser Welt, dauernd in ihren Rechten verletzt. Es geht auch um Kinder hier zu Lande bei denen diese Bedingungen nicht erfüllt werden. Zudem – und das macht die UN-Konvention in ihrem Gehalt noch herausfordernder – die je einzelne Regierung, die je einzelne Nation soll sich nicht nur um "ihre Kinder" kümmern, sondern es gibt eine Pflicht zur internationalen Zusammenarbeit, zur Kooperation im Interesse der Kinder, so dass also nicht gesagt werden kann: was die da drüben auch machen, analog zum Faust'schen Osterspaziergang gesagt, in der Türkei mag es knallen und krachen, uns interessiert es nicht, hier ist es ja anders; dieses trifft nicht zu!

Die Pflicht zur internationalen Zusammenarbeit im Interesse der Kinder bedeutet dabei mehr als das, was sich in der Realität gegenwärtig abspielt.

Diese Rahmung ist gleichbedeutend sowohl mit dem Zusammenspiel von Schutz, Versorgung und Partizipation in einer der Emanzipationsperspektive förderlichen Verknüpfung als auch mit der Aufgabe, das Leben der Kinder hierzulande als auch auf der Welt insgesamt zu fördern. Dementsprechend sind Professionen und Disziplinen hier mit der Aufgabe konfrontiert, diese Position zu vertreten, in die Öffentlichkeit zu bringen und politisch einzufordern.

Wichtig ist dies, weil die Zukunft einer Gesellschaft mit dem Thema Kindheit und Kinderleben sich nicht nur, wie wir es jetzt erst gerade wieder in vielen Sonntagsreden hören, mit dem Thema Sicherung der Renten oder Sicherung der Krankenkassen verbindet, sondern – und das ist die zentrale These – dies verbindet sich mit der Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft im Sinne von Solidarität und Demokratisierung.

In einer derartigen Gesellschaft gälte es, die Solidarität mit allen Kindern als Mitgliedern der nachwachsenden Generation zu gewährleisten. Vielleicht auch, um die Solidarität dieser Generation – mit den später Älteren – zu gewährleisten. Das wäre für die Debatte um Generationengerechtigkeit und Generationenverhältnisse neu zu diskutieren.

4

Was haben wir, wenn wir die Realität kritisch betrachten, in den letzten 20 Jahren an Entwicklungen im Bereich von Kinderpolitik und Kinderrechten gehabt? Welche Positionen gibt es, wo man sagen kann: es ist besser oder schlechter geworden?

Wir haben 1979 das internationale Jahr des Kindes gehabt. 1980 gab es im Gesetz den Wechsel von "elterlicher Gewalt" zu "elterlicher Sorge". Ab Mitte der 80er Jahre gab es eine Reihe

⁵ Relevant für diesen Kontext sind denn auch angelsächsische Arbeiten; vgl. insbes. Archard (1993), Mason (1994).

von internationalen Forschungsprojekten, die sich mit der Frage: Kindheit heute beschäftigt haben. Wir haben vor allem für europäische Kindheiten eine Reihe von Forschungsergebnissen zusammengetragen, die deutlich machen, dass Kinder nicht mehr so behandelt werden können, wie es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mehrheitlich noch der Fall war.

Im Jahre 1988 wurde die Einrichtung der Kinderkommission des Bundestages – allerdings als Unterkommission (4 Repräsentantinnen, jeweils von einer Partei) mit nicht gerade großen Rechten – beschlossen, aber immerhin gibt es die Möglichkeit, mehr als bisher in der Öffentlichkeit zu tun, diese herzustellen. 1989 kam es zur Verabschiedung der UN-Konvention für die Rechte des Kindes.

1990 wurde (endlich, trotz des impliziten Familialismus) ein neues Kinder- und Jugend-Hilfegesetz in der BRD verabschiedet, nachdem es grob gerechnet 30 Jahre lang eine Debatte um das "Für und Wider" der Ablösung des alten Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (aus dem Jahre 1922) gegeben hat, das dann als Jugendwohlfahrtsgesetz nach dem Ende des Faschismus in der BRD fortgeführt worden ist.

1996 kam es zur Verabschiedung des Rechtes auf einen Kindergartenplatz, auch dieses nach heftigen Debatten. Zumindest haben wir aber damit die Möglichkeit, bei aller Skepsis, dass hier das Verhältnis von öffentlicher und privater Erziehung anders gestaltet wird, als es den konservativen Normierungen in der deutschen Geschichte entspricht, denn es wird ja davon gesprochen, dass sich öffentliche Erziehung und Bildung familienergänzend zu gestalten habe- das ist die Folge der Übernahme des Art. 6.2, der im Grundgesetz (der Rede vom Staatlichen Wächteramt und der Priorität von Familienerziehung und Familienideologie).

1997 gab es die Kindschaftsrechtsreform, was für viele – zumindest aus feministischer Perspektive – sich nicht mit Kinderrechten verbindet, sondern unter dem Slogan verhandelt wird: Den Müttern die Sorge, den Vätern die Rechte, es gibt also heftige Auseinandersetzungen um Interpretation und reale Umsetzung.

Vor zwei Jahren wurde der 10. Jugendbericht, der so genannte Kinderbericht, abgegeben, der sich um die Kultur des "Aufwachsens" Sorge gemacht hat; wobei dieser Jugendbericht mir zu stark an einer Politik für das Kind und nicht an einer Politik mit oder von Kindern orientiert ist, so dass sich also insgesamt betrachtet für diese Entwicklung der letzten 20 Jahre ein ambivalentes Bild hinsichtlich der Antworten auf die Frage ergibt, wo hat sich etwas positiv geändert oder wo hat sich nichts gebessert.

5

Vor diesem Hintergrund stellt sich noch einmal die Frage: Warum überhaupt "Kinderpolitik", "Kinderrechte"? Ist das nicht alles Kinderkram? Gibt es nicht andere Themen oder Probleme, die für die heutigen Gesellschaftsfragen relevanter sind, vor allem Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung?

Ich denke: Nein!

Ich denke, dass im Zentrum dieser Debatten, dieser Auseinandersetzungen um Kindheitsbilder, um den Blick auf Kindheit, um die Gestaltung von Generationsbeziehungen die Frage steht, ob wir ein autoritäres Gesellschaftsmodell verlängern oder ob wir die Frage der Mög-

lichkeiten der Demokratisierung unserer Gesellschaft, vielleicht sogar unserer Gesellschaften auf dieser Welt, ins Auge fassen wollen.

Und meine These ist, dass diejenigen, die auf Kinderpolitik, Kinderpartizipation und Kinderrechte setzen, eben davon ausgehen, dass die Entwicklung von demokratischen Gesellschaften wesentlich abhängt von den demokratischen Kompetenzen, von den demokratischen Fähigkeiten, dem gesellschaftlichen Bewusstsein der nachwachsenden Generationen. Davon also, dass diese nicht von vornherein von Demokratisierungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden, weil man ihnen sagt: dazu bist du noch nicht alt genug! Dazu bist du noch nicht reif! Dazu bist du noch zu klein! – und das lässt sich ja verlängern.

Alle Ansätze, die der autoritären Tradierung oder auch einer bloß stellvertretenden Position der Politik für das Kind nahe kommen, richten sich wesentlich auf Dimensionen einer Funktionalisierung des Generationenverhältnisses für Zwecke der älteren Generation, für Zwecke eines bestimmten Teiles, einer bestimmten Fraktion der älteren Generation und die hegemonialen Auseinandersetzungen – wie Gramsci sagen würde – also die herrschaftlichen Auseinandersetzungen, die Auseinandersetzungen um die Legitimität des Handelns und die Loyalität in der Haltung der nachwachsenden Generation, sind genau dort zu verorten.

Wenn ich das Generationenverhältnis demokratisch gestalte, wenn ich generationale Ordnung nicht im Herrschaftssinn verstehe, dann werden natürlich die Macht- und Herrschaftsbeziehungen in anderen Bereichen, in anderen Institutionen auch in Frage gestellt, weil die nachwachsende Generation, die sozusagen einen Hauch von Freiheit mitbekommen hat, sich nicht mehr das gefallen lässt, was heute zu Tage allorten möglich ist, wo sich irrationale Herrschaft rational durchsetzt, rational vertreten wird.

Die Frage ist: In wie weit kann die junge Generation an dieser Auseinandersetzung teilnehmen, kann sie sich darauf vorbereiten?

Die UN-Konvention mit diesen drei Bereichen, Schutz – Versorgung – Partizipation, ist sicherlich dabei nicht etwas, was man als besonders radikal verstehen kann, um damit allen Missverständnissen vorzubeugen. Die Konvention ist – in meinen Augen durchaus bemerkenswert – von Polen 1980 in die UN-Debatte eingebracht worden und es ist mir bis heute noch nicht gelungen, obwohl ich den Ideenträger vor 10 Jahren kennen gelernt habe, zu verstehen, was die Polen eigentlich dazu getrieben hat, die weitreichenden Rechte für die nachwachsende Generation zu fordern, die sie zur gleichen Zeit den erwachsenen Mitgliedern diktatorisch verweigerte, vom Demonstrationsrecht bis zur Meinungsfreiheit etc. (vgl. Lopatka 1993).

Es gibt keinen kinderrechtlichen Radikalismus. Das ist in diesem Zusammenhang meine These; gleichwohl gibt es eine Vorstellung des Zusammenspiels von Schutz, Versorgung und Partizipation, die in meinen Augen interessant ist, offensiv interpretiert und vorangetrieben werden kann. Wie, werde ich ihnen in Kürze illustrieren. Deshalb in einem ersten Schritt eine knappe Einschätzung zu den jeweiligen Dimensionen.

Das erste ist der Bereich des Schutzes. Ich denke, dass es für uns wichtig ist, gerade weil der Schutzbegriff eine sehr traditionelle Semantik enthält, zu klären, was könnten Bedeutungen von Schutz sein, was könnte die Rede von Schutzrechten im Falle von Kindern beinhalten?

Es ist vielleicht ganz gut, sich zu überlegen, dass es auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen, für andere Elemente, für andere Phasen im Lebenslauf besondere Schutzrechte gibt, dass also die These, es bedürfe besonderer Schutzrechte, nicht bedeuten kann, dass damit

Kinder aus dem Satz, Kinder sind Menschen, mit der Folge der Aufhebung aller Menschen- und Bürgerrechte ausgeschlossen werden können.

Das ist, glaube ich, fundamental. Das ist auch eine Interpretation, die man meines Erachtens vorantreiben muss, gerade weil man weiß, dass mit diesem Schutzbegriff in der Geschichte von Kinder- und Jugendfürsorge, in Erziehung relativ viel Schindluder getrieben wurde. Bekanntlich haben im Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge viele mit so genannten "guten Absichten" eingegriffen in kindliches und familiales Leben, vor allem von Unterschichten, aber auch von der Arbeiterklasse sowohl in Europa, aber auch in den USA, haben Kinder aus Familien herausgeholt, weil man sagte, die sind da bedroht, gefährdet. Damit ist eine bestimmte Tradition für die soziale Arbeit, für die Pädagogik, gerade auch für die Schwarze Pädagogik gekennzeichnet, die sozialwissenschaftlich unter der Überschrift "Sozialkontrolle und Sozialdisziplinierung" verhandelt wird. Das heißt, man muss meines Erachtens sehr deutlich die unterschiedlichen Bedeutungen von Schutz herausarbeiten und sagen, wovon man jeweils spricht, wenn man von Schutz, Schutzrechten handelt. Es ist eine erste Differenz, wenn ich von Schutz spreche, wenn ich von Schutzrechten spreche. Ich würde also behaupten, Schutzrechte sind notwendig, um Kinder vor allen Gewaltverhältnissen (von Vernachlässigung bis zu sexueller Ausbeutung) zu schützen, um Kinder – ähnlich wie andere Menschen – in derartigen Situationen wie Konstellationen zu sichern.

Auch bei dem zweiten Bereich – den der Versorgung oder auch der Infrastruktur – handelt es sich auf den ersten Blick um eine eher traditionsgeleitete Herangehensweise, die man diskutieren muss unter der Überschrift "Sozialstaat, Sozialpolitik und Generationenverhältnis" und das heißt: Zunächst einmal muss skandalisiert werden, vor allem die so genannte Infantilisierung von Armut, von der wir inzwischen im Kontext der Sozialhilfeabhängigkeit von vielen Kindern wissen.

Darüber hinausgehend scheint es mehr als notwendig zu sein, nicht auf die erste Welt allein zu sehen, sondern auch auf die dritte und vierte Welt (vgl. Castells 1998: 149 ff); in diesem Fall auf eine Debatte um basic needs, basic education, d.h. zu klären, was ist basal, was ist notwendig, um die angesprochenen Rechte auf Leben, Überleben und Entwicklung einzuholen und historisch zu konkretisieren (vgl. Lenhart 1993)?⁶

Um sich der Semantik von "Versorgung" angemessen zu nähern, müssen wir zu klären suchen, von welchem Maßstab ausgehend, wir etwa zu sagen vermögen, hier wird in Kinderpolitik nicht genug Geld und Leistung gesteckt? Und welche Möglichkeiten hätten wir dann, dafür auch die Öffentlichkeit zu gewinnen? Da gibt es eine ganze Reihe von Bestimmungen innerhalb der UN-Konvention, denen hier gefolgt werden müsste und ich denke vor dem Hintergrund der Ergebnisse der deutschen PISA-Studie ist gerade die Rede vom Recht auf Bildung, im Artikel 28 und 29 der Konvention, besonders wichtig. In der Darstellung der PISA-Ergebnisse gibt es einen zentralen Satz, dass denjenigen, denen von klein auf Bildung entzogen wird, diese Bildung das gesamte Leben über fehle und dieses Konsequenzen für die Entwicklung von Lebensqualität, für Lebensführung, für die Ausbildung von politischem Bewusstsein und politischem Interesse habe (2001: 32).

Das heißt, denjenigen, denen die Chance zur Bildung vorenthalten bleibt, obwohl immer von Chancengleichheit gesprochen wird, de facto aber Bildungschancen genommen werden, wird die Möglichkeit eines qualifizierten Lebens, einer qualifizierten Entwicklung hin zu einem

⁶ Grundlagentheoretisch bedeutet dies, sich mit Problemen von Globalisierung, Entwicklung, gesellschaftlichen Alternativen zum Kapitalismus zu beschäftigen; vgl. exemplarisch dazu die Studien von Duchrow (1997), Sen (2000).

vernünftigen gesellschaftlichen Bewusstsein genommen - und dieses fängt bereits auf der Ebene des Kinderlebens an.

Partizipation – im Sinne von realer und realitätsmächtiger Beteiligung, Mitbestimmung, Mitentscheidung – bildet den Schwerpunkt meiner Überlegungen, weil ich davon ausgehe, dass sich mit dieser Kategorie demokratiethoretisch und demokratiepraktisch interessierte Positionen verbinden lassen, die die Frage stellen, in wie weit Partizipationsmöglichkeiten von Kindern heute dazu führen, dass diese erstens sich tatsächlich beteiligen, zweitens tatsächlich auch mitentscheiden und dieses drittens eine Relevanz für Bildungsprozesse hat, die dazu führen können, dass die beteiligten Kinder auch als Erwachsene sich anders als die Mehrheit der Erwachsenen heute bezüglich öffentlicher, gesellschaftlicher Angelegenheiten verhalten; denn die Entwicklungspotenziale, die in der Partizipation im Kindesalter liegen, sind - in verschiedenen Untersuchungen bestätigt – so groß, dass tatsächlich Demokratisierungspotenziale sich herausbilden könnten, so dass die gesamte Gesellschaft in ihrer Zukunftsfähigkeit gestärkt wäre.

Das zentrale Thema dabei ist die Frage der Kompetenz, der Urteilskraft, der Befähigung im Sinne einer Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten, die die Menschen bereits im Kindesalter als ihre eigenen erkannt und anerkannt haben. Demokratie wird nur dann erfolgreich sein, wenn die Bürgerinnen und Bürger einer Gesellschaft Demokratie als ihre eigene Erfahrung produzieren und in der Produktion dieser Erfahrung merken, dass sie tatsächlich etwas bewirken können (s. Sücker 2003: Kap. X).

Diversen Untersuchungen zufolge gibt es heute keine Politikverdrossenheit, sondern eine Parteienverdrossenheit. In diesem Rahmen gibt es eine ganze Reihe von Vorschlägen in der Debatte um Kinderpolitik und Kinderrechte, die sich auffinden lassen in den Formulierungen der UN-Konvention, vom Recht auf Meinungsfreiheit, vom Recht auf Zugang zu Informationen, vom Recht auf Versammlungsfreiheit, vom Recht auf eine eigene kulturelle Identität, bis zum Recht auf Beteiligung in allen Belangen, die Kinder als Kinder und damit als Menschen betreffen. Es gibt eine breite Palette, die deutlich macht, Kinder sind Menschen, Kinder haben Menschenrechte, Kinder haben Bürgerrechte.

Trotzdem tut sich relativ wenig in der öffentlichen Diskussion. Offensichtlich ist es auch nicht in besonderer Weise in die Politik eingedrungen, dass es diese UN-Konvention gibt, obwohl zu bestimmten Zeiten, wenn Sonntagsreden anstehen, Kinder natürlich in den Vordergrund gerückt werden.

Deshalb nochmals ganz kurz und zum Schluss meiner Überlegungen die Argumentation mit der vielleicht etwas mehr öffentliche Aufmerksamkeit in die Debatte gebracht, der Frage von Kinderpolitik und Kinderrechten sowie Zukunftsfähigkeit mehr Beachtung geschenkt werden könnte.

Wir sprechen heute – vor allem nach der Erfahrung des katastrophalen 20. Jahrhunderts – von der Spaltung einer gesellschaftlichen Entwicklung, die auf der einen Seite eine technologische Überentwicklung enthält und auf der anderen Seite eine soziale Unterentwicklung. Die Frage ist: Wie kommt es zur technologischen Überentwicklung, wie kommt es zur sozialen Unterentwicklung, was sind Folgen daraus?

Das erste lässt sich relativ einfach erklären: weil man technischen Fortschritt mit menschlichem, humanem Fortschritt verwechselt hat. Schwieriger zu erklären ist es, wieso immer noch nach diesen Katastrophen, vor allem des 20. Jahrhunderts, die soziale Unterentwicklung wei-

ter existiert. Ich denke, dass dieses zu tun hat mit der Frage der mangelnden Bildung, des Bildungsstandes der nachwachsenden Generation, der Demokratiefähigkeit oder aber – negativ formuliert – mit der Manipulation, der Formierung von "falschem Bewusstsein", der Ausrichtung an Konsumismus und ähnlichem.

Wieso aber ist diese soziale Unterentwicklung so gefährlich für die Zukunftsfähigkeit?

Simpel formuliert ergibt sich vieles aus der Erfahrung mit dem katastrophalen 20. Jahrhundert, mit Faschismus, Stalinismus, Imperialismus. Schwieriger wird es, wenn ich ausarbeiten will, wie ich das Ganze anders machen könnte; dies im Kontext einer gesellschaftlichen Entwicklung, die auf eine zukunftsfähige Gesellschaft abzielt.

Wie kann ich also, so lautet die Frage, indem ich auf Kinderpolitik und Kinderrechte setze, die Urteilskraft der nachwachsenden Generation stärken, wie kann ich die Handlungsfähigkeit der nachwachsenden Generation stärken? Wie kann ich die Reflexivität stärken? Wie lässt sich all das, was sich in der deutschen Tradition emanzipatorisch mit dem Bildungsbegriff verbindet, bei Anerkennung der realen Situation – wie PISA-Ergebnisse besagen, also der Reproduktion sozialer Ungleichheit durch Bildung – realisieren, Mündigkeit erreichen?

In einem ersten Schritt können wir dieses angehen, indem wir Möglichkeiten der Vertretung von Kinderrechten in der Öffentlichkeit vorantreiben, indem wir den Satz, Kinder sind Menschen, ernst nehmen und zur Grundlage allen Handelns machen; ihn auch gegenüber all denjenigen vertreten, die sagen: Kinder sind nicht so reif, wissen noch nicht, was sie tun; schadet doch nichts, wenn man die nicht überall beteiligt oder wenn sie ab und zu ein paar hinter die Ohren kriegen, mir hat es auch nichts geschadet – auf dieser Alltagsebene ist dies die eine Dimension, auf der institutionellen Ebene ist es die Forderung nach Beteiligung und Mitentscheidung durch Kinder an den Angelegenheiten, die sie betreffen, und es gibt keine Angelegenheit, die sie nicht betrifft.

Die Zukunft der Demokratie, die Zukunft einer Gesellschaft, die den Namen Demokratie ernsthaft verdient, hängt wesentlich von einer gebildeten, d.h. auch immer politisch bewussten nachwachsenden Generation ab. Das ist die Herausforderung der Thematik für uns.

Literatur

Archard, David (1993): *Children: Rights & Childhood*. London/ New York: Routledge.

Braches-Chyrek, Rita (2002): *Zur Lebenslage von Kindern in Ein-Eltern-Familien*. Opladen: Leske + Budrich.

Bühler-Niederberger, Doris/ Sünker, Heinz (2002): *Von der Sozialisationsforschung zur Kindheitssoziologie – Fortschritte und Hypothesen*. In: Bernhard, A. et al. (Hrsg.): *Kritische Erziehungswissenschaft und Bildungsreform. Programmantik, Brüche, Neuansätze. Theoretische Grundlagen und Widersprüche*. Baltmannsweiler: Schneider: 200–220.

Castells, Manuel (1998): *The Information Age. Vol. III: End of Millenium*. Malden/ Oxford: Blackwell.

Deutsches Pisa-Konsortium (Hrsg.) (2001): *PISA 2000*. Opladen: Leske + Budrich.

DuBois-Reymond, Manuela (2001): *Familie und Partizipation*. In: Güthoff, F./ Sünker, H. (Hrsg.): *Handbuch Kinderrechte. Partizipation, Kinderpolitik, Kinderkultur*. Münster: Votum: 81–105.

- Duchrow, Ulrich (1997): Alternativen zur kapitalistischen Weltwirtschaft. Biblische Erinnerung und politische Ansätze zur Überwindung einer lebensbedrohenden Ökonomie. (2. durchgesehene und erweiterte Aufl.) Gütersloh/ Mainz: Gütersloher Verlagshaus.
- Fuhs, Bernd (1995): Kindliche Selbstständigkeitsspielräume und kinderkulturelle Aktivitäten. In: Widersprüche, Jg. 15, Nr. 58, S. 51–64.
- Güthoff, Friedhelm/ Sünker, Heinz (Hrsg.) (2001): Handbuch Kinderrechte. Partizipation, Kinderpolitik, Kinderkultur. Münster: Votum.
- Hengst, Heinz (1996): Kinder an die Macht! Der Rückzug des Marktes aus dem Kindheitsprojekt der Moderne, in: Zeiher, H./ Büchner, P./ Zinnecker, J. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim: Juventa: 117–134.
- Hein, Christoph (1988): Das Wildpferd unterm Kachelofen. Schöne Geschichten von Jakob Borg und seinen Freunden. Berlin: Aufbau Verlag.
- Honig, Michael-Sebastian (1999): Entwurf zu einer Theorie der Kindheit. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- James, Allison/ Prout, Alan (1997) : Constructing and Reconstructing Childhood. Contemporary Issues in the Sociological Study of Childhood. London: Falmer Press.
- Jeand'Heur, Bernd (1993): Der Kindeswohl-Begriff aus verfassungsrechtlicher Sicht. (2. Aufl.) Bonn: Arbeitsgemeinschaft Jugendhilfe.
- Joos, Magdalena (2001): Die soziale Lage der Kinder. Sozialberichterstattung über die Lebensverhältnisse von Kindern in Deutschland. Weinheim: Juventa.
- Lange, Andreas (1995): Eckpfeiler der sozialwissenschaftlichen Analyse von Kindheit heute. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Jg. 18, Nr. 30: 55–68.
- Lenhart, Volker (1993): "Bildung Für Alle". Zur Bildungskrise in der Dritten Welt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lopatka, Adam (1993): Work and Experiences in the Initiation Process for the UN Convention on the Right of the Child. In: Heiliö, P.-L./ Lauronen, E./ Barty, M. (eds.): Politics of Childhood and Children at Risk. Wien: European Centre for Social Welfare and Policy Research.
- Mason, Mary Ann (1994): From Father's Property to Children's Rights. New York: Columbia University Press.
- Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Sen, Amartya (2000): Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: dtv.
- Sünker, Heinz (1989): Pädagogik und Politik für Kinder. In: Melzer, W./ Sünker, H. (Hrsg.): Wohl und Wehe der Kinder. Pädagogische Vermittlungen von Kindheitstheorie, Kinderleben und gesellschaftlichen Kinderbildern. Weinheim: Juventa: 10–29.
- Sünker, Heinz (2003): Politik, Bildung und soziale Gerechtigkeit. Perspektiven für eine demokratische Gesellschaft. Frankfurt (Main): Lang.
- Sünker, Heinz/ Swiderek, Thomas (2002): Kinder, Politik und Kinderpolitik. In: Krüger, H./ Grunert, C. (Hrsg.). Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen: Leske + Budrich: 703–718.

- Therborn, Göran (1993): *The Politics of Childhood: The Rights of Children in Modern Times*. In: Castles, F. G. (ed.): *Families of Nations*. Aldershot: Ashgate: 241–291.
- Tomasello, Michael (2002): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Zeiber, Helga (1995): *Kinder in der Großstadt: Raumorganisation und soziale Integration*. In: *Widersprüche*, Jg. 15, Nr. 58: 39–50.
- Zeiber, Helga/ Zeiber, Hartmut J.: (1994): *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern*. Weinheim: Juventa.

Ich will doch nur Dein Bestes - oder wie man Kinder richtig erzieht

Dieter H. Sikorski

Zusammenfassung: Anhand exemplarischer Beispiele aus seiner psychotherapeutischen Praxis erläutert der Autor, wie verhängnisvoll es sein kann, wenn Eltern für ihre Kinder unreflektiert "nur das Beste" wollen. Es wird illustriert, dass Erziehungsfehler über Generationen hinweg weitergegeben werden und dabei zu gravierenden neurotischen Störungen in der jeweiligen Kindergeneration führen (müssen) – welche dasselbe Störungsmuster wiederum an die eigenen Kinder weiter vermittelt. Vor dem Hintergrund seiner teilweise dramatischen Erfahrungen als Psychiater und Therapeut unterbreitet der Autor eine ebenso ungewöhnliche wie provokante These, wie sich diese "neurotische Durchseuchung" sukzessive minimieren ließe: Im Sinne der gesellschaftlichen Verantwortung gegenüber den nachwachsenden Generationen schlägt er einen "Eltern-TÜV" vor.

Es gibt wahrscheinlich niemanden unter uns, der den Satz "Ich will doch nur Dein Bestes" von seinen Eltern noch nicht gehört hat. Selbst der sagenumwobene "Wolfsjunge"¹ hätte diesen Satz, wären Wölfe in der Lage zu sprechen, auch von diesen gehört. Ich glaube nicht einmal, dass diejenigen, die diesen Satz aussprechen, dies nicht in der vollen Überzeugung tun, das, was sie da sagen, auch genau so zu meinen. Ich persönlich halte es jedoch für äußerst schwierig, immer nur "das Beste" für den anderen zu wollen. Ich bin mir sicher, das geht gar nicht. Denn immer nur das Beste von jemanden zu wollen, würde zu einer maßlosen psychischen Überforderung führen.

Ich muss jetzt Ihre Fantasie etwas in Anspruch nehmen. Stellen Sie sich vor, Sie sitzen unsichtbar in meinem Arbeitszimmer. Das Zimmer ist weit über 20 Quadratmeter groß und in einer Ecke stehen, im besten Gründerzeit-Stil, eine gelbe Couch, eine rote Couch und drei Sessel im Stil der roten Couch. Auf der gelben Couch sitzt Herr Metzgermeister M. nebst seiner Gattin. Auf der roten Couch sitzt, etwas verloren wirkend, ihr 28-jähriger Sohn. Sie müssen sich die beiden Couches im 110 Grad Winkel zueinander stehend vorstellen, während ich selbst der Familie gegenüber sitze. Der aufgebrachte Sohn hat einen knallroten Kopf, er hat seinen Eltern den Rücken zugekehrt und schaut an mir vorbei durch das von Blumen zugewachsene Fenster hinaus. Die anwesende Familie ist "perfekt" im Streiten. Sie demonstriert das nun schon seit 10 Minuten. Ich bin inzwischen völlig genervt. Als dann noch von Mutters Seite der berühmte Satz kommt, "Ich will doch nur Dein Bestes", mache ich lautstark dem Treiben ein Ende, in dem ich die Familie dafür lobe, wie gut sie denn streiten könne.

Szenenwechsel:

Ich muss Sie bemühen, sich wieder unsichtbar in meinem Zimmer aufzuhalten, welches ich Ihnen gerade eben beschrieben habe. Jetzt haben wir eine 6-köpfige Familie vor uns. Ich habe sie eingeladen, da die jüngste der vier Geschwister – Melanie – an Magersucht leidet. Die Familie macht einen völlig genervten Eindruck und, wie könnte ich es mir auch anders denken, die Mutter fängt an zu sprechen. Sie berichtet, dass es zu Hause nicht zum Aushalten sei. Es drehe sich alles nur noch um das Essen. Es sei immer eine "gute Sitte" in der Familie gewesen, dass man zusammen die Mahlzeiten einnahm. Melanie habe diese Regel gebrochen,

¹ Zur Geschichte des "Wolfsjungen" siehe z.B. Lane (1985). François Truffaut hat die Geschichte 1981 unter dem Titel "L'enfant sauvage" verfilmt.

indem sie ihr Essen mit aufs Zimmer nahm. Nachdem aber in der letzten Zeit dort Nahrungsmittel verschimmelten und es auch sonst sehr merkwürdig roch, wurde Melanie gezwungen, wieder am gemeinsamen Essen teilzunehmen. Sie tat dies nur unter größtem Protest, und Nahrungsaufnahme, so die Mutter, könne man das ja wohl nicht nennen: Hier ein Gürkchen, dort eine Mohrrübe und wenn der Salat aus drei Blättern bestand, dann sei dies schon viel gewesen. Offensichtlich sei inzwischen Melanies drastisch reduziertes Körpergewicht und man könne sich ausrechnen, wann sie auf die Intensivstation müsse.

Jetzt unterbrach der älteste Sohn die Mutter und schilderte mir ganz aufgeregt, dass am schlimmsten das "Gekotze" sei. Er würde sich schon gar nicht mehr aufs Klo trauen, weil der Geruch nach Erbrochenem für ihn extrem unangenehm ist und ihn an seine kranke Schwester erinnert. Er könne sich auch nicht vorstellen, dass das ständige Erbrechen auf Dauer der Gesundheit nicht schaden würde.

Melanie schaute bei all den Vorwürfen gelassen in die Runde. Sie schien das alles bestens zu kennen und ich hatte den Eindruck, dass die Vorwürfe sie völlig kalt ließen.

Nach einer kleinen Pause fing der Vater an zu reden. Melanie sei schon immer sein Sorgenkind gewesen, obwohl und das wolle er hier ausdrücklich sagen, sie immer die Beste in der Schule war. Aber ihr Verhalten anderen Menschen gegenüber sei schon immer sehr auffällig gewesen. Wenn sie denn mal eine Freundin gehabt habe, habe sie sich völlig auf diese Freundin konzentriert. Einen richtigen Freundeskreis, wie andere Mädchen, habe sie aber nie gehabt. Große Sorge mache er sich, dass sie an Jungs überhaupt kein Interesse zeige. Auch solle ich mir sie doch mal richtig anschauen: Diese merkwürdige Kleidung, ganz in schwarz, im Schlabber-Look. Häufig höre sie auch ganz merkwürdige traurige Musik, die auch manchmal extrem aggressiv anmute. Melanie meint dazu, dies sei Ausdrucksform einer Jugendbewegung, die sich "Gothics" nennt. Und im Übrigen könne ich ihm ruhig glauben, für seine Tochter Melanie wollte er immer nur ... das Beste. Das Beste zu wollen für jemand, hatten wir ja schon anfangs als chronische Überlastung und psychische Überforderung beschrieben. Manchmal ist das Mittelmaß mehr als das Beste.

Es dürfte Ihnen mittlerweile deutlich geworden sein: Der Satz "Ich will ja nur Dein Bestes" kann auch einen Psychiater zum Wahnsinn treiben.

Wie Sie an den Fallbeispielen erkennen können, gehört es zu meinem Alltag, Erziehungsfehler zu "reparieren". Das Schlimme an diesen, von mir so genannten "Erziehungsfehlern" ist, dass sie wie schlechte Traditionen von Generation zu Generation weitergegeben werden. Familientherapeuten haben beispielsweise herausgefunden, dass eine überängstliche Mutter sehr wahrscheinlich Kinder haben wird, die später an einer Angsterkrankung oder an Panikattacken leiden werden (vgl. Möhring/ Neraal 1996, Cierpka 1996, Dornes 1998). So wird alles Psychische weiter vererbt. Zwar nicht auf einem Gen wie viele meinen, sondern einfach beim Lernen vom Modell. Wenn die oder der psychisch Leidende keine Therapie macht, können Generationen unter der gleichen Krankheit leiden. Sie sehen daran, wie wichtig Psychotherapie ist.

Sehr geholfen bei der therapeutischen Arbeit haben mir vor allem der Ihnen sicherlich bestens bekannte Sigmund Freud, dessen Tochter Anna Freud sowie Martin Dornes, der das Buch "Der kompetente Säugling" schrieb. Ebenso die modernen Neuro-Wissenschaften, die vieles von dem bestätigen, was Sigmund Freud vor mehr als 100 Jahren zu Papier brachte. Ein kleiner Ausflug in die Entwicklungspsychologie wird notwendig sein, um zu verstehen, was man bei der Erziehung eines Kindes alles falsch oder richtig machen kann.

In der Phasenlehre von Sigmund Freud beschreibt dieser verschiedene Entwicklungsstadien des Kindes. Die erste Phase, die ein Neugeborenes durchlebt, ist die *orale* Phase. Diese geht im Alter von anderthalb bis zwei Jahren in die *anale* Phase über. Nach der analen Phase kommt der Mensch in die *genitale* Phase und danach beschreibt Freud die *ödipale* Phase.

Die *orale* Phase ist für die meisten Laien noch leicht zu verstehen. Es ist die Phase, in der ein kleiner Mensch hauptsächlich Nahrung zu sich nimmt und schläft – wie Freud meinte. Der bereits erwähnte Martin Dornes, ein Psychoanalytiker aus Frankfurt am Main, hat übrigens erforscht, dass der Säugling bereits deutlich kompetenter ist als Freud annahm. Dornes hat mehr Kompetenzen bei Neugeborenen feststellen können und dargelegt (1993) als Freud zu seiner Zeit beschrieben hatte.

Wie wichtig eine fürsorgliche Person in der oralen Phase für ein Neugeborenes ist, kann man sich ohne weiteres selbst vorstellen. Ist die fürsorgliche Person selbst krank – nehmen wir zum Beispiel an, die Mutter des zu versorgenden Säuglings ist alkoholkrank – so entstehen schon in der ersten Lebensphase schwere seelische Verletzungen.

Auch die *anale* Phase hat so ihre Tücken. Eine sehr ordentliche und auf Sauberkeit bedachte Mutter kann hier schweren Schaden anrichten. Der auf dem Töpfchen sitzende kleine Mensch, noch unbeeinflusst von jeglichen Normen, versucht das, was er gerade produziert hat, mit den Händen zu untersuchen. Die ordentliche und auf Sauberkeit bedachte Mutter – wir können sie auch schlichtweg "zwanghaft" nennen – bekommt einen Schreianfall. Dieser prägt sich so sehr im Unbewussten unseres in der analen Phase befindlichen Menschen ein, dass er das Geschehen nie wieder vergessen wird.

Dass auch die *genitale* Phase nicht gerade unproblematisch ist, kann man nicht nur vermuten, sondern ich erlebe es in meinem Berufsalltag ständig. Versucht unser kleiner Mensch, in seiner genitalen Phase seine Geschlechtsteile zu erkunden, so kommt die strenge Mama – meist ist sie es, denn Papa hält sich da heraus – nimmt die Hand unseres Kleinen, schlägt mit ihrer Hand auf seine Hand, so dass es weh tut und sagt laut und vernehmlich "Bäh!". Was im Unbewussten unseres kleinen Menschen dann passiert, überlasse ich gern Ihrer Fantasie.

Richtig zu schaffen macht uns Psychiatern die *ödipale* Phase. Vermutlich wird nicht jeder von Ihnen die dazugehörige Geschichte aus der griechischen Mythologie kennen – Die Kurzfassung lautet: König Ödipus war der, der seinen Vater erschlug und dann seine Mutter heiratete. Im Kampf mit den ödipalen seelischen Verletzungen meiner Patientinnen und Patienten habe ich schon so manche Schlacht geschlagen. Wenn unsere oben erwähnte, sehr zwanghafte und gestresste Mama im chronischen Beziehungskonflikt mit ihrem Partner zu ihrem kleinen Sohn sagt "Du bist mein Bester", kann sich jeder ganz lebhaft vorstellen, was sich im Unbewussten unseres kleinen Menschen einprägt. Mamas Bester zu sein, welcher kleiner Junge hat davon nicht geträumt. Welche eklatanten Folgen das für das zukünftige Leben haben kann, können sich – zumindest zu diesem Zeitpunkt – weder die Mutter noch unser Kleiner vorstellen.

Dies als einige Beispiele für mögliche Erziehungsfehler in verschiedenen kindlichen Entwicklungsphasen. Also was tun?

Ich habe den Auftrag bekommen, Sie mit provokanten Thesen zum Nachdenken zu bewegen. Ich will dies im Folgenden versuchen.

Nachdem ich Ihnen nun einen kleinen Einblick in meinen Alltag gewährt habe, werden Sie sich – mit Recht – fragen, ob man ein Kind überhaupt fehlerfrei erzielen kann. Die Antwort

ist schlicht und ergreifend "Nein". Wir alle sind durch die Erziehungsleistung unserer eigenen Eltern oder Pflegepersonen so neurotisch, dass es uns nicht gelingen wird, selbst ein Kind zu einem Menschen ohne Neurosen zu erziehen. Seuchenhygienisch gesprochen beträgt der Grad der neurotischen Durchseuchung unserer Bevölkerung satte 100 Prozent.

Also, was tun?

Sicherlich kann man schon als kleiner Mensch in Psychotherapie gehen. Man muss sich zu diesem Zweck eine Krankheit zulegen, mit der Mama oder Papa nicht alleine zurechtkommen. Die Tochter von Sigmund Freud, Anna Freud, hat viele Kinder-Analysen sehr erfolgreich abgeschlossen (vgl. Freud 1992 bzw. 1993).

Man kann aber auch erst einmal erwachsen werden und sich dann in unserer Klinik zur Psychotherapie anmelden.

Sehr umständlich, werden Sie sagen. Kann man die Psychotherapie nicht umgehen?

Doch, ich hätte da einen Vorschlag zu machen:

Wenn sie Besitzer eines Fahrzeuges sind, so wissen Sie, dass Sie alle zwei Jahre zur technischen Untersuchung müssen. Die Institute, die eine solche durchführen, heißen bei uns in Cottbus TÜV oder DEKRA. Wenn schon Fahrzeuge zum TÜV müssen oder Fahrstühle alle Jahre von der DEKRA untersucht werden, warum müssen dann Eltern – oder Erwachsene, die planen, ein Kind zu bekommen – nicht zum TÜV oder zur DEKRA?

Wenn doch, wie oben aufgeführt, die Folgen der Erziehung eigentlich immer fehlerhaft sind und ansonsten alles andere in Deutschland kontrolliert und überwacht wird, warum überlässt man dann die Erziehungsberechtigten ihrem Schicksal?

Eine fehlerfreie Erziehung, darüber müssen wir uns klar werden, wird es nie geben. Das liegt allein daran, dass unsere Eltern und Großeltern mit den Neurosen wiederum ihrer Eltern zurecht kommen mussten. Schon früh haben die Neurosenforscher gesagt, dass der Grad der Durchseuchung mit Neurosen – zumindest in der mitteleuropäischen Bevölkerung – hundert Prozent beträgt, d.h. eigentlich gibt es kein Entweichen. Man wächst unweigerlich mit den neurotischen Konfliktlösestrategien der Eltern auf. Je nach Schweregrad der Störung der Eltern sind dann auch die Kinder mehr oder weniger "schwer gestört". Diese sogenannte Störung lässt sich nur in der Psychotherapie bearbeiten. In der Familientherapie wurde mittels Generationsforschung erkannt, dass die neurotischen Störungen der Eltern von den Kindern übernommen werden. Sie werden nicht genetisch vererbt, sondern quasi "abgeschaut". Durch Einzelgruppen- oder Familientherapie lassen sich solche Störungen so bearbeiten, dass mehr Lebenszufriedenheit entsteht. Ich will nicht sagen, dass man fehlerfrei oder gesund wird, aber die Lebensqualität kann sich deutlich verbessern.

Damit wären wir beim Eltern-TÜV.

Auch der TÜV ist keine 100 %ige Angelegenheit. Wir wissen selbst, dass es massive Unfälle gibt, die trotz technischer Untersuchung immer wieder passieren. Aber ich denke, sofern es die Möglichkeit gäbe, psychotherapeutisch-psychoanalytisches Grundwissen in der Schule zu vermitteln oder vielleicht eine – wie auch immer geartete – Therapie in der Schule zu institutionalisieren, wären wir soziodemographisch in der Lage, die neurotische Durchseuchung tendenziell zu minimieren. Dies wäre schon ein Teil der Geschichte.

Als klinischer Psychiater und Psychotherapeut erlebe ich häufig Familiendramen oder auch mentale Kinder, die selbst Kinder bekommen. Hier wäre, so glaube ich, mein erster Ansatzpunkt für den Eltern-TÜV: Man könnte sich überlegen – und damit meine ich eine Diskussion in der gesamten Gesellschaft – dass bestimmte Grundvoraussetzungen bei Eltern gegeben sein müssen, damit sie Kinder zur Welt bringen bzw. diese auch eigenverantwortlich erziehen dürfen. So ist ja auch klar, dass Sie sich ohne Bremsanlage mit Ihrem Auto niemals im Straßenverkehr bewegen würden. Ich frage mich immer, warum bei der Technik die Fürsorge gegenüber der Gesellschaft einleuchtet. Wenn es hingegen um den Menschen geht, kommen meiner Ansicht nach falsch verstandene Freiheitsgrade oder gar ein Desinteresse der Gesellschaft zum Tragen. Erst wenn solch schockierende und medienwirksame Dinge geschehen wie der Fund verhungelter Kinder im Tiefkühlschrank kommt die Öffentlichkeit zum Nachdenken. Hier bekommt dann das zuständige Ministerium, die Jugendbehörde oder die Schulleitung die Schuld in die Schuhe geschoben. Ich glaube aber, verantwortlich für derartige Vorkommnisse sind vielmehr unsere gesellschaftlichen Strukturen, die solchen psychisch gestörten Eltern gar keine Chance geben, sich therapeutisch behandeln zu lassen, damit so etwas gar nicht erst passieren kann.

In diesem Sinne will ich meinen Eltern-TÜV verstanden wissen.

Die Utopie sieht dann folgendermaßen aus:

Wenn es dann so kommt, wie ich es eben skizziert habe – jeder Erziehungsberechtigte muss einmal im Jahr zum TÜV – dann wird es der Zunft der Psychotherapeuten und Psychiater extrem schlecht ergehen.

Denn alle Eltern – oder alle Menschen, die Kinder bekommen wollen – werden den KINDER-TÜV bestanden haben und so können deren Kinder seelisch gesund und neurosefrei aufwachsen. Der Grad der neurotischen Durchseuchung der Bevölkerung wird dann gegen Null gehen. Sicherlich wird es eine Übergangszeit geben. Wenn dann alle "getüvt" sind, wird meine Zunft arbeitslos.

(Glücklicherweise werde ich aller Wahrscheinlichkeit dies nicht mehr erleben; es sei denn ich werde 150 Jahre alt, was auch nicht so schlecht wäre.)

Literatur

Cierpka, Manfred (Hrsg.) (1996): Handbuch der Familiendiagnostik. Berlin u.a.: Springer.

Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt/ Main: Fischer.

Dornes, Martin (1998): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt/ Main: Fischer.

Freud, Anna (1992): Einführung in die Technik der Kinderanalyse. Frankfurt/ Main: Fischer.

Freud, Anna (1993): Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung. Bern: Huber.

Lane, Harlan (1985): Das wilde Kind von Aveyron. Der Fall des Wolfsjungen. Berlin u.a.: Ullstein.

Möhring, Peter/ Neraal, Terje (Hrsg.) (1996): Psychoanalytisch orientierte Familien- und Sozialtherapie. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Gesellschaft. Kinder fördern durch Elternkompetenz

Reinhart Wolff

Zusammenfassung: Nachdem vor 100 Jahren das Jahrhundert des Kindes ausgerufen wurde, hat sich die Lage ganz grundsätzlich verändert. Heute haben Kinder, deren Zahl allerdings zurück geht, unveräußerliche Rechte. Nun sollen die Erwachsenen die Kinder respektieren – wie sogar eine Kampagne des Familienministeriums forderte – und nicht (wie früher selbstverständlich) Kinder die Erwachsenen. Das hat die Erwachsenen und nicht zuletzt viele Eltern ziemlich durcheinander gebracht. Anstatt nun die "Erziehungskatastrophe" auszurufen, gibt es produktive Alternativen: Die "Elternuniversität" und ein "Dialogisches Elterncoaching und Konfliktmanagement". Im Bündnis von Eltern mit Fachkräften wird in beiden Modellen versucht, die Einstellung und Haltung zu Kindern, den erzieherischen Umgang mit ihnen, ihre Bildungsförderung zu verändern. Eltern werden nicht, wie in vielen neuen Elternbildungsprogrammen, "geschult" und zu "Verhaltenstechnikern" ihrer Kinder gemacht, sondern gemeinsam mit sozialpädagogischen Fachkräften wird geforscht und gelernt, vor allem wird auf dem Weg zur Selbstveränderung gemeinsam experimentiert. Beide Ansätze – die Elternuniversität wie das dialogische Elterncoaching und Konfliktmanagement – werden in diesem Beitrag auf dem Hintergrund einer kurzen Entwicklungsgeschichte der Elternbildung vorgestellt.

1 Das neue Interesse an Elternbildung und Familienarbeit

Erziehung, Bildung und Sozialarbeit stehen gegenwärtig vor einer dreifachen Herausforderung: Sie sollen aufgrund gewachsener Ansprüche und nicht zuletzt wegen der steuerpolitisch bedingten Krise öffentlicher Haushalte kostengünstiger und zugleich besser werden – *die Wende zum Qualitätsmanagement*. Sie sollen von Anfang an verfügbar sein und früh produktive Entwicklungen im Kindesalter und Jugendalter unterstützen, anstatt nurmehr im Nachhinein Konflikt und Scheitern festzustellen, einzugreifen und zu behandeln – *die programmatische Wende*. Sie sollen stärker die Selbsthilfepotentiale und Ressourcen im Sozialraum durch eine Netzwerkarbeit von Fachkräften und Einrichtungen und von Familien und Kindern (in Nachbarschaft und Region) entdecken, stärken und nutzen – *die ökologische Wende*.

Das hat Folgen:

Das Bildungssystem wie das Sozialsystem professionalisieren sich, beginnen, die Chance von Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung zu entdecken und sich für gute und beste Fachpraxis zu engagieren. Zugleich stellen sie die im Zuge der funktionellen gesellschaftlichen Differenzierung gewachsenen und versäulten Organisationsstrukturen des Bildungs- und Hilfesystems in Frage und suchen neue Formen flexibler Kooperation.

Auch programmatisch wird dieser Wandel sichtbar: Es haben sich nämlich in der Folge dieser Veränderungen sowohl ein neues Interesse an Eltern und Kindern, als auch an Bildung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, an Eltern- und Familienbildung sowie an neuen Formen der Familienarbeit entwickelt. Wie Pilze schießen überall neue Programme aus dem Boden, die das bereits in die Jahre gekommene Programm des Gordon-Familientrainings alt aussehen lassen: wie z.B. die "Elternschule Bad Buchenau", die "Erziehungskurse für Eltern – Fit for Kids" (Wiesbaden), die "Hammer Elternschule" – ein Netzwerk unterschiedlicher Einrichtungen und Träger, das "Rendsburger Elterntraining" oder etwa "KET" (Kölner Elterntraining), das weit verbreitete Programm des Deutschen Kinderschutzbundes "Starke Eltern – Starke Kinder" bzw. das von der University of Minnesota entwickelte Frühinterventionsprogramm "STEEP" – Steps Toward Effective and Enjoyable Parenting und das australische Verhaltens-

trainingsprogramm "Triple P", welches mit fünf Interventionsebenen aufwartet. Bekannt geworden sind auch die "Pädagogische Elternschulung" (nach Penthin (2001)) und "Step" (systematisches Training für Eltern nach Dinkmeyer et al. (2004)) oder THOP (Therapieprogramm für Kinder mit hyperkinetischem und oppositionellem Problemverhalten von Döpfner et al. 2002), bzw. das integrative Programm "FiS" (Familie im Stadtteil) aus Bremen, das ausländische Programme wie "Families First"/ "Home Start" und "Video-Home-Training" aufgreift.

Es fehlt auch inzwischen nicht mehr an online-verfügbaren Programmen, wie z.B. das Online-Familienhandbuch aus dem Bayerischen Staatsinstitut für Frühpädagogik (von Fthenakis/ Textor) oder das Schweizer Online-Elterntraining (von Hänggi, Universität Fribourg). Es gibt noch viele andere mehr. So kann die ZEIT-Journalistin Iris Mainka mit Recht feststellen: "Der Markt für Elternkurse mit allerlei fantasievollen Namen boomt, und er täte das nicht, gäbe es keinen Bedarf" (Mainka 2004: 18).

So neu, wie es gegenwärtig scheint, ist das Interesse an der Elternbildung allerdings nicht, wenn auch der aktuelle Eifer und die Emphase, mit denen die Notwendigkeit einer pädagogischen Kompetenzerweiterung auf Seiten der Eltern betrieben wird, ohne Beispiel sind. Sie hängen freilich mit einem weiteren, ja man könnte sagen, 'televisionären' "Strukturwandel der Öffentlichkeit" zusammen, dessen moderne Anfänge Jürgen Habermas (1965) an der Herausbildung eines spezifischen bürgerlichen Publikums und eines öffentlichen kommunikativen Raums im 18. Jahrhundert festgemacht hat. Nicht von ungefähr macht darum auch den Anfang – wie so oft – Jean-Jacques Rousseau mit seinem Buch "Émile ou de l'éducation" (1762), das sich, wie vielleicht bekannt, an die "Mütter mit Sanftmut und Voraussicht" wendet, denen der Autor in fünf großen Abschnitten – in Verbindung mit einer furiosen Gesellschaftskritik – ein ganz neues Verständnis vom Kind, seiner Entwicklung und Erziehung vermittelt. Und an diesen ersten Klassiker schließen dann mit jedem gesellschaftlichen Umbruch weitere Autoren an, die sich für Eltern- und Familienbildung interessieren.

Gut ausgebildete PädagogInnen erinnern sich möglicherweise an drei weitere große Pädagogen, die für Eltern geschrieben haben: Johann Heinrich Pestalozzi: "Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (1801), Janusz Korczak: "Wie man ein Kind lieben soll" (1918) und nicht zuletzt Anton Semjonowitsch Makarenko: "Ein Buch für Eltern" (1937), wobei sowohl Korczak als auch Makarenko bereits die Möglichkeiten des Radios nutzten, um Eltern zu erreichen und zu ihnen über Fragen der Erziehung zu sprechen.

Nach dem großen Aufbruch der Reformpädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts (mit der Erfindung der Erziehungsberatungsstellen in Wien, woraus sich dann später, nach der Exilierung der Reformen durch die Nazis, in den USA die "child guidance clinics" und die ersten Elternkurse entwickelten)¹, kam es dann erst wieder in den 1960er Jahren zu einem neuen Entwicklungsschub. Die "Modernen Klassiker" der Elternbildung schließen daran an. Die wichtigsten sind: 1. Tobias Brocher: "Eine kleine Elternschule" (1962), 2. Rudolf Dreikurs/Vicki Soltz: "Kinder fordern uns heraus" (1966),² 3. Rosemarie Nave-Herz: "Die Elternschule" (1964) und schließlich 4. der unvergessene Wolfgang Bäuerle: "Jugendhilfe und Elternbildung" (1970) bzw. 5. Thomas Gordon: "Familienkonferenz" (1972) und vor allem der große Bruno Bettelheim mit seiner nüchternen pädagogischen Aufsatzsammlung, dessen deutscher Titel allerdings übertreibt: "Ein Leben für Kinder" (1987). Der ursprüngliche Titel ist vorsichtiger und damit weitsichtiger: "A Good Enough Parent", d.h. "einigermaßen gute Eltern", der

¹ Immer noch sehr lesbar: Bettelheim (1977).

² Inzwischen in 40. Auflage!

ja das von Donald W. Winnicott³ entwickelte Konzept der gelungenen Passung zwischen Mutter und Kind – good enough – aufgreift.

Wir sehen schon, wir stehen – ob wir wollen oder nicht – in einer Tradition der Eltern- und Familienbildung, an die wir kritisch anschließen können. Dabei können wir beobachten, auch andere Generationen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie man Eltern (und selbstverständlich vor allem Müttern) helfen könnte, "besser" mit ihren Kindern umzugehen, sie mit "mehr Erfolg" zu erziehen, wobei wir natürlich auf unterschiedliche Wertungen treffen, was jeweils als "besser" oder als "erfolgreich" bezeichnet wurde. Allerdings muß man sehen, dass die aktuellen gesellschaftlichen Hintergründe doch andere sind als früher. Insofern haben sich die Herausforderungen, vor denen wir heute als Eltern und Erzieher stehen, doch verändert. Ich will sie kurz kennzeichnen.

2 Gesellschaftlicher Hintergrund und Probleme heutiger Elternbildung und Familienarbeit

Es geht im wesentlichen um drei Veränderungen:

- (1) Die Veränderung der familialen Lebensumstände durch den demografischen Wandel und durch die ökonomisch-technischen und gesellschaftspolitischen Umbrüche. Es ist dies ein weit greifender ökologisch-ökonomischer Umbruch mit der Folge der Pluralisierung familialer Beziehungs- und Lebensformen, der veränderten Altersstruktur (jung zu sein, wird zu einer gesellschaftlichen Minderheitensituation) und nicht zuletzt einer veränderten Sozialstruktur (einer "Reklassifikation", die die sozialen Unterschiede, die Distanz zwischen oberen und unteren Schichten wieder größer werden läßt).
- (2) Die Veränderung der institutionellen Kontexte ist nicht weniger bedeutsam. Es kommt nämlich zu einer weiteren funktionellen Differenzierung der Gesellschaft, wodurch ein komplexes Geflecht arbeitsteiliger Professionssysteme entstanden ist, deren Unübersichtlichkeit und Erstarrung jedoch aufgrund der neuen Entwicklungen nun immer stärker problematisiert werden, was sich an der Diskussion um den Um- und Abbau sozialstaatlicher Strukturen gut zeigen läßt. Daraus ergibt sich, was ich als institutionellen Umbruch bezeichne.
- (3) Schließlich ist es im Zuge der Herausbildung der modernen Informations- und Wissensgesellschaft zu einer dramatischen Veränderung der Erziehungs- und Bildungserwartungen an Eltern und Kinder sowie an die Fachkräfte im Erziehungs- und Bildungssystem bzw. im sozialen Hilfesystem gekommen. Das ist der Hintergrund für einen weitreichenden pädagogisch professionellen Umbruch, der nicht nur die traditionellen Autoritätsverhältnisse in Frage stellt, sondern auch die bisher anerkannten erzieherischen Ziele und Methoden. Kinder haben nun Rechte, seit dem Jahre 2000 sogar ein Recht "auf gewaltfreie Erzie-

³ Winnicott verdanken wir auch eine Reihe von sehr differenzierten Elternbildungsbeiträgen in Form von Rundfunkvorträgen, die er in den 50er Jahren in der BBC gehalten hat (vgl. Winnicott 1983 und 2002). In "Reifungsprozesse und fördernde Umwelt" (2002: 189) findet sich die berühmte Stelle: "Man muß die Rolle untersuchen, die die Mutter spielt, und dabei finde ich es praktisch, zwei Extreme zu vergleichen; am einen Extrem ist die Mutter *gut genug*, am anderen ist sie *nicht gut genug*. Man wird fragen: Was ist mit dem Ausdruck 'gut genug' gemeint? Die Mutter, die gut genug ist, begegnet der Omnipotenz des Säuglings und begreift sie in gewissem Maß. Sie tut dies wiederholt. Durch die Stärke, die das schwache Ich des Säuglings dadurch bekommt, dass die Mutter die Omnipotenzäußerungen des Säuglings praktisch zur Wirkung bringt, beginnt ein wahres Selbst zum Leben zu erwachen".

hung". Sie sind, wie inzwischen auch höchstrichterlich bestätigt, sogar Grundrechtsträger und Erwachsene sollen Kinder "respektieren" und nicht – wie noch in meiner Kindheit in den 40er und 50er Jahren – umgekehrt! Und darum wird immer mehr bezweifelt, dass man mit dem "natürlichen Recht und der Pflicht", die hierzulande nach Art. 6 des Grundgesetzes "zuförderst" die Eltern beanspruchen können, weit genug kommt. Jetzt sollen Eltern, aber auch die professionellen Erzieherinnen und Erzieher, ihre Aufgabe richtig lernen. Für die Erzieherinnen und Erzieher fordert man bessere und längere Ausbildungen, am besten an Hochschulen (so hat die Alice-Salomon-Fachhochschule in Berlin schließlich im Sommersemester 2004 den ersten BA-Studiengang "Erziehung und Bildung im Kindesalter" begonnen). Und Eltern sollen einen "Führerschein" erwerben, damit es nicht zur erzieherischen (Unfall-)Katastrophe oder zum Erziehungsnotstand kommt, die man natürlich bereits ausgerufen hat (vgl. etwa Gaschke 2001 bzw. Gerster/ Nürnberger 2001).

Jedenfalls kann man ganz allgemein sagen: Es setzt sich immer mehr die Auffassung durch, dass vor allem Eltern Erziehung üben sollen, um von Anfang an "fit for kids" zu sein, am besten natürlich bereits vor der Geburt eines Kindes. So einfach geht es freilich nicht. Elternkompetenz ist nämlich mehr als eine nur personengebundene Konstruktion; sie entfaltet sich vielmehr in konkreten sozialen Kontexten. Sie ist an Beziehungen und Motivationen gebunden. Sie ist getragen von implizitem oder sogar "verschwiegenem" Wissen. Jedenfalls kann man Elternkompetenz nicht einfach wie ein Schulfach lehren und lernen. Auch einfache Trainingseinheiten (gewissermaßen nach Handbucharleitung "So baue ich mir mein Kind zusammen!") helfen gerade in schwierigen Beziehungskonflikten nicht weiter. Insofern können wir sagen: Der "Boom" der neuen Erziehungsprogramme ist zwar verständlich, konzeptuell steht er aber auf schwachen Füßen.⁴ Unübersehbar ist, dass die meisten der zahlreichen neuen Elternbildungsprogramme, die von den Medien weit popularisiert worden sind (man denke beispielsweise nur an das Sonderheft von GEO⁵ oder auch an die Serien der großen Tages-, Sonntags- und Wochenzeitungen, von den Eltern- und Familienzeitschriften ganz zu schweigen), die theoretisch und methodisch doch erhebliche Probleme aufwerfen. Man kann sie auf den folgenden Nenner bringen:

- (1) Erziehung wird oft mit politischer und moralischer Emphase aufgerüstet, mit einer Betonung parentaler Macht und einer Legitimierung autoritärer Einschränkung und Kontrolle von Kindern, man ist von "Grenzen setzen" und "Konsequenz" im Umgang mit Kindern geradezu fasziniert.
- (2) Erziehung wird auf überanspruchliche, zu große Zielvorstellungen ausgerichtet, es wird so getan, als müsse und könne Erziehung die Persönlichkeit (und neuerdings sogar die gelungene Synapsenbildung des Gehirns) des Kindes hervorbringen oder "produzieren" und zugleich den Bestand der Gesellschaft garantieren.
- (3) Darüber hinaus kennzeichnet ein methodisch-technischer Instrumentalismus viele der neuen Programme der Elternbildung, es zeigt sich eine penetrante manipulative Anleitungstendenz (nach dem Motto: "Und jetzt machen Sie dies und dann das...!"), mit der man den komplexen, jeweils verschiedenen Lebenssituationen, in denen sich Eltern und Kinder miteinander befinden, gar nicht gerecht werden kann. Eltern werden vielmehr auf eine neue Weise von anderen abhängig gemacht, deren "Ratschlag" nun befolgt werden soll. Das "magi-

⁴ Ich danke in diesem Zusammenhang meinem Kollegen vom Kronberger Kreis für Qualitätsentwicklung e. V., Remi Stork (Münster), für wichtige Hinweise.

⁵ GEO-Magazin "Was ist die ideale Erziehung?", Nr. 04/2002.

sche Zieldreieck der Erziehung" mit den Eckpunkten "Anerkennung", "Anregung" und "Anleitung", wie es von Klaus Hurrelmann (in Mainka 2004: 18) mit Recht propagiert wird, ist so nicht zu erreichen.

- (4) Schließlich fällt *ein professioneller Autoritarismus* auf. In vielen Programmen ist es völlig klar, dass die Fachleute wissen, "wo's lang geht". Die Fachleute lehren und die Eltern sollen lernen, es gibt ein klares Subjekt-Objekt-Verhältnis, d.h. von den Möglichkeiten einer offenen Begegnung, von der Chance des Dialogs und eines gleichberechtigten Gebens und Nehmens aller Beteiligten haben viele, die sich auf dem Feld der Eltern- und Familienarbeit tummeln, offensichtlich noch nichts gehört.

Eine neue Einstellung zu Kindern zu gewinnen, sie besser zu verstehen und dabei handlungsfähiger und kreativer im Umgang mit Kindern zu werden, ist jedoch über eine Kultur dialogischer Partnerschaft mit viel größeren Erfolgsaussichten möglich als über traditionelle Anweisungsprogramme.⁶ Im wechselseitigen Austausch gelingt es leichter und nachhaltiger, das eigene Selbst- und Feldverständnis zu erweitern und ein tragfähiges Unterstützungssystem (ein Hilfenetzwerk, wie es alle, die Kinder haben und erziehen, brauchen) aufzubauen. Hier setzen wir im Kronberger Kreis für Qualitätsentwicklung e.V.⁷ mit unseren neuen Programmen an. Ich will sie im Folgenden etwas genauer beschreiben.

3 Der neue Ansatz des Kronberger Kreises für Qualitätsentwicklung

Der Kronberger Kreis ist eine Vereinigung engagierter Fachleute, die Prozesse der Qualitäts- und Organisationsentwicklung vor allem im Feld Sozialer Arbeit, der Bildung und Erziehung und im Gesundheitswesen initiieren und begleiten. Er unterstützt die Verbesserung der Fachpraxis durch Methoden der dialogischen Qualitätsentwicklung, des Leitungs- und Personalcoaching und der Supervision sowie durch Organisationsberatung und Projektentwicklung. Der Kreis bietet kurz- und längerfristige Fort- und Weiterbildungen an und organisiert regionale Reformwerkstätten nach dem Modell "Lernen vom Erfolg".

In den letzten Jahren habe ich mich zusammen mit meinen Kolleginnen und Kollegen des Kronberger Kreises verstärkt Projekten der Elternbildung und des Elterncoaching zugewandt. Vor allem konnten wir im Rahmen von Modellprojekten und in Kooperation mit Fachkräften der Kindertageserziehung wie der Jugendhilfe neue Ansätze dialogischer Eltern- und Familienbildungsarbeit entwickeln.

Im wesentlichen geht es um drei Projekte: Erstens das Familiennetzwerk Hoyerswerda mit der "Elternuniversität", den "Bildungslaboren" und der "Werkstatt für Familienhilfe", zweitens das Programm "Eltern in Aktion – Dialogisches ElternCoaching + Konfliktmanagement" in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Borken und schließlich drittens KECK (Kulturübergreifendes

⁶ Das wusste bereits Bruno Bettelheim, der immer wieder betont, dass es darauf ankommt, "in sich selbst eine Resonanz zu schaffen auf das Problem [der Erziehung] im allgemeinen und auf die spezifische, konkrete Form, in der es sich präsentiert. Nur auf diese Weise gelangt man über ein nur rationales hinaus zu einem empathischen, gefühlsmäßigen Verständnis. Wenn der gute Rat eines Außenstehenden diesen Entdeckungsprozeß abkürzt, lassen sich Eltern manchmal dazu verführen zu glauben, sie brauchten sich nun nicht weiter darum zu bemühen, die Situation zu begreifen. Aber jede noch so kluge und richtige Information hindert Eltern eher, anstatt sie zu veranlassen, selbst über etwas nachzudenken und das Problem in Angriff zu nehmen. Man beraubt sie damit der Befriedigung, eine eigene Lösung gefunden zu haben" (Bettelheim 1987: 40).

⁷ Kronberger Kreis für Qualitätsentwicklung e.V., Neustrelitzer Strasse 59, 13055 Berlin.
E-Mail: kronberger.kreis@kinderhaus-b-b.de oder über den Sprecher des Kreises: reinhartwolff@hotmail.com

Eltern-Coaching + Konfliktmanagement) in Kooperation mit Berliner Familienhilfeträgern. Zwei dieser Projekte will ich im Weiteren beschreiben: Die "Elternuniversität" und das Programm "Eltern in Aktion – Dialogisches ElternCoaching + Konfliktmanagement".

3.1 Der konzeptuelle Rahmen

Für beide Ansätze ist ein neuer konzeptueller Rahmen kennzeichnend, der auf ein hermeneutisch-kritisches und konstruktivistisches Theorie-Praxis-Verständnis hinausläuft, wobei wir Denken und Handeln als einen kommunikativen Prozess, der von einer wechselseitigen Dynamik bedingt ist, verstehen. Das methodische Konzept, das davon abgeleitet werden kann, heißt:

- (1) *Ein neues Theorie-Praxisverständnis entwickeln*, nämlich reflexiv denken *und* handeln – mit der Konkretion: Wir fordern diejenigen, mit denen wir zusammenarbeiten, nicht auf, dass sie danach handeln sollen, was wir ihnen sagen – setzen wir nicht auf: «Walk the talk! » – sondern.darauf, das, was geschieht und was wir machen, zu besprechen und zu reflektieren. Die praxistheoretische und -methodische Losung lautet daher mit Karl E. Weick (1985): «Talk the walk!». Daher geht es in unserem dialogischen Ansatz der Elternarbeit und Elternbildung im Kern um ein Angebot der gemeinsamen Reflexion, ein Konzept, das von dem kritischen Praxistheoretiker und Organisationswissenschaftler Donald H. Schön als "Reflection-in-Action" (Reflexion-im-Handlungsvollzug) bzw. als "Reflection-on-Action" (Praxisreflexion und Praxisforschung) entwickelt worden ist (vgl. Schön 1983).
- (2) *Experimentieren und forschen/ Probieren und Studieren* – mit der Konkretion: Wir lernen im praktischen Experiment und untersuchen unsere Lebens- und Familiengeschichten, uns selbst und unsere Kinder, unsere Lebensverhältnisse, Gesellschaft und Kultur. Wir forschen und eignen uns ohne Scheuklappen neues Wissen an, welches wissenschaftliche Forschung für uns bereit hält und immer wieder neu produziert, um unsere eigenen Versteherahmen zu erweitern und uns eine multiperspektivische Sicht zu ermöglichen. Und dann probieren wir neue Sichtweisen, Einstellungen und Aktionsweisen aus. Dabei geht es beispielsweise nicht darum, "konsequent" zu sein, sondern darum, als Erzieherin und Erzieher in der Erziehung und Entwicklungsförderung unserer Kinder mit Ruhe und Gelassenheit, mit "Autorität ohne Gewalt"⁸ erfolgreich zu sein.
- (3) *Persönliche und berufliche Kompetenzen entwickeln und weiterentwickeln* (Mastery) – mit der Konkretion: Wir schärfen unsere Fähigkeit, die Praxis, in der wir stehen, die wir gestalten und verantworten, zu beobachten (Beobachtungskompetenz). Wir untersuchen unsere Praxis und stellen uns den eigenen und fremden Erfahrungen (Erweiterung des Erfahrungswissens). Wir arbeiten heraus, was für uns im konkreten Praxisgeschehen bedeutsam (relevant) ist und welche Beurteilungskriterien mit welchen Gründen wir dafür wählen (Wissen um Relevanzmuster). Wir machen uns mit anerkannt gelungenen Programmen und Praktiken bekannt und folgen der ressourcen-stärkenden Methode "Lernen vom Erfolg".
- (4) *Lernen und Verlernen* – mit der Konkretion: Wir wissen, dass Wissen von Fakten nicht alles ist, vor allem, wenn es, wie heute, massenhaft verfügbar, aber weder lesbar noch wissbar ist. Dafür genügt bei den einfachsten Sachverhalten ein Blick auf die Einträge einer gängigen Suchmaschine im Internet. D.h., wir versuchen zu lernen, geschickt Wissen auszuwählen, unsere Spontaneität und Neugier walten zu lassen, Zufälle zu nutzen und

⁸ Vgl. Omer/ von Schlippe (2003 und 2004).

nicht zuletzt, unser unbewusstes und hintergründiges Wissen (tacit knowledge) bewusst zu machen (in explizites Wissen zu überführen) und umgekehrt. Denn wir wissen oft mehr, als wir zu sagen wissen.⁹ Und vor allem: Wir versuchen den Schrott der alten, unbrauchbar gewordenen Erklärungs- und Deutungsmuster zu entsorgen, über Bord zu werfen, wir üben das Verlernen, insbesondere in Hinblick auf die "unsichtbaren Bindungen", die wir als generationales Vermächtnis mit uns herumschleppen (Boszormenyi-Nagy/Spark 1995), so versuchen wir, die Macht des gerade in der Erziehung waltenden Wiederholungszwangs zu brechen.

3.2 Die dialogische Architektur

Unser Ansatz der Qualitätsentwicklung, ebenso wie der unserer Elternbildung und Familienarbeit, ist strukturell dialogisch, seine Architektur und sein Design (d.h. der Bauplan, wie die Gestaltung der (Lern-)Räume und (methodischen) Instrumente und Verfahren) sind von den philosophischen und pädagogischen Traditionen des Dialogs und des Gesprächs beeinflusst, die eine menschliche Begegnung bedeuten und einen neuen Horizont des Verständnisses eröffnen. Indem wir vom anderen Menschen lernen, gewinnen wir ein neues Verständnis von uns selbst. Wir werden ein Ich in der Begegnung mit dem Du, wie uns Martin Buber (1997) gelehrt hat. In dieser Offenheit für den anderen, dem wir mit einer erkundenden Haltung und ohne Vorurteile entgegentreten, entsteht ein Zwischenraum interaktiven, bezogenen Denkens, wird ein Miteinander, ein Austausch möglich. Das ist heutzutage nicht nur in pädagogischer Hinsicht von Belang, wie David Bohm, der unser Verständnis vom Dialog wesentlich bereichert hat, betont:

"Dialog, wie wir dieses Wort verstehen, ist ein Weg, die Wurzeln der vielen Krisen aufzudecken und zu untersuchen, mit denen es die Menschheit heute zu tun hat. Er ermöglicht die Erforschung und das Verstehen vielfältiger Formen von Prozessen, die eine wirkliche Kommunikation zwischen Individuen, Nationen und selbst verschiedenen Teilen derselben Organisation fragmentieren und stören. In unserer modernen Kultur können Männer und Frauen auf verschiedene Weise miteinander interagieren: Sie können ohne große Schwierigkeiten singen, tanzen oder miteinander spielen, aber ihre Fähigkeit, miteinander über Themen zu sprechen, die ihnen entscheidend wichtig sind, scheint regelmäßig umzuschlagen und zu Auseinandersetzungen, Spaltungen und nicht selten zu Gewalt zu führen. Unseres Erachtens macht diese Lage auf einen tiefen und weit verbreiteten Defekt im Prozess des menschlichen Denkens aufmerksam." (Übersetzung: R.W., vgl. Bohm et al. 1991, bzw. Bohm 1997; Hartkemeyer et al. 2001).

Solche Spaltungen wollen wir durch eine dialogische Architektur der eigenen Programme und Methoden überwinden. Ihre Eckpfeiler sind:

- (1) *Eine mehrseitige Partizipationskultur/ mit transformativen Transaktionen/ mit Geben und Nehmen.*
- (2) *Dialog als das gemeinsame Dritte der Begegnung von Ich und Du.*
- (3) *Selbstverantwortete Mitgliedschaft und bürgerschaftliches wie professionelles Engagement in der sozialräumlichen Vernetzung und Zusammenarbeit.*

⁹ So lautet der berühmte Satz von Michael Polanyi: "[...] that we know more than we know how to say" (Polanyi 1958: 12).

- (4) *Gemeinsame Sinnsuche und -konstruktion in widersprüchlicher, ja paradoxaler Situation: Auf der Suche nach Kontinuität/ nach Beziehung und Zusammenhalt/ nach lohnenswerten Zielen.*

Wir haben solche strategischen Orientierungen in zwei neuen Projekten zu realisieren versucht, die ich abschließend etwas genauer charakterisieren will.

4 Die Elternuniversität

Die Erfindung und Realisierung der "Elternuniversität" (die wir mit einem "Jahreskurs zur Schaffung von Netzwerken in der Elementarerziehung und zur Qualifizierung von Eltern, ErzieherInnen und GrundschullehrerInnen zu FamilienpädagogInnen" von Mai 2003 bis Mai 2004 mit zehn Ganztagsveranstaltungen begannen und mit einem 2-tägigen Colloquium abschlossen, auf dem die Teilnehmerinnen ihre Abschlussarbeiten vorstellten und mit der Zertifizierungskommission erörterte) ist ein Highlight in der Arbeit des Familiennetzwerkes Hoyerswerda gewesen.

Die Elternuniversität, für die es sofort ein großes Interesse bei Eltern und Fachkräften gab, ist als ein gemeinsames Projekt des Familiennetzwerkes und der Volkshochschule Hoyerswerda entwickelt worden. Sie hatte zum Ziel, Eltern und pädagogische Fachkräfte, die alle an der frühen Erziehung und Ausbildung von Kindern beteiligt sind, zusammenzuführen, in einer Atmosphäre von Vertrauen, Gegenseitigkeit und gemeinsamem Lernen auf gleicher Ebene, zum Nutzen der Optimierung von Lebens- und Lernprozessen von Kindern.

In regelmäßigen Treffen wurden von führenden Fachkräften – die zu Sonderbedingungen und untertariflich bezahlt mitwirkten, nur weil sie am Projekt interessiert waren – neueste Erkenntnisse und Hintergrundwissen auf dem gesamten Gebiet der Familienerziehung und Kinderentwicklung vermittelt und erörtert. Das gemeinsame Studium und der rege Erfahrungsaustausch ermöglichten innovative Handlungsorientierungen und neue Ansätze für die Vernetzung der gemeinsamen Arbeit. Methodisch war diese Weiterbildung – die in der Erwachsenenbildung einen ganz neuen Ansatz darstellt – durchgängig interaktiv, kommunikativ und dialogisch angelegt. Der Prozess wurde ausführlich dokumentiert und evaluiert.

Die Elternuniversität ermöglichte also Eltern und pädagogischen Fachkräften, gemeinsam zu lernen, eigene Fragestellungen der teilnehmenden Eltern und PädagogInnen aufzugreifen und zu klären und so theoretische Verstehenskonzepte zu vertiefen und zu verdeutlichen. Dabei wurden anschauliche Materialien (wie z.B. Bilder, Musik, Literatur) und Medien (Fotos und Filme) genutzt, griff die Elternuniversität Methoden des Konzepts "Lernen vom Erfolg" auf und leitete die Teilnehmerinnen an, die eigene Erziehungspraxis und das eigene Verstehen tiefer zu erforschen.

Programmatisch ging es im Dialog mit bekannten Fachkräften um die folgenden Themen:

- Einführung: Familienerziehung in Ost und West: Die heutigen Herausforderungen [Prof. Dr. Reinhart Wolff]
- Selbstbewusst und solidarisch Kinder erziehen: Eltern, ErzieherInnen und LehrerInnen im Dialog [Katrin Gerstner/ Prof. Dr. Reinhart Wolff]
- Familien und sich selbst verstehen [Prof. Lieselotte Biback-Diel]
- Die Anfänge der Eltern-Kind-Beziehung verstehen [Dr. Agathe Israel]
- Entwicklung von Kindern verstehen und fördern [Dr. Annette Dreier]
- Erziehung verstehen: Möglichkeiten und Chancen nutzen [Prof. Dr. Reinhart Wolff]
- Bindungen verstehen und stärken [Dr. Mauri Fries]
- Sexualität im Kindesalter verstehen und balancieren [Kinderpsychoanalytikerin Doris Mauthe-Schonig]
- Aggressionen und Konflikte verstehen [Prof. Dr. Reinhart Wolff]
- Eltern-Paare verstehen und coachen [Tom Levold, Systemisch-psychoanalytischer Familientherapeut]
- Jugend verstehen und orientieren [Prof. Dr. Ullrich Gintzel]

Als Ergebnis kann man festhalten: Bis auf zwei Personen haben alle den Kurs mit Erfolg abgeschlossen. Auf Seiten der Teilnehmerinnen ebenso wie auf Seiten der Dozentinnen und Dozenten gab es eine große Zufriedenheit, wurde der Erfolg als gut bzw. als sehr gut eingeschätzt. Beide Seiten – Eltern und Fachkräfte – sind einander näher gekommen, die Zusammenarbeit wurde gestärkt. Und so antworteten beispielsweise einige Teilnehmerinnen im Anschluss an das letzte Ganztagestreffen auf die Evaluationsfrage: "Was nehme ich mir im weiteren vor?"

- Es gibt für jedes Problem eine gewaltfreie Lösung und die werde ich ausprobieren
- Eigene Beziehung zum Kind genauer beobachten
- Über bestehende Positionen (Macht) zu reden, Meinung des Kindes einholen
- Neue Erkenntnisse
- Das Wort Macht hat für mich etwas von seinem Negativ-Image verloren
- Analysieren, wann und wie übe ich selbst Macht aus, z.B. gegenüber meinen Kindern
- Überdenken der eigenen Macht
- Reflexion über das Thema: Autorität
- Was und wie kann ich in meiner Familie anwenden und möchte ich ändern
- Bei Schwierigkeiten viel Zeit intensivieren, um Muster durchbrechen zu können

Hier wird die Selbstveränderungstendenz und -bereitschaft deutlich, um die es uns in der Elternuniversität zentral geht. Sie ist vor allem das Ergebnis des Dialogs zwischen den Eltern und Fachkräften und es kann gar keinen Zweifel geben, dass man das Projekt auch andernorts mit ähnlichem Erfolg wird durchführen können.

5 Eltern in Aktion – Dialogisches ElternCoaching + Konfliktmanagement

Ähnlich haben wir im Projekt "Eltern in Aktion" angesetzt, wobei es sich hier um ein 17-tägiges stationäres Projekt des Elterncoachings und Konfliktmanagements in Kooperation mit dem Jugendamt und Freien Jugendhilfeträgern des Kreises Borken/ Westfalen handelt. Es wurde im Frühjahr 2004 begonnen und läuft noch bis zum Sommer 2005. 17 Eltern, darunter auch alleinstehende Mütter und Väter, und 13 Fachkräfte nehmen zusammen mit zwei Trainern daran teil.

Die Ziele des Elterncoachings sind:

- In den Beziehungen Partnerschaft und Gegenseitigkeit entwickeln und die Chancen von Offenheit und Solidarität entdecken.
- Die Einstellungen und Methodenkompetenz der Eltern und der Fachkräfte zu verändern und zu erweitern.
- Die Zusammenarbeit im Hilfesystem zu stärken und ein Netzwerk gegenseitiger Unterstützung aufzubauen.

Methodisch spielt dabei eine Rolle:

- Es gibt regelmäßig wiederkehrende Arbeitsformen (wie z.B. Eingangsrunden/ Werkstatt für Familienhilfe/ Praxisforschungen + Experimente/ Trainingsrunden/ Elternuniversität/ Um- und Ausspannen/ Profi-Club).
- Zwischen den Werkstatt-Treffen unterstützen die Fachkräfte die Eltern, Material zu suchen, und herstellen (wie z.B. "Das Buch der Stärken", das Genogramm, Entwicklungsgeschichten des Kindes, die Netzwerkkarte etc.), zu üben, Vorbereitungen zu machen für das nächste Werkstatt-Treffen (Teilnehmer "coachen" die Werkstatt) etc.
- Eltern und Fachkräfte werden von den Trainern mit einer ausführlichen Dokumentation und Evaluation der Werkstatt-Treffen und mittels eines so genannten E-letters (also einer Kommunikation über das Internet) unterstützt.

Das Programm selbst wird in fünf Werkstatt-Treffen durchgeführt und hat die folgenden thematischen Schwerpunkte:

- | |
|---|
| <ul style="list-style-type: none">• Die Elternwerkstatt• Das Kinderentwicklungslabor• Das Elternkonflikttraining• Das Alltagskompetenztraining• Die Wurzelsuche |
|---|

Wie die Erfahrungen mit den ersten drei Treffen – über neun ganze Tage – zeigen, sind die Ergebnisse bereits jetzt bemerkenswert:

- Die Eltern vernetzen sich untereinander.
- Es haben sich drei Regionalgruppen zur Weiterarbeit zwischen den Werkstatttreffen gebildet.
- Eltern werden vom Jugendamt bereits als "Brückenbauer" zu anderen, Hilfe abwehrenden Familien genutzt.
- Eltern nutzen die neuen Methoden im Bekanntenkreis.
- Alle erforschen sich selbst und haben dafür bereits wichtiges Material erarbeitet (Familienschaubild, "Buch der Stärken", Entwicklungsgeschichten der Kinder, Umwelt-Karte, Krisenweg etc.).

Ich zögere darum nicht vorauszusagen: Das neue Programm des dialogischen Elterncoachings und Konfliktmanagement hat Zukunft.

Literatur

- Bäuerle, Wolfgang (1970): Jugendhilfe und Elternbildung. Rechtliche Grundlagen, Tatbestände, Probleme, Aufgaben. Hamburg.
- Bettelheim, Bruno (1977): Gespräche mit Müttern. München: Piper. [amerikanische Ausgabe New York, 1962].
- Bettelheim, Bruno (1987): Eltern oder Fremde? In: ders.: Ein Leben für Kinder. Erziehung in unserer Zeit. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt: 40–53.
- Bohm, David (1997): On Dialogue. London: Routledge.
- Bohm, David et al. (1991): Dialogue – A proposal. In: The informal education archives. Online im Internet: URL: <http://www.infed.org> [Stand: November 2004].
- Boszormenyi-Nagy, Ivan/ Spark, Geraldine M. (1995): Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brocher, Tobias (1962): Eine kleine Elternschule. Stuttgart: Klett.
- Buber, Martin (1997): Ich und Du. Das dialogische Prinzip. Gerlingen: Schneider.
- Dinkmeyer, Don/ McKay, Gary D./ Dinkmeyer, James S. (2004): STEP. Das Elternbuch. Weinheim: Beltz.
- Döpfner, Manfred/ Schürmann, Stephanie/ Frölich, Jan (2002): Therapieprogramm für Kinder mit hyperkinetischem und oppositionellem Problemverhalten: THOP. Weinheim: Beltz.
- Dreikurs, Rudolf/ Soltz, Vicki (1966): Kinder fordern uns heraus. Wie erziehen wir sie zeitgemäß? Stuttgart: Klett.
- Fthenakis, Wassilios E./ Textor, Martin R. (Hrsg.) (2004): Das Online-Familienhandbuch. Online im Internet: URL: <http://www.familienhandbuch.de> [Stand: 21. November 2004].
- Gaschke, Susanne (2001): Die Erziehungskatastrophe. Kinder brauchen starke Eltern. Stuttgart/ München: Deutsche Verlags-Anstalt.

- Gerster, Petra/ Nürnberger, Christian (2001): Der Erziehungs-Notstand. Wie wir die Zukunft unserer Kinder retten. Berlin: Rowohlt.
- Gordon, Thomas (1972): Familienkonferenz. Die Lösung von Konflikten zwischen Eltern und Kind. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Habermas, Jürgen (1965): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/ Berlin: Luchterhand. 2. durchgesehene Auflage.
- Hänggi, Yves (2003): Elterntntraining.ch – Zur Bewältigung von Elternstress. Online im Internet: URL: <http://www.elterntntraining.ch> [Stand: 21. November 2004].
- Hartkemeyer, Martina u. Johannes F. / Dhority, L. Freeman (2001): Miteinander Denken. Das Geheimnis des Dialogs. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Korczak, Janusz (1992)[1918]: Wie man ein Kind lieben soll. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mainka, Iris (2004): Erziehen üben! In: Die Zeit, Nr. 44/ 2004: 17–21.
- Makarenko, Anton S. (1986)[1937]: Ein Buch für Eltern. Berlin: Volk und Wissen.
- Nave-Herz, Rosemarie (1964): Die Elternschule. Entwicklung und Stand im Rahmen der institutionalisierten Elternerziehung in Westdeutschland und Westberlin. Berlin: Luchterhand.
- Omer, Haim/ von Schlippe, Arist (2003): Autorität ohne Gewalt. Coachin für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Omer, Haim/ von Schlippe, Arist (2004): Autorität durch Beziehung. Die Praxis des gewaltlosen Widerstands in der Erziehung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Penthin, Rüdiger (2001): ... Eltern sein dagegen sehr. Konzepte und Arbeitsmaterialien zur pädagogischen Elternschulung. Weinheim/ München: Juventa.
- Pestalozzi, Johann Heinrich (1994)[1801]: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ein Versuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten, in Briefen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Polanyi, Michael (1958): Personal Knowledge. Chicago: Chicago Univ. Press.
- Rousseau, Jean-Jacques (2004)[1762]: Emile oder über die Erziehung. Stuttgart: Reclam.
- Schön, Donald H. (1983): The Reflective Practitioner. New York: Basic Books.
- Weick, Karl E. (1985): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Winnicott, Donald W. (1983): Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Aus den «Collected Papers». Frankfurt (Main): Fischer Taschenbuch Verlag.
- Winnicott, Donald W. (2002): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Stress und Stressverarbeitung bei Kindern und Jugendlichen

Gitta Hebold

Zusammenfassung: In der psychologischen Stressforschung zeigt sich zunehmend, dass Stress nicht nur für Erwachsene als Risikofaktor für gesundheitliche Entwicklung zu betrachten ist. Vielmehr finden wir auch bei Kindern und Jugendlichen deutliche Zeichen von Stressbelastung, die meist durch Lebensereignisse, Entwicklungsaufgaben und/ oder Alltagsprobleme hervorgerufen werden können. Im nachfolgenden Beitrag sollen stressauslösende Bedingungen betrachtet werden, die im jüngeren Lebensalter von Bedeutung sind, ebenso wie die Symptome der Stressreaktion. Abschließend wird ein kurzer Ausblick auf Möglichkeiten der Stressbewältigung gegeben.

1 Einleitung

Der Begriff "Stress" ist in den letzten Jahren zunehmend populär geworden. Wir sprechen dabei nicht nur von Belastungen im Erwachsenenalter sondern auch vom Stress bei Kindern und Jugendlichen: in der Schule, Berufsausbildung und im Kindergarten, in der Freizeit, in der Familie – nahezu jeder Lebensbereich wird mit diesem Begriff in Verbindung gebracht.

In der Stressforschung betrachtet man auf der einen Seite die *Stressoren*, d.h. die stressauslösenden Bedingungen, aus denen eine Belastung entstehen kann, andererseits die nachfolgende *Stressreaktion*, d.h. typische Folgen auf der körperlichen Ebene, auf der Ebene der Gefühle und Gedanken sowie im Verhalten.

2 Quellen von Belastung

Stressbelastung im Kindes- und Jugendalter ergibt sich hauptsächlich aus drei Bereichen:

Stressauslöser/ Quellen von Belastung		
<p>Entwicklungsaufgaben (altersabhängig)</p> <ul style="list-style-type: none"> - Geschlechtsrollenidentifikation - Erwerb von Kulturtechniken wie Schreiben und Lesen - Entwicklung des Selbstbewusstseins - Akzeptanz der eigenen körperlichen Erscheinung - Vorbereitung der beruflichen Zukunft, von Partnerschaft und eigener Familie - Autonomieentwicklung, Lösung von den Eltern 	<p>Lebensereignisse (nicht altersabhängig)</p> <ul style="list-style-type: none"> - Trennung oder Scheidung der Eltern - Tod naher Bezugspersonen - Wohnortwechsel - Schulwechsel - chronische Erkrankungen - neue Partnerschaften der Eltern - Unfälle von sich selbst oder Verwandten/Freunden - Wegzug eines guten Freundes/ einer Freundin 	<p>Alltagsstressoren (nicht altersabhängig)</p> <ul style="list-style-type: none"> - Geschwisterrivalitäten - Konflikte mit Mitschülern - Überforderung in der Schule - Interaktionsprobleme mit Lehrern - Außenseiterpositionen in der Schule, Isolation - Streit zwischen den Eltern - finanzielle Schwierigkeiten/ Arbeitslosigkeit in der Familie

Abbildung 1: Stressauslöser

Anschließend seien die oben genannten *stressauslösenden Faktoren* näher erläutert:

2.1 Entwicklungsaufgaben

Wenn man Entwicklung als Lernprozess über die Lebensspanne betrachtet, so gibt es in jedem Altersabschnitt, auf jeder Stufe der Entwicklung bestimmte Aufgaben und Erwartungen die zu bewältigen sind. Diese Anforderungen sind von kulturellen und gesellschaftlichen Normen geprägt und altersabhängig, d.h. für jedes Alter existieren Aufgaben die ein Kind meistern sollte. Im jüngeren Schulalter sollten Kinder z.B. Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben erlernen. Im Jugendalter geht es u.a. darum, die körperliche Erscheinung zu akzeptieren, die berufliche Zukunft vorzubereiten und partnerschaftliche Beziehungen zu entwickeln. Die enge emotionale Bindung an die Eltern müssen Jugendliche lösen, diese Beziehung neu definieren sowie eigene Autonomie entwickeln.

2.2 Kritische Lebensereignisse

Eine weitere bedeutsame Quelle von Belastungen sind die kritischen Lebensereignisse, die altersunabhängig auftreten und damit nicht an bestimmte Lebensalter gebunden sind. Diese Ereignisse haben sich in zahlreichen Studien als wichtiger Faktor für die Entstehung und Aufrechterhaltung von körperlichen und psychischen Störungen erwiesen. Zu diesen Ereignissen zählen z.B. Schulwechsel, Erkrankungen und Klinikaufenthalte, Veränderungen in der Familie, Verluste von Bezugspersonen, Schulverweise oder Arbeitsplatzverluste der Eltern.

2.3 Alltagsstressoren

Dieser Bereich umfasst die alltäglichen Bedingungen und Belastungen mit denen Kinder konfrontiert werden. Dazu gehören alltägliche Konflikte mit Mitschülern, Anforderungen, die in der Schule gestellt werden, finanzielle Probleme in der Familie, Geschwisterrivalitäten usw.

All die genannten Faktoren können das psychische und körperliche Befinden eines Kindes oder Jugendlichen in erheblichem Maß beeinträchtigen. Dabei stellen diese Bedingungen nur potentielle Stressauslöser dar, die Konfrontation mit oben genannten Aspekten führt nicht automatisch zu einer Stressreaktion. Vielmehr ist an dieser Stelle die Frage wichtig, inwiefern eine Person die Situation in der sie steckt als Bedrohung ansieht und wie sie ihre eigenen Fähigkeiten einschätzt, die Situation zu bewältigen. Nur wenn eine Situation als bedrohlich oder Herausforderung eingeschätzt wird und die betroffene Person glaubt, dass ihre Strategien und Fähigkeiten nicht ausreichen, um die Situation zu bewältigen, wird sie mit Stress reagieren (Abbildung 2).

Es ist dabei außerordentlich wichtig zu berücksichtigen, dass Erwachsene und Kinder Situationen aus unterschiedlichen Perspektiven wahrnehmen. In einer Studie von Yamamoto (1979) wurden 367 Kinder der 4. – 6. Klasse befragt, inwiefern 20 vorgegebene Situationen für sie eine Beunruhigung darstellen bzw. ob sie sich durch diese Situationen belastet fühlen. Im Ergebnis dieser Untersuchung zeigte sich, dass vor allem alltägliche Situationen wie Vorträge in der Schulklasse oder Ängste, ausgelacht zu werden, für Kinder einen hohen Stressfaktor aufweisen.

Bei näherer Betrachtung und kritischer Hinterfragung von Elternverhalten lässt sich häufig feststellen, dass Stressoren die von Kindern als belastend erlebt werden (Streit mit Freunden, Liebeskummer usw.) durch Eltern zum Teil bagatellisiert werden bzw. aus der Elternperspektive als eher belanglos erscheinen (häufiger O-Ton: "Ach, das ist doch nicht so schlimm"). An dieser Stelle ist es immer wieder wichtig, sich daran zu erinnern, dass Kinder und Jugend-

liche über einen geringeren Erfahrungsschatz als Erwachsene verfügen und somit bestimmte Stressoren – dabei Alltagsstressoren mehr als kritische Lebensereignisse – für Kinder ein weitaus höheres Belastungspotential haben.

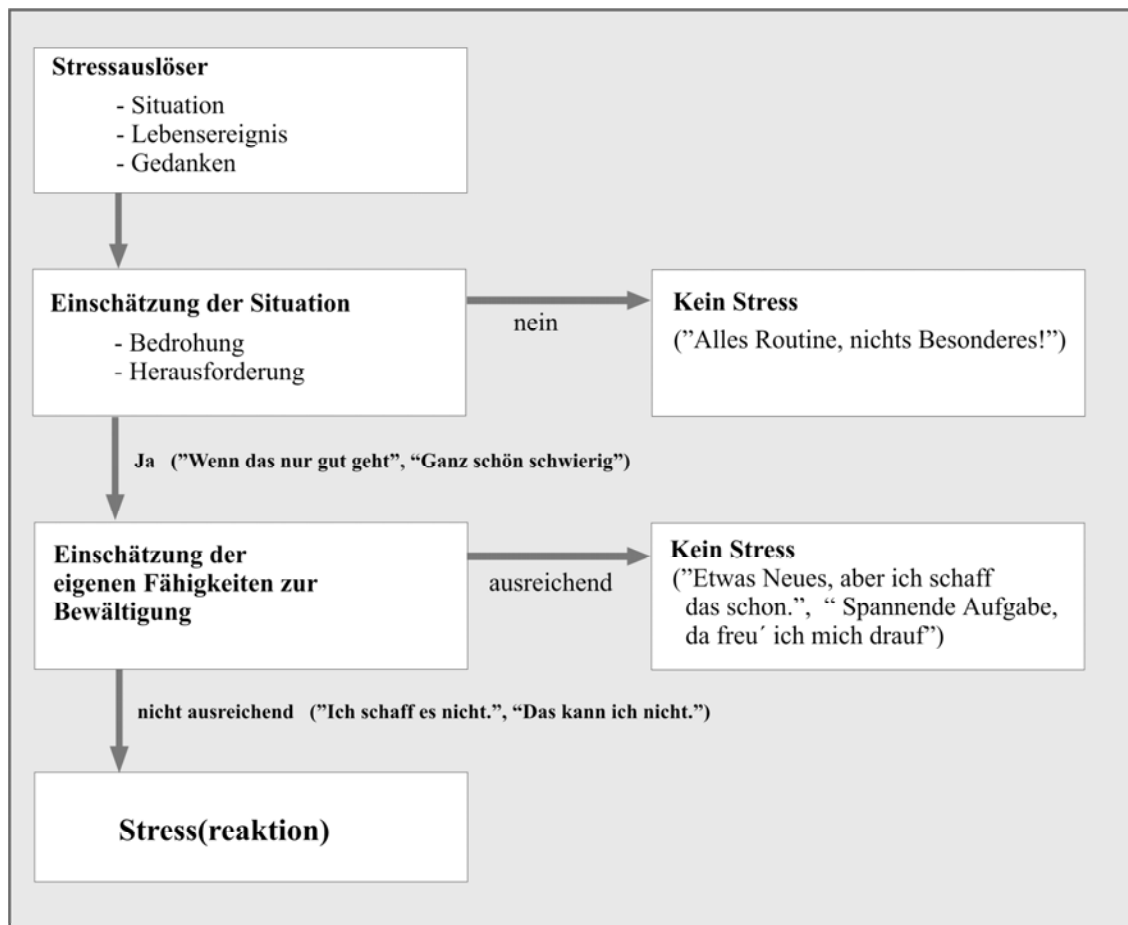


Abbildung 2: Stressreaktion

3 Stressreaktion

Wenn ein Kind oder Jugendlicher mit stressauslösenden Faktoren konfrontiert wird und sich nicht in der Lage sieht, diese adäquat zu bewältigen, kann dies zur Ausbildung von Stress- oder Beanspruchungssymptomen führen, die sowohl situationsspezifisch als auch situationsübergreifend auftreten können. Die Stressreaktion läuft auf der körperlichen Ebene, auf der Ebene der Gefühle und Gedanken sowie auf der Verhaltensebene ab. Das bedeutet, es existieren in jedem dieser Bereiche typische Veränderungen und Reaktionsweisen in Stresssituationen (Abbildung 3).

Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen zur Häufigkeit von Stresssymptomen bei Kindern und Jugendlichen welche die Frage stellen, ob und wie häufig diese im Kindes- und Jugendalter auftreten. Lohaus et. al. (1996) befragten Kinder der 3.- 6. Klasse nach Kopf- und Bauchschmerzen, Schwindelattacken, Erschöpfungszuständen, Schlafschwierigkeiten, Übelkeit und Appetitlosigkeit als Indikatoren für Stressbelastung. (Abb. 3) Es zeigte sich, dass viele Kinder mindestens einmal pro Woche über Schlafstörungen, Erschöpfung, Schwindel und Übelkeit klagten. Effekte durch akute oder chronische Erkrankungen wurden ausge-

geschlossen. Diese und weitere Studien zeigten, dass Kinder häufig schon in frühem Alter ein hohes Maß an Stressbelastung zeigen.

Beanspruchungssymptome		
<i>Körperliche Ebene</i>	<i>Gefühle/ Gedanken</i>	<i>Verhalten</i>
<ul style="list-style-type: none"> - Herzrate/ Blutdruck steigen - Atemfrequenz nimmt zu - Zunehmende Muskelspannung - Kopf- und Bauchschmerzen - Schlafstörungen - Erschöpfungszustände - Appetitlosigkeit/ Heißhunger 	<ul style="list-style-type: none"> - Angst - Ärger und Wut - Enttäuschung - Hilflosigkeit - Hoffnungslosigkeit - Lust- und Antriebslosigkeit <p><u>Folge:</u></p> <ul style="list-style-type: none"> - beeinträchtigte Leistungsfähigkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Konzentrationsprobleme - vermehrte Reizbarkeit und Aggressivität - sozialer Rückzug - unkonzentriertes Arbeiten - Hektik und Nervosität - Stimmungsschwankungen - depressive Reaktionen - Medikamenten- oder Nikotin/ Alkoholmissbrauch

Abbildung 3: Symptome der Stressreaktion

Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass Schule, Freizeit und Freunde als zentrale Lebensbereiche von Kindern schon frühzeitig vielfältige Quellen von Belastung darstellen und dass sich schon im Kindes- und Jugendalter Belastungen durch Stresssymptome manifestieren.

4 Stressbewältigung

Eine Reihe von Untersuchungen unterscheidet drei große Gruppen von Stressbewältigungsstrategien, die im Folgenden etwas näher erläutert werden sollen:

1. *Problemlösende Strategien*: Hier geht es darum, an der Situation, die den Stress auslöst, etwas zu verändern, d.h. zu überlegen, ob es zu verhindern ist, dass der Stress überhaupt eintritt. Möglichkeiten sind hier die Überprüfung des Zeitmanagements, klärende Gespräche zu führen, Schulwechsel bei Überforderung usw.
2. *Emotionsregulierende Strategien*: Darunter versteht man die Bewältigung der mit dem Stress verbundenen negativen Effekte (siehe Abbildung 3), z.B. den Abbau körperlicher und psychischer Erregung durch ein Entspannungsverfahren, Ablenkung oder auch Vermeidung von Stresssituationen.
3. *Nutzung sozialer Unterstützung*: Hierzu zählt z.B. das Delegieren von Aufgaben oder die Hilfe von Eltern bzw. Freunden anzunehmen.

Es existieren eine Reihe von Stresspräventionstrainings, die das Ziel verfolgen, Kinder und Jugendliche im Umgang mit belastenden Situationen zu schulen. Hauptinhalte dieser Programme sind:

- Vermittlung von Wissen (Was ist Stress? Wie erkenne ich Stresssymptome? Woran erkenne ich Stresssituationen? Was ist gesunder und ungesunder Stress?)

- Training des Umgangs mit Stresssituationen (Wie kann ich mich entlasten? Welche Möglichkeiten der Entspannung gibt es? Wie schaffe ich es positiv zu denken? Was kann ich für mich tun um Stress abzubauen?)
- Elternarbeit mit dem Ziel, Eltern dafür zu sensibilisieren, welchen Anteil sie am Stress der Kinder haben (z.B. Belastungen durch zahlreiche leistungsbezogene Freizeitaktivitäten wie Musikschule, Nachhilfe, Sporttraining, Tanzunterricht usw.) und welche Möglichkeiten sie haben, um ihre Kinder zu entlasten.

Abschließend sei noch einmal darauf hingewiesen, dass Eltern und Kinder unterschiedliche Standpunkte und Perspektiven mit Blick auf mögliche stressauslösende Situationen entwickeln. Erwachsene verfügen über einen weitaus größeren Erfahrungsschatz im Umgang mit Stress, haben mehr Fähigkeiten und Fertigkeiten im Laufe des Lebens entwickelt. Dinge, die von Erwachsenen oft als belanglos eingeschätzt werden, können für Kinder wichtige und belastende Probleme darstellen. Aus diesem Grund sollte für das Verständnis und die positive Kommunikation zwischen Eltern und Kindern immer wieder einmal die Perspektive der Kinder eingenommen werden, um mit ihren Augen die Situation zu betrachten und dann besser zu verstehen.

Literatur

- Hampel, Petra/ Petermann, Franz (1998): Anti-Stress-Training für Kinder. Weinheim: Psychologie Verlags-Union.
- Kaluza, Gert (1996): Gelassen und sicher im Stress. Berlin u.a.: Springer-Verlag.
- Klein-Heßling, Johannes (1997): Stressbewältigungstrainings für Kinder. Eine Evaluation. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Lohaus, Arnold/ Klein-Heßling, Johannes et al. (1996): Fragebogen zur Erhebung von Stresserleben und Stressbewältigung im Kindesalter (SSK). Göttingen: Hogrefe.
- Lohaus, Arnold/ Klein-Heßling, Johannes (2001): Stresserleben und Stressbewältigung im Kindesalter. Befunde, Diagnostik und Intervention. In: Kindheit und Entwicklung, Jg. 10, Nr. 3: 148–160.
- Maier, Markus A./ Pekrun, Reinhard (2001): Leistungsstress bei Jugendlichen. In: Kindheit und Entwicklung, Jg. 10, Nr. 3: 161–171.
- Yamamoto, Kaoru (1979): Children's ratings of the stressfulness of experiences. In: Developmental Psychology, Vol. 15: 581–582.

Essstörungen im Kindes- und Jugendalter

Petra Töpfer

Zusammenfassung: Essprobleme bei Kindern und Jugendlichen haben in Abhängigkeit vom Lebensalter unterschiedliche Charakteristika und werden in Ihrer Ausprägung durch persönliche, familiäre und gesellschaftliche Faktoren beeinflusst. Wesentliche Krankheitsbilder des Kindes- und Jugendalters (Fütterstörung, Adipositas, Magersucht, Bulimie und latente Ess-Sucht) sind durch ein bewusstes "Zuviel" oder "Zuwenig" an Nahrung gekennzeichnet. Gestörtes Essverhalten begegnet uns immer häufiger, zunächst ohne eine "echte" Krankheit zu sein. Es wird in vielen Fällen nicht nur toleriert, sondern vorgelebt und gesellschaftlich gefördert. Damit sind eine Vielzahl von Ess-Störungen nicht nur ein psychiatrisches Problem, sondern ein Problem unserer heutigen Gesellschaft.

Essen ist etwas Elementares und Lebensnotwendiges. Familiäre und kulturelle Regeln schlagen sich in den gelebten Essritualen nieder, denn das gemeinsame Essen stellt einen wesentlichen Interaktionsraum für Kinder und deren Eltern dar. Somit kann eine gestörte Interaktion des Kindes mit der Umwelt, meistens den Eltern, auch eine Störung des Essens nach sich ziehen. Und natürlich ist es auch umgekehrt so, dass sich eine Essstörung immer auch auf die Beziehung des Kindes oder Jugendlichen zu den Bezugspersonen auswirkt. Eine Essstörung wird von allen Beteiligten rasch als sehr bedrohlich empfunden und kann im Einzelfall auch tatsächlich eine Lebensbedrohung bedeuten. Der Zusammenhang zwischen Essen und Befinden liegt dabei auf der Hand und viele Redewendungen und umgangssprachliche Bilder bringen dies zum Ausdruck. Teilweise erscheinen die dahinter stehenden Botschaften allerdings recht bedenklich.

- etwas in sich hineinfressen
- einen Kloß im Halse haben
- Ärger hinunterschlucken
- jemanden zum Kotzen finden
- jemand zum Fressen gern haben
- Essen hält Leib und Seele zusammen
- Liebe geht durch den Magen
- iss den Teller leer, damit morgen die Sonne scheint ...

Nachstehend sehen Sie einige wesentliche Faktoren, die die Interaktion eines Kindes mit seiner Umwelt beeinflussen und somit letztlich auch an der Entstehung von Essstörungen beteiligt sein können (siehe Abbildung 1).



Abbildung 1: Faktoren bei der Entstehung von Essstörungen

Zum besseren Verständnis sei die Abbildung knapp erläutert:

Persönlichkeitsfaktoren beeinflussen grundsätzlich den Umgang mit der Umwelt und möglichen Stressoren und variieren z.B. zwischen: optimistisch – pessimistisch, stressresistent – sensibel etc.

Familiäre Faktoren kommen besonders bei Kindern und Jugendlichen zum Tragen, sie können das Kind unterstützen oder es zusätzlich destabilisieren.

Kritische Entwicklungsphasen sind Phasen hoher Störanfälligkeit, wie beispielsweise das Säuglings-/ Kleinkindalter, in welches unter anderem die Nahrungsumstellung von Muttermilch/ Flasche auf Breikost bzw. feste Nahrung fällt, oder auch die Pubertät, durch ihre spezifischen Prozesse der Ablösung und Identitätsfindung.

Lernmodelle sind in der Regel Vorbilder in der unmittelbaren Lebensumwelt, z.B. für den Umgang mit Diäten. In diese Kategorie fällt auch das Vorhandensein oder Fehlen gemeinsamer Familienmahlzeiten.

Soziokulturelle Faktoren sind Einflüsse aus dem weiteren gesellschaftlichen Umfeld, welche sich in akzeptierten Verhaltensnormen niederschlagen, z.B. gängige Schönheitsideale, die vor allem über Medien vermittelt werden, oder der allgemeine Trend zu "modernen" Nahrungsmitteln (Fast Food, Fertigprodukte).

Welche Störung des Essens auftritt, ist letztlich auch vom Lebensalter abhängig. Man findet typische Essstörungen in bestimmten Altersklassen:

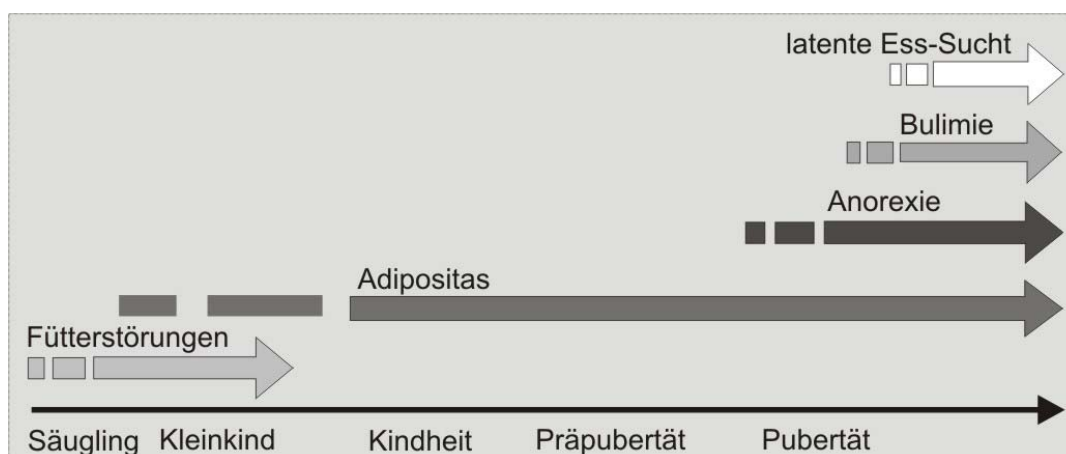


Abbildung 2: Arten von Essstörungen

Nachfolgend möchte ich die Charakteristika der wichtigsten Essstörungen des Kindes- und Jugendalters vorstellen.

Fütterstörung

Die Symptomatik einer Fütterstörung im Säuglings- bzw. Kleinkindalter besteht in der teilweisen oder auch vollständigen Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Die Verweigerung kann sich auf die Fütterung durch ganz bestimmte Bezugspersonen beschränken, kann aber auch generalisiert, d.h. in der Interaktion mit jeder möglichen Bezugsperson auftreten, die versucht, das Kind zu füttern.

Da infolge der Fütterstörung eine entspannte, "reibunglose" Nahrungsaufnahme mehr oder weniger unmöglich wird, gerät der Alltag rund um das Essen zunehmend aus den Fugen: die Dauer der Mahlzeiten nimmt zu, es werden keine geregelten Essenszeiten mehr eingehalten, sondern sich daran orientiert, ob das Kind wohl gerade bereit ist, etwas zu sich zu nehmen, was sich auch in der Auswahl der angebotenen Nahrung niederschlagen kann. Das kindliche Essverhalten bekommt einen zentralen Stellenwert in der Eltern-Kind-Interaktion. Dies zieht nach sich, dass die Esssituation immer angespannter wird und für alle Beteiligten einen Stressfaktor darstellt. Es kommt teilweise zum vollständigen Verlust der Autonomie des Kindes, also zur "Zwangsfütterung".

Die Ursachen von Fütterstörungen sind in der Regel Interaktionsstörungen zwischen dem Kind und seinen Bezugspersonen. Diese basieren wiederum auf psychosomatischen Problemen seitens der Eltern (Ängste, Konflikte, Depressionen) und/ oder des Kindes (Entwicklungs-, Wahrnehmungs-, Bindungsstörungen). Das gestörte Essverhalten ist somit nur sichtbares Symptom einer tiefgreifenderen Störung. Häufig ist eine akute Stresssituation (z.B. eine Erkrankung des Kindes oder eine emotionale Belastungssituation für die Eltern) der unmittelbare Auslöser der ersten Nahrungsverweigerung, welche dann allerdings schnell zum Muster werden kann.

Adipositas

Von Adipositas (oder umgangssprachlich "Fettsucht") spricht man bei Menschen, die ein Übergewicht von mehr als 20% über dem Normalgewicht (Body-Mass-Index > 97. Perzentile) mit sich herumtragen. Das Übergewicht ist die Folge einer großen Ansammlung von Fettgewebe im Körper.

Bei den betroffenen Personen (Kinder, Jugendliche, Erwachsene) zeigt sich zudem eine fatale Wechselwirkung zwischen einem "Zuviel" an hochkalorischem Essen, körperlicher Inaktivität und weiterer Gewichtszunahme: Bewegung fällt schwer, macht wenig Freude und wird daher nach Möglichkeit vermieden (z.B. Umgehen des Sportunterrichts in der Schule, kein Freizeitsport).

Als Entstehungsursache für Adipositas gilt ein ganzer Faktorenkomplex, bestehend aus genetisch bedingten, physiologischen wie psychologischen Faktoren, hinzu kommen familiär erlernte Ernährungsgewohnheiten und -vorlieben.

Aus medizinischer Sicht problematisch ist die große Zahl gesundheitlicher Folgeschäden: das Übergewicht schädigt die Gelenke (insbesondere an Knien und Hüften), die Überlastung des Kreislaufs kann zu erhöhtem Blutdruck führen, die Lungenfunktion ebenfalls eingeschränkt

sein. Hinzu kommt die Gefahr der sozialen Ausgrenzung des "Dicken", was in der Regel zu eingeschränktem Selbstwertgefühl und Rückzug führt und das Risiko des Kompensationsversuches durch weiteres Essen birgt.

Anorexie

Anorexie ist alltagssprachlich als "Magersucht" bekannt. Von einer Anorexie wird gesprochen, wenn der Body-Mass-Index¹ kleiner als 17,5 ist.

Die Betroffenen führen diesen massiven Gewichtsverlust selbst herbei: Einerseits werden insbesondere hochkalorische Speisen vermieden (Magersüchtige wissen über Nährwert und Zusammensetzung verschiedenster Lebensmittel bestens Bescheid), andererseits treiben die Betroffenen häufig in extremem Maße Sport oder andere körperliche Aktivitäten, was eine Gewichtszunahme verhindern soll. Teilweise wird der Gewichtsabnahme auch medikamentös nachgeholfen (z.B. Missbrauch von Abführmitteln und Appetitzüglern). Trotz ihres für Dritte meist deutlich wahrnehmbaren Untergewichtes leben die Betroffenen in der ständigen Angst, zu dick zu sein bzw. dick zu werden, d.h. sie leiden an einer Störung ihrer Eigenwahrnehmung hinsichtlich ihres Körpers. Demgegenüber wächst der Anspruch an die eigene Leistungsfähigkeit, in der Schule häufig auf Kosten sozialer Kontakte mit Gleichaltrigen.

Aus medizinischer Sicht ist an Anorexie insbesondere die Möglichkeit mitunter lebensbedrohlicher Stoffwechsellentgleisungen problematisch. Bei Mädchen äußert sich dies zunächst mit dem Ausbleiben der Regelblutung. Weitere körperliche Folgeerscheinungen können sein: Wachstumsstopp, Abfall der Körpertemperatur, Verlangsamung der Herzfrequenz, kortikale Atrophie (Hirnabbau).

Bulimie

Wie bei der Magersucht steht die Angst, zu dick zu werden, auch bei der Bulimie (sog. "Ess-/Brechsucht") im Mittelpunkt. Allerdings unterbrechen die Betroffenen die Phasen "gezügelt" Essens immer wieder durch sogenannte Ess-Anfälle. Dann wird die Gier nach Essen so groß, dass heimlich große Mengen an Nahrungsmitteln (teilweise mehr als 10.000 kcal) in kürzester Zeit hineingeschlungen werden. Den darauffolgenden Schuldgefühlen und psychosomatischen Befindlichkeitsstörungen wird mit selbstausgelöstem Erbrechen, häufig auch zusätzlichem Einsatz von Abführmitteln begegnet. Die Häufigkeit solcher Ess-Anfälle kann individuell stark schwanken. Gleiches gilt für das Körpergewicht, welches in der Regel im Normalbereich liegt.

Bulimien treten wesentlich häufiger als Anorexien auf bzw. lösen letztere ab, die Dunkelziffer ist aufgrund der beschriebenen Charakteristika hoch.

Langfristige Folgen ergeben sich primär im psychischen Bereich in Form von depressiven Verstimmungen. Körperliche Schäden betreffen infolge des häufigen Erbrechens die Zähne, die Schleimhäute in Halsbereich und Speiseröhre sowie den Elektrolythaushalt.

¹ Body-Mass-Index (BMI) = Gewicht/ Körpergröße²

Latente Ess-Sucht

Der Begriff der latenten Ess-Sucht findet sich derzeit (noch?) nicht in den klinischen Diagnoseverzeichnissen², bezeichnet aber dennoch ein typisch gestörtes Essverhalten. Kennzeichnend ist hierbei der kurz- oder mittelfristige Wechsel von übermäßigem und durch mitunter extreme Diäten beherrschtem Essen. "Hungerphasen" werden in der Regel nicht lange durchgehalten, Gewichtszunahme zieht dann rasch Schuldgefühle und das allgegenwärtige "Ich-bin-zu-dick"-Gefühl nach sich, so dass auf Phasen lustbetonten Essens wieder neue Diätversuche folgen. Das Gewicht der Betroffenen schwankt folglich mehr oder weniger stark in beide Richtungen (z.B. um 5 kg in zwei Wochen). Erschwert wird die Situation dann durch den bekannten Jo-Jo-Effekt, d.h. das immer raschere und extremere Zunehmen nach vorheriger Diät.

Latente Ess-Sucht ist eher eine Problematik des späten Jugend- bzw. des Erwachsenenalters und bei hoher Dunkelziffer wesentlich häufiger als die vorgenannten Ess-Störungen. (Immerhin haben ca. 75% aller Frauen Diäterfahrungen.)

Langfristige Folgen können neben einer tendenziellen Gewichtszunahme Beschwerden im Bereich des Verdauungssystems sein. Das Selbstwertgefühl und auch die erlebte Selbstwirksamkeit sind, vor allem, da sich die Betroffenen primär über ihr Gewicht definieren, in der Regel gering.

Unspezifisch gestörtes Essverhalten

Auch das hier als "unspezifisch gestört" bezeichnete Essverhalten ist derzeit keine "offizielle" Diagnose und bleibt sicher auch in der Zukunft schwer vom "Normalen" und seinen Randbereichen abzugrenzen. Dennoch soll es hier Berücksichtigung finden, zumal sich aus dem Arbeitsalltag in einer Klinik für Kinder- und Jugendmedizin der Eindruck einstellt, dass gesundes, "normales" Essen insbesondere im Jugendalter immer seltener wird.

Gemeint ist hier also das eher durch zeitliche oder organisatorische Rahmenbedingungen strukturierte Essen bzw. Nicht-Essen. Phasen des Nicht-, Normal- und Vielessens wechseln in unterschiedlichen zeitlichen Abständen. Dahinter steht weder eine Störung des Körperschemas noch die primäre Angst, zu dick zu sein, sondern eher eine subjektive Gleichgültigkeit für Belange angemessener Ernährung. Gegessen wird, wenn es sich gerade so ergibt, primär Fast-food und Fertiggerichte, gern in der Gruppe. Daneben wird ein 5-Gänge-Menü im Restaurant oder das Sonntagsessen bei Oma durchaus geschätzt. Andererseits existieren lange "Pausen" in der Nahrungsaufnahme (keine Seltenheit ist die Nahrungskarenz von morgens bis abends), so dass geregelt und ausgewogenes Essen die Ausnahme darstellt.

Logische Folge sind Magen-, Darm- und Kreislaufprobleme, die in der Regel akut auftreten und durch eine Veränderung des Essverhaltens auch kurzfristig beherrschbar sind.

² Im klinischen Bereich gebräuchliche, offizielle Verzeichnisse anerkannter, umfassend beschriebener und mit Diagnose-schlüsseln u. -nummern klassifizierter psychischer Störungen/ Erkrankungen, z.B. Internationale Klassifikation psychischer Störungen (ICD 10).

Zwischen einzelnen Essstörungen sind Übergänge möglich:

Die Befragung von Magersüchtigen ergibt häufiger, dass bereits im Kleinkindalter eine Fütterstörung bestand. Einer Bulimie geht im Vorfeld häufig eine Anorexie voraus. Auch der sogenannten latenten Ess-Sucht, dem Auf und Ab beim Essen, sind vielfach andere Störungsbilder vorausgegangen oder können umgekehrt folgen. Das unspezifisch gestörte Essverhalten kann mit Hinzukommen weiterer belastender Faktoren in eine "echte" Krankheit münden.

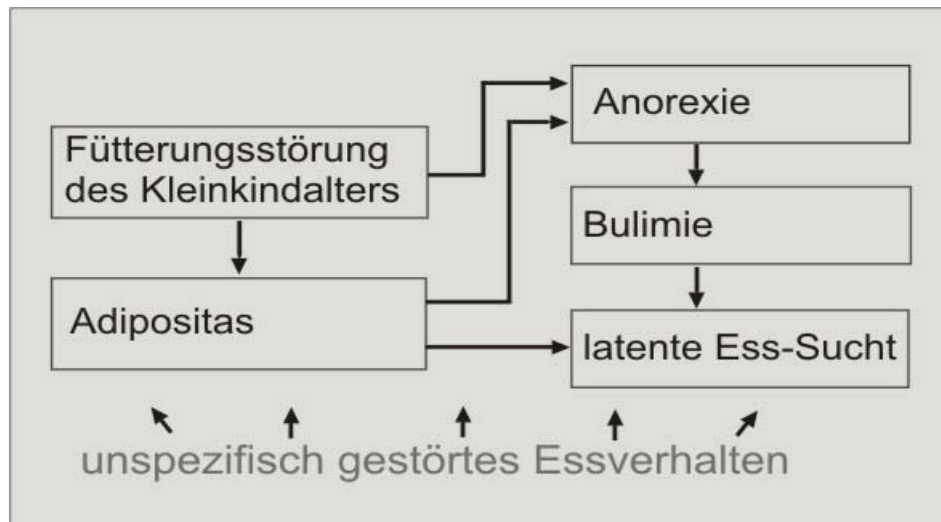


Abbildung 3: Mögliche Übergänge zwischen einzelnen Essstörungen

Betrachtet man Störungen des Essverhaltens in ihrer Gesamtheit über den Zeitraum der letzten 30 bis 40 Jahre, lässt sich feststellen: Essstörungen nehmen zu. Einerseits verbreiten sich Störungsbilder, die früher gar nicht bekannt waren bzw. bei körperlich gesunden Kindern extrem selten vorkamen, wie die Fütterstörung.

Andererseits sinkt der Altersdurchschnitt für alle Essstörungen. Die Magersucht war früher primär eine Krankheit junger Frauen, heute sind betroffene Mädchen oft erst 13 oder 14 Jahre alt. Ähnliches gilt für die Bulimie – primär als typische Störung des Erwachsenenalters beschrieben, finden sich inzwischen zunehmend ältere Jugendliche unter den Betroffenen. Die sogenannte unspezifische Essstörung bei Kindern, also das unregelmäßige, ungesunde Essen, das Essen ohne Regeln und familiären Rahmen, war noch vor 15 bis 20 Jahren primär ein Problem weniger, zumeist sozial benachteiligter Familien.

Essstörungen scheinen also nicht in erster Linie ein psychiatrisches oder psychosomatisches Problem darzustellen, sondern einen Spiegel der Bedingungen, unter denen die Kinder und Jugendlichen heute aufwachsen bzw. aufwachsen müssen.

Welche Bedingungen sind das? Was passiert, während alle nur "das Beste" für ihr Kind wollen?

Zum Beispiel gibt es – in Abhängigkeit vom Alter des Kindes – offenbar einen Wandel in der öffentlichen Meinung, wie ein "ideales" Kind auszusehen hat. Danach ist es das "Beste" für ein Kind im Säuglings- und Kleinkindalter, pummelig oder sogar dick zu sein. Mütter mit zarten Kindern haben es schwerer und werden vielfach auf ihr "dünnes Kind" angesprochen. Nicht zuletzt deswegen wirken die Essschwierigkeiten kleiner Kinder auf Mütter bzw. Eltern so schnell bedrohlich. Frühzeitig werden "Gegenmaßnahmen" ergriffen und so dem Entstehen einer krankheitswertigen Fütterstörung der Weg geebnet.

Einige Jahre später, allerspätstens in der Vorpubertät mit 10 oder 11 Jahren, dreht sich das gesellschaftliche Idealbild um beinahe 180 Grad: Der schlanke, sportliche Teenager ist gefragt. Nun werden auch die Kinder bzw. Jugendlichen selbst "verantwortlich" gemacht für ihr "Zu-dick-sein" und häufig erbarmungslos ausgegrenzt. Radikale Diäten, die unter entsprechend ungünstigen Rahmenbedingungen in eine Magersucht oder Bulimie, fast immer jedoch in ein wechselvolles und ungesundes Essverhalten münden können, sind oft die Folge.

Die Abhängigkeit des Essens und seiner Störungen von gesellschaftlichen Aspekten wird erkennbar, auch wenn wesentliche Einflussfaktoren natürlich weiterhin im familiären und persönlichen Bereich liegen (siehe Abbildung 1).

Auch das unspezifisch gestörte Essverhalten, welches uns zunehmend begegnet, aber keine "Diagnose" im Sinne einer klassifizierten Erkrankung darstellt, ist offensichtlich ein "Kind unserer Zeit". Gefährdet sind primär ältere Kinder und Jugendliche, in deren Familien es von je her keine gemeinsamen Mahlzeiten gibt. Jeder isst wann und wie viel und was er will. Was für Erwachsene nur einen traurigen Mangel an Esskultur darstellt, überfordert jedoch ein Kind oder einen Jugendlichen. Essen wird zur "Nahrungsaufnahme" degradiert, wobei es keiner merkt und es keinen interessiert, ob und wie viel ein Kind isst. Die Modellwirkung ist fatal und "funktioniert" häufig ein ganzes Leben.

Gemeinsame Familienmahlzeiten scheinen rückläufig. Begünstigt wird dies auch durch eine Zunahme "zerfallener" Familien. "Zerfallen" insofern, dass nicht nur durch Scheidung der Eltern die Familie getrennt wird, sondern Arbeitsort und -zeiten mindestens eines Elternteils nicht mehr problemlos mit dem Familienleben vereinbar sind. Die Berufstätigkeit beider Eltern – eigentlich eine Errungenschaft und meist auch wirtschaftliche Notwendigkeit – bringt häufig zusätzlichen Stress und Anpassungsbedarf für die Kinder mit sich. Und auch die Eltern sind in ihrem Spagat zwischen Kindererziehung und Berufsalltag häufig einfach überfordert.

Die Anforderungen an Jugendliche, vor allem an Mädchen, sind andere als noch vor 20 oder 30 Jahren. Junge Frauen müssen gestiegene Erwartungen erfüllen. Sie sollen sich im Beruf etablieren (allein dies ist in Anbetracht der derzeitigen Lehrstellen- und Arbeitsmarktsituation eine echte Herausforderung), schlank und sportlich sein, später häuslich und doch repräsentativ ihrem Partner zur Seite stehen und sich auf die Mutterrolle vorbereiten. Auf der anderen Seite stehen alterstypische Unsicherheiten und Orientierungsschwierigkeiten. Auch die Gesellschaft tut sich oft schwer, Jugendlichen Grenzen und Orientierungspunkte aufzuzeigen.

Die Medien spielten noch nie eine so große Rolle wie heute. Üblicherweise sind gerade für Jugendliche in der Pubertät, die auf der Suche nach dem eigenen Stil sind, Vorbilder aus MTV, YAM und BRAVO sehr interessant – pummelige Popstars, die sich zu gesunder Lebensweise bekennen, sind selten darunter. Es gibt inzwischen Internetseiten, von denen kann sich jeder die Gebrauchsanweisung für den Umgang mit (s)einer Magersucht herunterladen. Es wird genau beschrieben, was man machen muss, um schnell viel abzunehmen und auf welche Weise man die Umwelt täuschen kann.

Dem Faktor "Zeit" wurde leider auch das familiäre Essritual der Vergangenheit längst geopfert. Wir essen, was schnell geht. Schnell eingekauft, schnell zubereitet, schnell gegessen. Wer ist noch bereit (oder wer kann es sich leisten), dem Beschaffen von Nahrung und ihrer Zubereitung den Raum zu geben, den dies vor 20 oder gar 30 Jahren einnahm? Wir essen "zwischen durch", stehend, am Schreibtisch oder in 15 Minuten in der Kantine. Wir tauen auf, wir rühren ein, wir sind bestrebt, immer billiger einzukaufen. Fertigprodukte nehmen endlose Meter Tiefkühltheke in Anspruch, die meisten Menschen sind stets auf der Suche nach dem billigsten Sonderangebot. Welches Modell sind wir damit unseren Kindern?

Nicht viel besser läuft Erziehung zur Esskultur in der Schule. "Essen" bedeutet hier: Erst anstellen, dann schnell herunterhaken, ehe die Pause wieder zu Ende ist. Immer vorausgesetzt, dass es überhaupt ein warmes Mittagessen gibt. In vielen weiterführenden Schulen existiert lediglich ein Automat für schnelle Snacks. Über Qualität und Geschmack redet man besser nicht, denn schon die Essensversorgung der Kindergärten orientiert sich primär am billigsten Anbieter.

Fazit: Die Entwertung des Essens im Alltag – durch eine Reduzierung auf reine Nahrungsaufnahme – ist auch durch eine steigende Zahl von Ratgebern zur gesunden Ernährung, In-Restaurants und Kochstudios im Fernsehen nicht aufzuhalten. Mitunter scheint es fast verwunderlich, dass sich Kinder und Jugendliche trotz aller Widrigkeiten ein gesundes Essverhalten bewahren.

Ich möchte mit der These schließen, dass die meisten Essprobleme bei Kindern und Jugendlichen eigentlich nur fehlgeschlagene Problemlösungen sind – Lösungsversuche bei teilweise überfordernden und paradoxen Anforderungen und fehlenden familiären und gesellschaftlichen Vorbildern. Gestörtes Essverhalten hat zunächst keine Diagnosenummer, es wird in vielen Fällen nicht nur toleriert, sondern vorgelebt und gefördert. Kommen andere ungünstige Faktoren hinzu, ist der Weg in die krankheitswertige Essstörung mitunter kurz.

Literatur

- AGA – Arbeitsgemeinschaft Adipositas im Kindes- und Jugendalter (Hrsg.) (2002): Leitlinien der AGA (Konsensus-Konferenz der AGA vom 18.10.2003 in Salzburg).
Online im Internet: URL: <http://www.a-g-a.de/Leitlinie.pdf> [Stand: März 2004]
- BLS – Brandenburgische Landesstelle gegen die Suchtgefahren e.V. (Hrsg.) (1997): Wenn Essen zum Problem wird. Dokumentation der Landesfachtagung des Brandenburgischen Frauen-Arbeitskreises "Sucht" der BLS vom 26.11.1997 in Potsdam). Potsdam.
- BzgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2001): Ess-Störungen. Leitfaden für Eltern und Angehörige. Köln.
- BzgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2003): Ess-Störungen. Bulimie, Magersucht, Ess-Sucht. Köln.
- DAG – Deutsche Adipositas-Gesellschaft (Hrsg.) (2003): Leitlinie zur Therapie der Adipositas. Online im Internet: URL: <http://www.adipositas-gesellschaft.de/daten/Evidenzbasierte-Leitlinien-Adipositas.pdf> [Stand: März 2004]
- DHS – Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.) (2001): Ess-Störungen. Eine Information für Ärztinnen und Ärzte. Hamm/ Westfalen.
- Dilling, Horst/ Mombour, Werner/ Schmidt, Martin H. (Hrsg.) (1991): Internationale Klassifikation psychischer Störungen – ICD 10. Bern: Huber.
- Gerlinghoff, Monika/ Backmund, Herbert/ Mai, Norbert (1999): Magersucht und Bulimie. Weinheim: Beltz.
- Steinhausen, Hans-Christoph (Hrsg.) (1993): Handbuch Verhaltenstherapie bei Kindern und Jugendlichen. Weinheim: Psychologie Verlags-Union.
- Steinhausen, Hans-Christoph (1996): Psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen. München u.a.: Urban & Schwarzenberg.

Das Auto ist des Deutschen liebstes Kind ... und was ist mit den Kindern?

Stephan Elkins

Zusammenfassung: Mit der kontinuierlichen Steigerung der individuellen Motorisierung setzt die Gesellschaft de facto eine Priorität zu Lasten der Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern. Der Beitrag sucht diesen Tatbestand in seinen verschiedenen Facetten zu beleuchten. Es wird argumentiert, dass es sich hier um eine gesellschaftliche Entscheidung über Prioritäten handelt, die es – ob bewusst oder unbewusst, explizit oder implizit – zu treffen gilt. Es stellt sich dabei die Frage, ob wir den Preis des erreichten Niveaus der Automobilisierung oder gar seiner weiteren Steigerung auf Dauer zu entrichten bereit sind oder ob alternativ Veränderungen in unserem Verhältnis zum Automobil nicht ein vergleichsweise erträglicher Preis für Verbesserungen der Lebensqualität nicht nur der Kinder wäre.

1 Einleitung

In dem folgenden Beitrag geht es um gesellschaftliche Prioritäten. Automobilität genießt in unserer Gesellschaft außerordentlich hohe Wertschätzung. Alle Indizes der Entwicklung des Automobilverkehrs zeigen seit den fünfziger Jahren stetig auf Wachstum. Dieser Trend hält bislang ungebrochen an. Diese Entwicklung hat zweifellos ihre annehmbaren Seiten. Sie hat aber auch einen Preis: Sie hat einen ökologischen Preis, einen gesundheitlichen Preis und nicht zuletzt einen Preis mit Blick auf die Lebensbedingungen in urbanen Räumen, um einige Aspekte zu benennen. Diesen Preis zahlen gerade auch die Kinder durch eine entsprechende Beeinträchtigung ihrer Lebens- und Entwicklungsbedingungen.

Nun ist diese Entwicklung des Automobilverkehrs in Deutschland weder eine naturwüchsige noch eine zwangsläufige, sondern letztlich Ergebnis gesellschaftlicher Entscheidungen, die im Prinzip auch anders ausfallen könnten. Als Ergebnis gesellschaftlicher Entscheidungen sind sie entsprechend auch gesellschaftlich zu verantworten. Angesichts des in der Bundesrepublik erreichten Niveaus der Automobilisierung auf der einen Seite und der mit dieser Entwicklung verbundenen Kosten auf der anderen drängt sich die Frage auf, ob die ungebrochene Fortsetzung dieser Entwicklung als gesellschaftlich gewollte Prioritätensetzung gerechtfertigt werden kann. Wie man diese Frage letztlich auch immer beantworten mag, scheint es mir doch geboten, sie als öffentlich zu klärende zunächst einmal zu stellen, um sie im Bewußtsein auch der Kosten in die eine oder andere Richtung *begründet* zu entscheiden, statt sie als vermeintlichen Sachzwang einfach unreflektiert zu vollziehen. Kurzum: Wenn wir als Gesellschaft dem Automobil Priorität einräumen, sollten wir diese Entscheidung als begründete im Bewußtsein ihrer Kontingenz sowie des zu entrichtenden Preises treffen. Als Beitrag zu einem solchen Diskurs um gesellschaftliche Prioritäten will der folgende Text zur Schärfung des Bewußtseins für den Preis beisteuern, den wir in Bezug auf die Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern entrichten.

2 Die Priorität des Automobils und die Nachrangigkeit der Lebensbedingungen von Kindern

Man stelle sich vor, man würde in der Bundesrepublik eine Befragung durchführen, in dem die Befragten über die folgende gesellschaftliche Prioritätensetzung zu befinden hätten: Was sollte die Gesellschaft im Konfliktfall den Vorrang beimessen, den Nutzungsbedingungen des Automobils oder den Lebensbedingungen von Kindern? Ohne empirische Belege ins Feld führen zu können, steht zu vermuten, dass in einer derart zugespitzten Entscheidungssituation eine tragfähige Mehrheit für die Förderung von Kindern optieren würde. Demgegenüber möchte ich die These verfechten, dass die bundesrepublikanische Gesellschaft realiter ihre Prioritäten durchaus anders ordnet und zwar zugunsten eines automobilzentrierten Verkehrssystems und zuungunsten ihrer Kinder. Bei der Gestaltung des städtischen Raumes genießt die Herstellung guter Bedingungen für den motorisierten Individualverkehr eine hohe Priorität. Demgegenüber hat die Gestaltung des städtischen Raumes im Hinblick auf seine Qualität als Aufenthalts- und Erfahrungsraum von Menschen im Allgemeinen und als Aktionsraum von Kindern im Besonderen nachrangige Bedeutung.

Dieser Tatbestand scheint nicht zuletzt dann eigentümlich, wenn man bedenkt, dass wir, wenn wir das Haus verlassen, im statistischen Mittel nur etwa 90 Minuten am Tag unterwegs sind (alle Mittel der Fortbewegung inklusive) (BMVBW 2004: 86). Die Gestaltung des öffentlichen Raumes ist demnach stark an der Perspektive des Verkehrsteilnehmers orientiert; eine Einstellung, die für das Handeln während 90 Minuten unserer täglichen Lebenszeit bestimmend ist (wobei in 86% aller Fälle das Auto nicht länger als 30 Minuten am Tag bewegt wird, sofern es bewegt wird (BMVBW 2003a: 319)). Demgegenüber spielt die Perspektive des von Verkehr Betroffenen, also Bedürfnisse, die für die Qualität der verbleibenden 22,5 Stunden wesentlich sind, eine vergleichsweise marginale Rolle.¹

Als ein erstes Indiz zur Unterfütterung dieser These von der Priorisierung des MIV seien einige Entwicklungstrends illustriert (vgl. Abbildung 1 und 2 bzw. Tabelle 1, S. 101f.). Die hier dargestellten Zeitreihen zeigen eine kontinuierliche Steigerung der Zahl der Kraftfahrzeuge auf den bundesrepublikanischen Straßen, die seit den fünfziger Jahren kontinuierlich anhält. Während 1955 erst 45 Pkw auf 1000 Einwohner der Bundesrepublik ab 18 Jahre kamen, waren es 1970 bereits 315; im Jahr 2003 verfügten die erwachsenen Bewohner der Bundesrepublik über eine Pkw-Flotte von 662 pro 1000 Erwachsene. Betrachten wir die Bevölkerungsstatistik, so zeigt sich ein Trend mit anderem Vorzeichen. Im Jahre 1955 lebten in der Bundesrepublik 366 Kinder bis unter 18 Jahre pro 1000 Erwachsene, 1970 war dieser Teil der Population auf 372 angestiegen, um dann weitgehend kontinuierlich abzusinken auf 223 im Jahr 2003.

Bei diesen Daten handelt es sich freilich zunächst lediglich um "Indizien", weil sie für sich genommen keineswegs hinreichen, die These der gesellschaftlichen Prioritätensetzung zu belegen. Die Gegenüberstellung einer entsprechenden Zeitreihe der Zahl der Fernsehgeräte und Kinder oder Kleidungsstücke und Kinder ergäbe ein vergleichbares oder gar noch ausgeprägteres Bild, ohne dass man deshalb darauf schließen könnte, daß wir Fernsehgeräten oder der Ausstattung unserer Kleiderschränke eine größere Relevanz beimessen als unseren Kindern.

¹ Auf diesen eigentümlichen Bias in der Perspektive der Verkehrsplanung wies mich Werner Brög (Socialdata, München) hin.

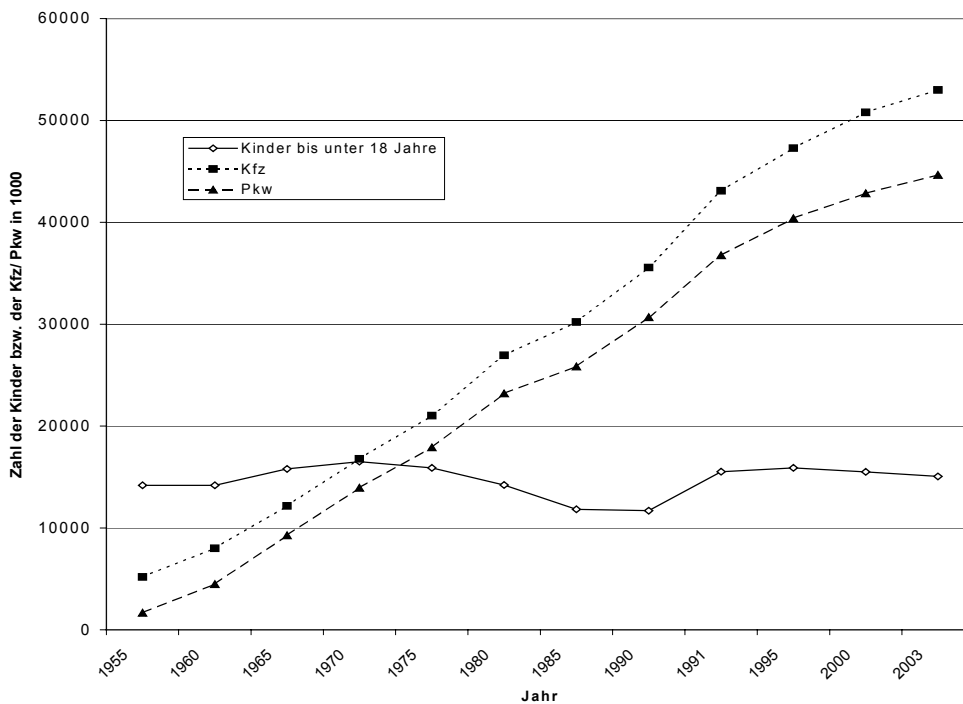


Abbildung 1: Entwicklung der Zahl der Kinder und Kfz/Pkw in der BRD von 1955-2003²

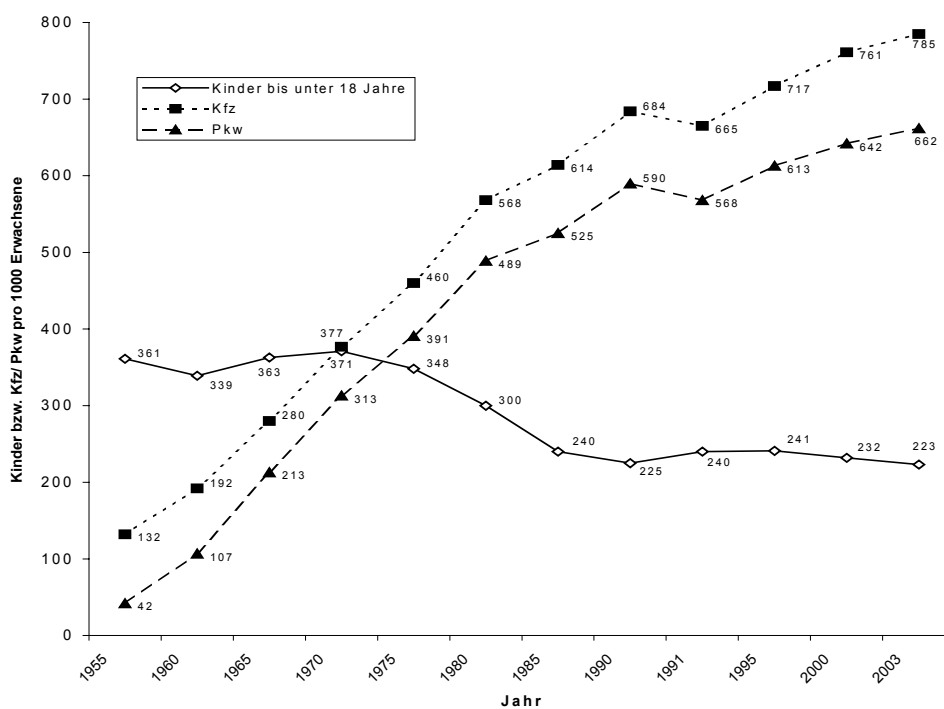


Abbildung 2: Entwicklung der Zahl der Kinder und der Kfz/Pkw pro 1000 Erwachsene in der BRD von 1955-2003³

² Die Abbildung wurde erstellt auf der Grundlage von Daten aus: BMVBW 2000 und 2003b sowie Statistisches Bundesamt 1992 und 2003.

³ Quellen siehe Fußnote 2.

Tabelle 1: Entwicklung der Zahl der Kinder und der Kfz/Pkw in der BRD von 1955-2003⁴

Jahr	erwachsene Bevölkerung (≥ 18 Jahre) in 1000	Kinder (< 18 Jahre) in 1000	Kfz-Bestand in 1000	PKW-Bestand in 1000	Kinder pro 1000 Erwachsene	Kfz pro 1000 Erwachsene	Pkw-Bestand pro 1000 Erwachsene
1955	39 334	14 184	5 184	1 663	361	132	42
1960	41 776	14 182	8 004	4 490	339	192	107
1965	43 509	15 787	12 168	9 267	363	280	213
1970	44 486	16 515	16 787	13 941	371	377	313
1975	45 744	15 901	21 020	17 898	348	460	391
1980	47 442	14 216	26 950	23 192	300	568	489
1985	49 190	11 830	30 204	25 845	240	614	525
1990	52 032	11 693	35 567	30 685	225	684	590
1991 ⁵	65 261	15 522	43 085	36 772	240	665	568
1995	65 915	15 903	47 286	40 404	241	717	613
2000	66 759	15 500	50 794	42 840	232	761	642
2003	67 477	15 055	52 988	44 657	223	785	662

Ich möchte im Folgenden argumentieren, dass sich in dieser zunächst suggestiv anmutenden Gegenüberstellung von Autos und Kindern tatsächlich eine gesellschaftliche Prioritätensetzung widerspiegelt, denn es gibt eine reale Beziehung zwischen beiden Größen. Diese Beziehung ist nicht unmittelbar ursächlicher Art, etwa in dem Sinne: Weil es mehr von dem einen gibt, gibt es weniger von dem anderen. Die Beziehung ist vielmehr in der Art eines Spannungsverhältnisses oder eines latenten Konfliktes: Wenn die Bedingungen für die Entwicklung der einen Größe besonders günstig sind, verschlechtern sich die Bedingungen für die andere Größe und umgekehrt. Genauer formuliert: Es gibt einen latenten Konflikt dergestalt, dass die Verbesserung der Nutzungsbedingungen für eine steigende Zahl von Kraftfahrzeugen nur auf Kosten einer Beeinträchtigung der Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern zu erreichen ist, während umgekehrt die Verbesserung der Lebensbedingungen der Kinder nur unter Beeinträchtigung der Nutzungsbedingungen für Kraftfahrzeuge erzielt werden kann. Lassen Sie mich den hier behaupteten Zusammenhang an einigen Punkten diskutieren.

3 Allgegenwärtige Automobilität als kindliches Sicherheitsrisiko

3.1 Sicherheitsrisiko I: Unfallgefahren

Wenn man über die Folgen der steigenden Motorisierung für die Lebensbedingungen von Kindern nachdenkt, dann fällt einem schon aufgrund seiner Präsenz im öffentlichen Diskurs unweigerlich das Thema Sicherheit ein. Sicherheit wird gemeinhin unter dem Gesichtspunkt thematisch, dass Kinder insbesondere als nicht-motorisierte Verkehrsteilnehmer, aber auch als

⁴ Quellen siehe Fußnote 2, vorige Seite.

⁵ Der ausgeprägte Anstieg der Bevölkerung gegenüber dem Vorjahr ist der deutschen Wiedervereinigung geschuldet. Ab 1991 sind die Bevölkerungszahlen für die gesamte Bundesrepublik ausgewiesen. Am Trend ändert sich dadurch freilich nichts.

Mitfahrer, im motorisierten Verkehr der Gefährdung durch eben diesen ausgesetzt sind. Während der langfristige Trend hier ein rückläufiger ist, bleibt doch ein nicht unerhebliches Gefährdungspotential. Im Durchschnitt der letzten Jahre forderte der Straßenverkehr einen Tribut von etwa 7-8 000 Toten und 500 000 Verletzten jährlich, darunter in der Größenordnung von 200-400 Toten und 40-50 000 verletzte Kinder (Statistisches Bundesamt 2000: 365 und 2004: 380-382).⁶ Der Straßenverkehr ist damit Todesursache Nummer eins bei Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren.⁷

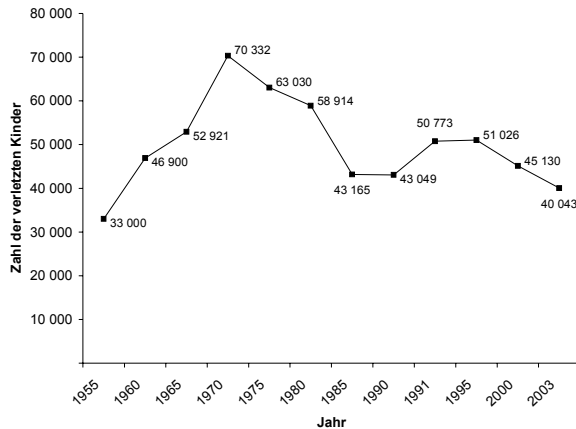


Abbildung 4: Zahl der verletzten Kinder (unter 15 Jahren)⁸

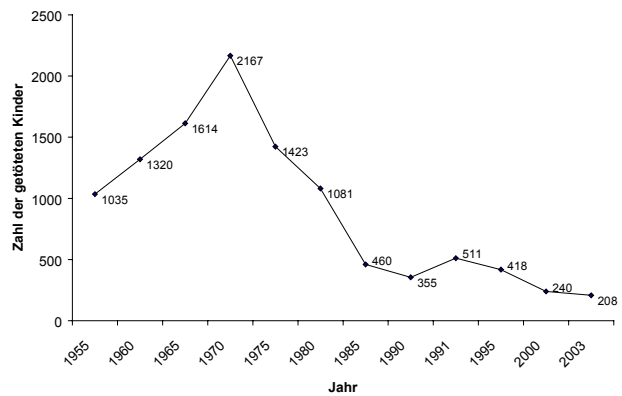


Abbildung 5: Zahl der getöteten Kinder (unter 15 Jahren) (Quellen: siehe Fußnote 8)

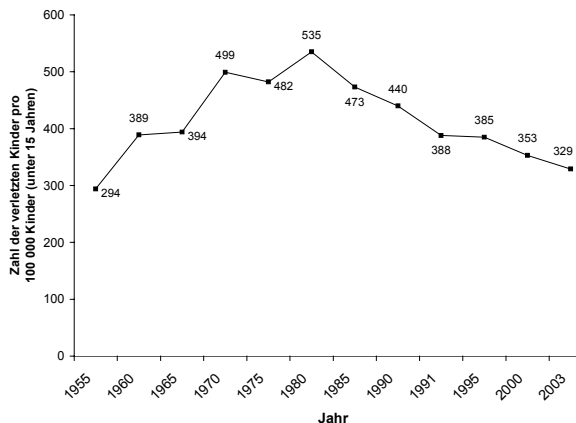


Abbildung 6: Zahl der verletzten Kinder (unter 15 Jahren) pro 100 000 Kinder (Quellen: s. Fußnote 8)

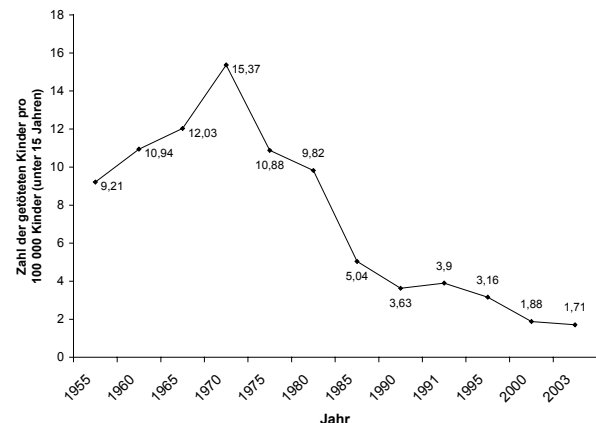


Abbildung 7: Zahl der getöteten Kinder (unter 15 Jahren) pro 100 000 Kinder (Quellen: s. Fußnote 8)

⁶ Im Jahr 2002 waren insgesamt 6 842 Tote und 476 413 Verletzte im Straßenverkehr zu verzeichnen (Statistisches Bundesamt 2004: 380).

⁷ Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass die Folgen der bei Verkehrsunfällen zugefügten Verletzungen in ihren unmittelbaren körperlichen Manifestationen keineswegs zureichend erfasst sind. So weist eine Literaturstudie der WHO darauf hin, dass Kinder nach Unfällen häufig und auch längerfristig unter Traumatisierungen leiden ("posttraumatic stress disorder") (Dora/ Phillips 2000: 29-30). Maßgeblich für die Entwicklung eines derartigen Krankheitsbildes ist dabei weder die Art des Verkehrsunfalls noch Art oder Grad der körperlichen Verletzungen, sondern die subjektiv wahrgenommene Lebensbedrohlichkeit des Ereignisses (ebenda: 30).

⁸ Quellen: Statistisches Bundesamt 1957, 1962, 1967, 1972, 1977, 1982, 1987, 1992, 2002 und 2003. Es bleibt hier zusätzlich anzumerken, dass diese Zahlen nur bedingt das reale Unfallgeschehen widerspiegeln, da zu vermuten ist, dass eine nicht unerhebliche Zahl von Verkehrsunfällen nicht polizeilich erfasst wird und deshalb nicht in offizielle Statistiken Eingang findet (vgl. Limbourg et al. 2000: 45f.).

Es handelt sich hierbei keinesfalls einfach um zufällige Unglücksfälle; der zu beklagende Blutzoll ist vielmehr die *systematische* Folge der *spezifischen* Organisation eines gesellschaftlichen Funktionszusammenhangs. Über die partikularen Kontingenzen hinweg (d.h. wen es aufgrund welcher besonderen Umstände im einzelnen jeweils trifft) haben wir es im aggregierten Ergebnis mit einer "sozialen Tatsache" zu tun, die der (Verkehrs-)Systemstruktur eigen ist. Es ist in gewisser Weise ähnlich einer Lotterie, bei der wir zu Beginn der Ziehung die im Ergebnis auszuschüttende Gesamtsumme kennen. Mit Hilfe der Ziehung bleibt lediglich zu klären, wessen Los es trifft. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass man in diesem Fall bezüglich der Teilnahme an der Ziehung nur sehr eingeschränkte Entscheidungsfreiheit hat.

Als sich zuverlässig wiederholendes systembedingtes Muster ist das Ergebnis in diesem Sinne einerseits vorhersehbar; als Gesellschaft wissen wir um diesen Tatbestand. Andererseits ist jenes Ergebnis keineswegs die alternativlose Folge der Mobilitätsanforderungen einer modernen Gesellschaft. Grundsätzlich sind funktional äquivalente Organisationsformen dieses Funktionszusammenhangs durchaus vorstellbar, die in Hinsicht auf Sicherheit geringere Kosten versprechen. Das legt den Schluß nahe, dass wir als Gesellschaft mit der Entscheidung für diese spezifische Organisationsform unserer Mobilität diesen Preis als einen zu entrichtenden faktisch in Kauf nehmen.

Freilich wäre ein Verkehrssystem, ungeachtet aller mit ihm verbundenen Vorteile, gesellschaftlich schwer zu rechtfertigen, wenn dem Prozedere der Verteilung des zu erbringenden Tributs in den Augen der Gesellschaftsmitglieder die Willkürlichkeit einer Lotterie anhaftete. Dieses Problem ist dadurch gelöst, dass die Gesellschaft auf der Grundlage der Annahme operiert, der Einzelne habe individuellen Einfluß darauf – um im Bild zu bleiben – ob sein Los gezogen wird. Wenn die Verkehrsteilnehmer sich angemessen verhielten, käme es schließlich nicht zu den tragischen Folgen. In dieser Weise bleibt mittels entsprechender Zurechnungsregeln der individuellen Verantwortlichkeit der dem Handeln zugrundeliegende Systemzusammenhang als Problemquelle ausgeblendet.

Genau besehen ist jedoch die argumentative Haltbarkeit der diese Zurechnungsregeln begründenden Geltungsansprüche durchaus fragwürdig. Ein System, das einerseits kontinuierlich sehr hohe Anforderungen an die Leistung der Nutzer stellt und andererseits jegliche Unzulänglichkeit der Leistungserbringung sogleich mit Körperverletzung bis hin zur Todesstrafe zu sanktionieren droht,⁹ wirft Fragen der Angemessenheit auf. Menschen sind, gleichsam "systembedingt", nun einmal fehleranfällig.¹⁰ Es stellt sich dann die Frage, ob man die Resultate eines Systems mit geringen Fehlertoleranzen ohne weiteres den Subjekten anlasten kann oder ob es sich nicht vielmehr um einen Fall von unangepasster Technologie handelt (vgl. zu einer solchen Analyse Perrow 1989).

⁹ Freund und Martin (1993: 103) berichten von einem bezeichnenden Verkehrssicherheitslogan des britischen Department of Transport zur Sensibilisierung für die Gefährdung von Kindern im Strassenverkehr: "one false move and you're dead". Mit derselben Grundausrichtung, wenngleich nicht ganz so prägnant, ist der Titel einer Verkehrserziehungskampagne der EU in Kooperation mit dem Roten Kreuz: "Du hast nur ein Leben, ... Pass darauf auf!" (vgl. Linnert 2003: 21 und online im Internet: URL: <http://www.1-leben.info/> [Stand 11.02.2004]).

¹⁰ Man muss sich etwa nur klar machen, dass Menschen nicht stets die optimale Verfassung für systemkonforme Funktionalität aufweisen, wenn sie den Verkehrsraum betreten. Sie sind nicht immer den Erfordernissen entsprechend diszipliniert und konzentriert; manchmal sind sie in Gedanken versunken, durch vorangegangene Ereignisse abgelenkt oder nach einem anstrengenden Arbeitstag müde. Andermal lassen sie sich in ihrem Handeln durch Ärger oder Freude leiten. Das mag man aus der Perspektive der Verkehrssicherheit bemängeln, das Verkehrsgeschehen wird man allerdings kaum gegen derlei der menschlichen Existenz immanente Unzulänglichkeiten immunisieren können.

Wenn man bereits mit Blick auf den durchschnittlichen Verkehrsteilnehmer mit guten Gründen die Frage nach der Plausibilität individueller Verantwortlichkeit aufwerfen kann, so stellt sich diese Frage ungleich schärfer im Falle von Kindern. Entwicklungspsychologen und Pädagogen weisen darauf hin, dass Kinder eine Reihe von Fähigkeiten erst allmählich im Verlauf der Kindheit entwickeln, die sie überhaupt erst zu hinreichend kompetenten Teilnehmern im Straßenverkehr machen (Limbourg et al. 2000: 62-67). Diese Fähigkeiten sind erst im Alter von 10-14 Jahren vollständig entwickelt. Zu nennen sind hier: situationsangemessenes Gefahren- und Sicherheitsbewußtsein, die Fähigkeit, Entfernungen und Geschwindigkeiten angemessen einzuschätzen, die Fähigkeit, die Perspektive des Anderen einzunehmen und sie systematisch im eigenen Handeln in Rechnung zu stellen, das Richten der Aufmerksamkeit und die Konzentration auf "relevante" Aspekte der Situation (das heißt gemäß der - fremdgesetzten - Relevanzen des Straßenverkehrs) sowie psychomotorische Fähigkeiten. Je nach Altersgruppe stellen die Anforderungen an ein systemadäquates Verhalten von Kindern im Straßenverkehr eine erhebliche Überforderung des Kindes dar. Im Lichte kindlicher Unzulänglichkeit ist es dann wenig überraschend, dass Risikominimierungsstrategien auf das Fernhalten von Kindern aus dem Verkehrsraum rekurrieren. Dazu später mehr.

3.2 Sicherheitsrisiko II: Schadstoff- und Lärmemissionen

Die Allgegenwart des Automobils tangiert die Sicherheit von Kindern nicht allein unter dem Gesichtspunkt der damit verbundenen Unfallrisiken. Insbesondere in den Ballungsräumen stellt die Emission verkehrsbedingter Schadstoffe eine nicht zu unterschätzende Quelle potentieller gesundheitlicher Belastungen dar. Stickstoffdioxid, Kohlenmonoxid, Blei, Ozon, Benzol, Dieselruß, Cadmium, Platin, Tuluol, Tetrachlorethen sind derartige Stoffe, die durch den motorisierten Verkehr in die Luft gebracht werden (Limbourg et al. 2000: 73 ff., Wigle 2003: 300 ff., BMVBW 2003b, Dora/ Phillips 2000).

Welche Folgen das im einzelnen hat, kann von der Warte des Sozialwissenschaftlers nicht zuverlässig beurteilt werden. Jedenfalls werden zahlreiche Erkrankungen in der Literatur von Gesundheitsexpertinnen mit verkehrsbedingten Schadstoffen¹¹ in Verbindung gebracht: Allergische Erkrankungen, Asthma, Pseudokrupp, Bronchitis, Reizhusten, Beeinträchtigungen der Lungenfunktion und nicht zuletzt Krebs. In verkehrsbelasteten Gebieten haben bspw. Kinder Untersuchungen zufolge eine höhere Konzentration von verkehrsbedingten Schadstoffen mit krebserregender Wirkung im Blut als Kinder aus dem ländlichen Raum (Limbourg et al.: 77, siehe auch Teufel et. al. 2000, für eine Übersicht der gesundheitlichen Wirkungen der in diesem Zusammenhang anfallenden Schadstoffe siehe auch WHO 2000).

In einer Studie von Greenpeace wird argumentiert, dass Kinder von verkehrsbedingten Schadstoffen dadurch noch besonders betroffen sind, dass sie sich einer Höhe (Auspuffhöhe) bewegen, in der Schadstoffkonzentrationen aufgrund der Nähe zum Ursprung der Emission höher ausfallen (vgl. Greenpeace 1992). Die im Rahmen dieser Studie in Hamburg, Leipzig und München durchgeführten Messungen in Straßennähe und in "Kindernasenhöhe" (1,20 m) haben erheblich höhere Schadstoffbelastungen ergeben als solche an städtischen Messtationen in Höhen von 3-5 Metern. Zudem fielen hier Spitzenwerte während der Zeit von 7-8 Uhr an, also einer Zeitspanne, in der sich Kinder häufig auf dem Weg zum Kindergarten oder zur Schule im Straßenraum aufhalten.

¹¹ Verkehr ist für die hier üblicherweise angeführten Schadstoffe nicht die einzige, aber doch einer der wesentlichen Quellen.

Grenzwerte sind zudem typischerweise auf die Konstitutionen einer durchschnittlichen Erwachsenenpopulation hin ausgelegt. Die besondere Verwundbarkeit von Kindern ist hier selten berücksichtigt. Eine besondere Vulnerabilität von Kindern resultiert nicht zuletzt aus einer konstitutionsbedingt relativ höheren Schadstoffexposition. Neben dem erwähnten Umstand der "Nähe" zur Emissionsquelle ist sie durch den Umstand gegeben, dass Kinder ein größeres Atemvolumen und eine größere Hautoberfläche im Verhältnis zum Körpergewicht aufweisen, sich häufig längere Zeit im Freien aufhalten als Erwachsene und dort typischerweise körperlich aktiver sind. Im Falle von Säuglingen und Kleinkindern kommt hinzu, dass Immunsystem und Lungenfunktion noch nicht vollständig entwickelt sind (Wigle 2003, ÄÄU 2003: 6, UBA 2004: 11, Limbourg et al.: 74-75).

Auch Verkehrslärm gilt als potentielle Quelle von Gesundheitsbelastungen bei Kindern. Inwieweit speziell Straßenverkehrslärm zu Gesundheitsbeeinträchtigungen bei Kindern führt, ist aufgrund der verfügbaren Studien offenbar nur schwer zu entscheiden (vgl. SRU 1999: 158ff.). Kinder, die kontinuierlichem Verkehrslärm (Straßen- ebenso wie Fluglärm) ausgesetzt sind, zeigen allerdings Störungen der kognitiven Funktionen; Denk- und Gedächtnisleistungen werden merklich beeinträchtigt (ebenda: 179-182).

In der langfristigen Betrachtung hat man zweifellos in dieser Problemdimension durch eine Strategie der technischen Modernisierung Fortschritte zu verzeichnen. Es werden aber auch Grenzen eines solchen Ansatzes sichtbar. So werden die erwarteten Emissionsminderungen zum Teil aufgezehrt durch steigende Fahrleistungen¹² der im Durchschnitt leistungsstärkeren Fahrzeugflotte (SRU 2000: 312, BMVBW 2003b). Weiterhin werden die leitenden Emissionsgrenzwerte regelmäßig auf einem Niveau festgesetzt, das den Anforderungen des Gesundheitsschutzes insbesondere von Kindern kaum gerecht wird. Zudem können an Stellen mit sehr hohem Verkehrsaufkommen diese Grenzwerte auch bei verringerter Emission des Einzelfahrzeugs eben wegen der Massierung von Fahrzeugen häufig nicht eingehalten werden (vgl. SRU 2004: 281ff.).

Selbst einschneidendere Maßnahmen wie Geschwindigkeitsbeschränkungen und selektive Fahrverbote, wie sie in Zusammenhang mit der in den Sommermonaten virulenten Problematik des bodennahen Ozons diskutiert werden, sind hinsichtlich der Verbesserung der Luftqualität häufig allenfalls von begrenzter Wirksamkeit, wenn sie nur kurzfristig und kleinräumig angewandt werden.¹³ Entsprechend hält der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen mit Blick auf die Ozonproblematik "langfristige Maßnahmen zur Verkehrsvermeidung und -verlagerung für dringend geboten" (SRU 2000: 344). In der Quintessenz scheint die Schlussfolgerung nicht übermäßig gewagt, dass die beobachtbare Entwicklungsdynamik der Automobilisierung mit den Erfordernissen eines effektiven Gesundheitsschutzes in einem schwer aufzulösenden Spannungsverhältnis liegt.

¹² Dieser Trend ist mit der Jahrtausendwende eingebrochen (vgl. BMVBW 2003b), vermutlich in Zusammenhang mit der lahrenden Wirtschaftskonjunktur und den merklich gestiegenen Kraftstoffpreisen. Ob der jahrzehntelange Trend nachhaltig gebrochen ist, muss abgewartet werden.

¹³ Vgl. SRU 2000: 327f., UBA 2003, European Commission 2004, Teufel et al. 1999. Letztere suchen nachzuweisen, dass eine entsprechend ausgestaltete Maßnahme mit Geschwindigkeitsbegrenzungen und selektiven Fahrverboten durchaus wirksam sein kann.

4 Die Qualität des Raumes: Entwertung städtischer Räume als Aktionsraum von Kindern durch die Vorherrschaft des Automobils

Der erreichte Grad der Motorisierung in Verbindung mit den vorherrschenden Nutzungsmustern des Automobils in unserer Gesellschaft münden in seine Allgegenwart in urbanen Räumen. Die unmittelbare Konsequenz dieser Entwicklung ist die Degeneration der Qualität öffentlicher Räume unter dem Gesichtspunkt ihrer Tauglichkeit als kindliche Aktionsräume. Dieser Tatbestand hat drei Facetten: Zum einen ist die Nutzbarkeit urbaner Räume durch das bereits diskutierte vom Automobil ausgehende Gefährdungspotential eingeschränkt. Desweiteren stellt sich bei dem erreichten Grad der Motorisierung das gleichsam triviale Problem ein, dass signifikante Flächen allein durch die Präsenz einer großen Zahl von Automobilen durch deren schiere Existenz als physische Entitäten bereits besetzt sind; ein Umstand, der durch den Flächenbedarf automobiler Infrastruktur im weitesten Sinne (neben Straßen und Stellplatzanlagen etwa auch Verkaufsräume, Tankstellen und Reparaturwerkstätten) angesichts knappen urbanen Raumes weiter verschärft wird. Und schließlich ist die Qualität der verbleibenden Flächen häufig noch dadurch beeinträchtigt, dass sie durch Verkehrsflächen partitioniert sind.

In einer Studie zu Aktionsräumen von Kindern in der Stadt hat Baldo Blinkert (1993) am Beispiel der Stadt Freiburg versucht, die Dominanz des Automobils im urbanen Raum anhand der Entwicklung der Flächenverhältnisse deutlich zu machen. Während es Mitte der 50er Jahre im Stadtgebiet Freiburg pro Hektar Fläche fast doppelt so viele Kinder wie zugelassene Kraftfahrzeuge gab, hat sich das Verhältnis zwischenzeitlich deutlich verschoben. Am Ende der 80er Jahre kamen 20 zugelassene Kraftfahrzeuge auf einen Hektar Stadtfläche, aber nur noch 5 Kinder (ebenda: 9). Wenn man sich die oben präsentierten Zeitreihen für die Entwicklung der Zahl der Kraftfahrzeuge und der Kinder für die gesamte Bundesrepublik vergegenwärtigt (S. 101f., Abbildung 1 und 2 sowie Tabelle 1), dann steht zu vermuten, dass sich das Verhältnis bis heute noch erheblich weiter in diese Richtung verschoben haben wird, und das nicht nur in Freiburg.

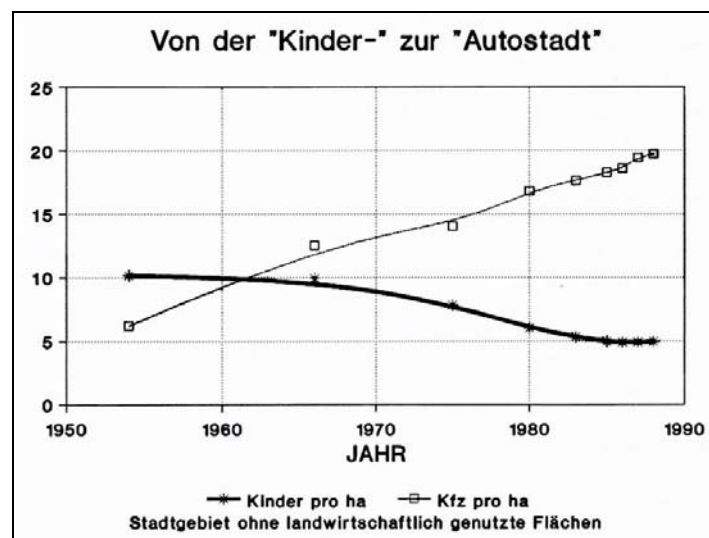


Abbildung 8: Kinder und Kfz pro Hektar Stadtgebiet in Freiburg
(Quelle: Blinkert 1993: 9)

In besagter Studie hat Blinkert (1993: 10ff.) vier Kriterien für die Tauglichkeit als kindlicher Aktionsraum benannt: Der Raum muss für Kinder *zugänglich* sein, er muss durch Kinder ge-

staltbar sein, es muss die Chance geben, dort *Spielkameraden* anzutreffen, und die Nutzung des Raumes muss *gefährlos* möglich sein. Es bedarf sicherlich keiner ausführlichen Erörterung der These, dass Räume, die der Nutzung durch das Automobil unterliegen schon aufgrund des von ihm ausgehenden Gefährdungspotentials in der Regel als taugliche kindliche Aktionsräume ausscheiden. Diese Räume sind zudem nur begrenzt für Kinder zugänglich und gestaltbar; nicht zuletzt wegen des Gefährdungspotentials ist die Chance typischerweise geringer, dort Spielkameraden vorzufinden.¹⁴ In dem Maße, wie der durch das Automobil beanspruchte Raum wächst, kommt es faktisch zu einer starken Einschränkung "kindertauglicher" Räume (vgl. auch Sachs 1981). Insofern spiegelt sich in der in Abbildung 8 dargestellten Entwicklung eine Verschlechterung der Aktionsräume für Kinder.

Exkurs: Zur (bau-)rechtlichen Normierung des Flächenangebots für Kinder und Autos

In diesem Zusammenhang ist auch ein Blick in die baurechtlichen Regelungen der Bundesländer instruktiv. Unter der Vielzahl von Bestimmungen finden sich in allen Landesbauordnungen Regelungen zur Bereitstellung von Kinderspielflächen und Stellflächen für Kraftfahrzeuge im Zuge von Bauvorhaben. So finden sich beispielsweise in der Brandenburgischen Bauordnung bzw. der entsprechenden Verwaltungsvorschrift und der zugehörigen "Richtlinie über Kinderspielplätze" durchaus typische Regelungen. Diesen zufolge müssen bei der Errichtung von Gebäuden mit mehr als vier Wohnungen Kinderspielplätze entweder auf dem Grundstück oder in unmittelbarer Nähe des Grundstücks untergebracht werden (auch eine Bündelung dieser Flächen in Gemeinschaftsanlagen durch mehrere Bauherren sind hier möglich). Für Spielflächen für Kleinkinder sind 1 m² pro Bewohner vorzusehen (wobei die Kalkulation für jeden Aufenthaltsraum einer Wohnung einen Bewohner veranschlagt), mindestens jedoch 25 m² und ein weiterer Quadratmeter für Kinder im Alter von 6-12 Jahren, hier jedoch 40 m² Mindestfläche.¹⁵ Hinsichtlich der Stellplätze ist bei Errichtung von Wohngebäuden ein Stellplatz pro Wohnung bis 100 m² bzw. zwei pro Wohnung über 100 m² Nutzfläche auf dem zugehörigen Grundstück oder in unmittelbarer Nähe einzurichten.¹⁶ Gemäß den einschlägigen Kennzahlen kann für einen Pkw-Stellplatz (ohne Berücksichtigung von Zufahrtswegen und Manövrierflächen) eine Fläche von 12,5 m² veranschlagt werden (vgl. FGSV 2004: 16). In der Konsequenz ist der Tendenz nach für jede 3-Raum-Wohnung 6 m², bei einer 4-Raum-Wohnung 8 m² und bei einer 5-Raum-Wohnung 10 m² Spielfläche nachzuweisen gegenüber einer jeweiligen Stellplatzfläche von 12,5 m².¹⁷ Wie groß die faktische Fläche ist, die dem einzelnen Kind als Spielfläche letztlich zur Verfügung steht, hängt neben der resultierenden Gesamtfläche freilich von der tatsächlichen Zahl der Kinder ab, die in dem fraglichen Gebäude wohnen (wobei bei der Ermittlung der herzustellenden Spielplatzflächen überhaupt nur die Wohnungen einer Wohnanlage in die Kalkulation einbezogen werden müssen, die ihrer Zweckbestimmung zufolge als für das Wohnen von Kindern geeignet angesehen werden können – so müssen bspw. Einraumwohnungen oder Altenwohnungen nicht berücksichtigt werden. Fakt ist aber auch, dass mit Bezug auf den zu errichtenden Wohnraum *systematisch* mehr Flächen für Stellplatzanlagen als für Freiflächen für Kinder vorgesehen sind.

Interessant in diesem Zusammenhang ist weiterhin die Frage, was im Problem- bzw. Konfliktfall passiert? Wie werden die aus diesen Regelungen resultierenden Flächenansprüche in Fällen behan-

¹⁴ Bei letzterem spielt natürlich auch die insgesamt geringere Zahl von Kindern eine Rolle (Blinkert 1993: 10).

¹⁵ Vgl. BbgBO § 7 Abs. 3, VVBbgBO 7.3 und Anlage 1 "Richtlinie über Kinderspielplätze".

¹⁶ Vgl. BbgBO § 43, VVBbgBO Anlage 2 "Richtlinie über die notwendigen Stellplätze".

¹⁷ Bei Wohnhäusern mit 9 oder weniger Wohnungen ist das Flächenverhältnis wegen der festgelegten Mindestflächen für Spielflächen günstiger, bei Wohnhäusern mit 10 und mehr Wohnungen folgen die Flächenverhältnisse exakt dem angegebenen Muster.

delt, wo die verfügbare Grundstücksfläche nicht ausreicht, diesen Ansprüchen in vollem Umfang gerecht zu werden? Bemerkenswert ist, dass alle Landesbauordnungen den Umgang mit dem Problem, die rechtlich notwendigen Stellplätze mangels zureichender Flächen nicht nachzuweisen zu können, sehr präzise regeln. Falls die erforderlichen Stellplätze auch nicht in unmittelbarer Nähe hergestellt werden können, werden entsprechende Ablösezahlungen fällig, wobei wiederum präzise festgelegt ist, dass diese Mittel *sachbezogen* zu verwenden sind; auf der Ebene von örtlichen Satzungen sind die konkreten Bedingungen dann üblicherweise sehr detailliert geregelt. Auffällig ist, dass der vergleichbare Fall mit Bezug auf Kinderspielflächen typischerweise weitaus weniger akribisch geregelt ist. Während alle Landesbauordnungen auch hier die Möglichkeit vorsehen, auf naheliegende Flächen auszuweichen bzw. die Errichtung von Gemeinschaftsanlagen als Alternative zu lassen, sieht nur Bayern eine der Stellplatzabläse analoge Regelung unter der Bedingung vor, dass diese Mittel von öffentlicher Seite zur Anlage einer entsprechenden Spielfläche verwendet werden (vgl. BayBO Art. 8 und 91).¹⁸ Entsprechend finden sich in den Ortssatzungen bayerischer Kommunen detaillierte Ablöseregelungen für diesen Fall.¹⁹ Demgegenüber finden sich in den anderen Landesbauordnungen keine vergleichbaren Bestimmungen zur Handhabung dieses Problemfalls. Auf der Ebene von Ortssatzungen stößt man allerdings fallweise durchaus auf alternative Regelungen des Problemfalls: so findet man lokale Ausnahmeregelungen, denen zufolge vom Normalfall abgewichen werden kann, wenn die "örtlichen Verhältnisse" der Einhaltung der Vorschriften entgegenstehen, wobei finanzielle Ausgleichsregeln, wie im Stellplatzfall, hier nicht vorgesehen sind (vermutlich weil durch die Landesbauordnungen nicht gedeckt).²⁰

In drei der 16 Bundesländer ist allerdings der potentielle Konfliktfall zwischen Spiel- und Parkflächen auch explizit geregelt. So wird in Baden-Württemberg, Hamburg und Rheinland-Pfalz im Rahmen der bauordnungsrechtlichen Regelungen für Stellplätze und Garagen die Priorität von Kinderspielflächen gegenüber der Anlage von Stellplätzen in der Weise fixiert, dass die Anlage von Stellflächen nicht auf Kosten von Spielflächen gehen darf.²¹ In der Umkehrung bedeutet dies freilich auch, dass im Baurecht des weitaus größten Teils der Bundesrepublik auf eine solche eindeutige Priorisierung von Spielflächen im Konfliktfall verzichtet wird.

Abschließend möchte ich den Blick auf einen weiteren Ausdruck gesellschaftlicher Priorisierung im Baurecht lenken. Wirft man einen ganz oberflächlichen Blick in die jeweiligen Bauordnungen, so springt die rein quantitative Differenz im Textumfang der Regelungen ins Auge. Während Regelungen zu Kinderspielflächen wenige Zeilen bis zu einer halben Seite Gesetzestext umfassen, scheinen die notwendigen Regelungen zur Sicherung des Stellplatzangebots kaum auf weniger als einer Seite unterzubringen zu sein. Eine analoge Diskrepanz findet sich etwa in den ergänzenden Verwaltungsvorschriften zur Brandenburgischen Bauordnung: Während dort die Richtlinie über Kinderspielplätze ein wenig mehr als eine halbe Seite umfasst, erstreckt sich die Richtlinie über die notwendigen Stellplätze über drei Seiten.²² Was sich in dieser Weise quantitativ abbildet, ist eine sehr viel ausgeprägtere Feinstrukturierung und Detailliertheit in den Stellflächen betreffenden Regelungen als es

¹⁸ Zumindest in Brandenburg gab bis zum Inkrafttreten der novellierten Bauordnung in 2003 eine ähnliche Regelung. Sie wurde offenbar aufgrund eines festgestellten Missverhältnisses zwischen dem mit den Ablösebeträgen verbundenen Verwaltungsaufwand und den erzielten Erträgen in der novellierten Fassung gestrichen (vgl. Reimus/ Semtner/ Langer 2004: 59-60).

¹⁹ Vgl. zum Beispiel die Satzung über die Herstellung von Kinderspielplätzen vom 22.02.1994 der Stadt Bamberg.

²⁰ Beispiele hierfür sind: Satzung der Stadt Essen über Lage, Größe, Beschaffenheit, Ausstattung und Unterhaltung von Spielflächen für Kleinkinder vom 30.09.1997 oder Satzung über die Beschaffenheit und Größe von Spielflächen für Kleinkinder auf Baugrundstücken (Kinderspielplatzsatzung) der Stadt Dormagen vom 20.01.2004 .

²¹ Vgl. Landesbauordnung für Baden-Württemberg § 37, Absatz 7, Hamburgische Bauordnung § 48, Absatz 3, Satz 4 und Landesbauordnung Rheinland-Pfalz §47, Absatz 7.

²² Vgl. Verwaltungsvorschrift zur Brandenburgischen Bauordnung. Bekanntmachung des Ministeriums für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr. Vom 1. September 2003. In: Amtsblatt für Brandenburg – Nr. 42 vom 22. Oktober 2003, Anlage 1 und 2, S. 950-953.

für Kinderspielplätze als notwendig erachtet wird. Typisch sind hier etwa feingliederte Tabellen die jeder erdenklichen Gebäudeart einen differenzierten Stellplatzschlüssel zuweisen.²³ Demgegenüber beziehen sich Regelungen zur Anlage von Freiflächen für Kinder (dabei häufig allein für Kleinkinder) nur auf Wohngebäude und dort explizit nur auf solche, von denen erwartet werden kann, dass auch wirklich Kinder dort wohnen.

Diese unterschiedlichen Regelungen lassen sich als unterschiedliche normative Verständnisse der Einbettung ihrer Objekte in städtischen Räumen lesen. Das Automobil wird hier als integraler Bestandteil menschlicher Aktivitäten in städtischen Räumen begriffen, Gebäude oder Anlagen als Orte solcher Aktivitäten entsprechend als Grund für Automobilverkehr, der in Abhängigkeit der Nutzungsart in unterschiedlichem Umfang anfällt. Die sozialen Zurechnungsregeln sind dergestalt, dass dem Bauherren, der von der Nutzung des Gebäudes profitiert, die Verantwortung für das Fahrzeugaufkommen zugewiesen wird. Entsprechend hat er für die Unterbringung der Fahrzeuge Sorge zu tragen.²⁴ Von dieser Verantwortung im Normalfall kann er nur dann und auch nur graduell befreit werden, wenn er nachweisen kann, dass aufgrund spezifischer Gegebenheiten ein geringeres Automobilverkehrsaufkommen erwartet werden kann.

Dagegen wird das Erfordernis der Sicherstellung kindertauglicher Flächen baurechtlich lediglich im Kontext eines spezifischen Segments von Wohngebäuden gesehen. Der hier angelegte normative Bias wird sichtbar, wenn man die Frage aufwirft, warum man das Vorhandensein von Kindern nicht in ähnlicher Weise als integralen Bestandteil menschlicher Aktivitäten in urbanen Räumen begreift und auch in diesem Fall einen entsprechenden Raumbedarf im Kontext von Gebäuden und Anlagen unterschiedlicher Nutzungsart baurechtlich zu sichern trachtet. In Einzelfällen sind solche Räume wohl anzutreffen, häufig stehen sie im Kontext eines zielgruppenorientierten Marketingkonzepts: ein Restaurant bietet einen angrenzenden Spielplatz, ein Kaufhaus einen entsprechenden Raum oder eine Arztpraxis eine Spielecke. Es obliegt dabei allerdings der Dispositionsfreiheit des jeweiligen Betreibers und wird nicht als etwas betrachtet, was es im allgemeinen öffentlichen Interesse systematisch sicherzustellen gilt. Führt man sich die Vielzahl von Gebäuden und Anlagen vor Augen, in denen man sich den Aufenthalt von Kindern im Gefolge der Aktivitäten von Erwachsenen schon ohne übermäßig große Anstrengungen der Phantasie vorstellen kann, so ist das Angebot an kinder-

²³ In den Richtzahlen für den Stellplatzbedarf im Rahmen Richtlinie über die notwendigen Stellplätze der Brandenburgischen Bauordnung werden z.B. 77 verschiedene Gebäudearten bzw. Anlagen und 49 darauf bezogene Stellplatzschlüssel gelistet. Diese reichen von besagtem einen Stellplatz für Wohnungen bis 100 m² Nutzfläche bei Einfamilien- und Mehrfamilienhäusern über einen Stellplatz je 40 m² Nutzfläche bei Büro- und Verwaltungsgebäuden bis hin zu fünf Stellplätzen pro Loch bei Golfplätzen (vgl. Verwaltungsvorschrift zur Brandenburgischen Bauordnung. Bekanntmachung des Ministeriums für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr. Vom 1. September 2003. In: Amtsblatt für Brandenburg – Nr. 42 vom 22. Oktober 2003, S. 952-953).

²⁴ Mit dem Begriff der "sozialen Zurechnungsregeln" soll der Umstand herausgestellt werden, dass "Verantwortlichkeit" nicht einfach sachimmanent ist, sondern dass es sich um einen sozialen Prozess der normativen Zuweisung von Verantwortung handelt, der grundsätzlich auch anders ausfallen könnte. Dem Bauherren die Verantwortung für die Bereitstellung von Stellplätzen zuzuweisen, weil sein Objekt Verkehr mit sich bringt, ist eben nur eine von mehreren denkbaren Konstruktionen. Wird ein Zielort mit dem Auto aufgesucht, ist eine Vielzahl von Akteuren an der Herbeiführung dieses Ereignisses beteiligt. Die Verortung von Verantwortlichkeit bei einem bestimmten Akteur offenbart ein *spezifisches* Verständnis des Gegenstandes. Das wird offensichtlich, wenn man sich prinzipiell mögliche Alternativen vor Augen führt. Man könnte ebensogut dafür argumentieren, die Verantwortung für die Unterbringung seines Fahrzeugs dem Fahrer zuzuweisen. Es ist seine Entscheidung, so könnte das Argument lauten, welches Verkehrsmittel er benutzt, es obliegt deshalb ihm selbst, sich um die Bedingungen der Möglichkeit seiner Entscheidung zu kümmern. Oder man könnte die Politik verantwortlich machen, in deren Zuständigkeit es fällt, öffentliche Infrastruktur bereitzustellen. Sofern sie den VerkehrsteilnehmerInnen durch die Bereitstellung von Straßen die Möglichkeit eröffnet, Zielorte mit dem Auto aufzusuchen, hat sie auch für die Möglichkeit der Unterbringung der Fahrzeuge zu sorgen. Man könnte aber ebensogut die Automobilindustrie verantwortlich machen und sie mit einer Stellplatzabgabe belegen, aus der Stellplätze finanziert werden könnten. Das Argument wäre hier, dass sie massenhaft ein Produkt in Verkehr bringt, das nun einmal naturgemäß eine bestimmte Fläche beansprucht, sie also für diese absehbare Folge der Nutzung ihres Produkts in Haftung genommen wird.

tauglichen Räumen mitnichten auch nur annähernd so ubiquitär wie das dort vorfindliche Stellplatzangebot.

In dieser spezifischen Eingrenzung der Pflicht zur Bereitstellung von Spielflächen offenbaren sich unterschiedliche soziale Zurechnungsregeln. Im Gegensatz zum Fall von Stellplätzen wird nicht dem Bauherren bzw. dem Betreiber eines für eine bestimmte Nutzung errichteten Gebäudes oder einer Anlage die Verantwortung zugewiesen, taugliche Räume für den Aufenthalt von Kindern der den Ort aufsuchenden Personen bereitzustellen. Vielmehr obliegt es dem mit der Beaufsichtigung beauftragten Personal (Eltern oder anderen Personen), die aus dem Aufenthalt von Kindern in nicht tauglichen Räumen resultierenden Probleme zu kontrollieren bzw. ihnen durch die alternative Unterbringung vorzubeugen, wenn sie selbst den fraglichen Ort aufzusuchen gedenken.

In der Quintessenz könnte man die sich in den hier wirksamen Zurechnungsregeln offenbarende Differenz im Verständnis des jeweiligen Gegenstandes folgendermaßen zuspitzen: Das Automobil ist der gleichsam naturwüchsige Bestandteil menschlicher Aktivitäten in urbanen Räumen, denn es ist das im Normalfall erwartbare Medium der Bewegung im Raum. Weil das so ist, muss für seine adäquate Unterbringung an den Zielorten gesorgt sein. Für die Unterbringung wird entsprechend derjenige verantwortlich gehalten, der durch die Schaffung des Zielortes als Verursacher des Verkehrs angesehen wird. Demgegenüber wird die Anwesenheit von Kindern außerhalb kinderspezifischer Einrichtungen (wie Schulen und Kindergärten) und Wohnanlagen nicht als notwendige oder im Normalfall erwartbare Begleiterscheinung von Aktivitäten in urbanen Räumen betrachtet. Wenn die für Kinder verantwortlichen Personen Zielorte aufsuchen, können sie das im Normalfall ebenso gut ohne die Begleitung von Kindern tun. Da die Anwesenheit von Kindern in der Dispositionsfreiheit des für sie verantwortlichen Personals liegt, obliegt es ihnen auch, die Tatsache der Anwesenheit von Kindern zu handhaben.

4.1 Folgen der Entwertung städtischer Räume als Aktionsraum von Kindern durch die Vorherrschaft des Automobils

Die eingeschränkte Kindertauglichkeit städtischer Räume hat eine Reihe von potentiell durchaus problematischen Konsequenzen, die sich nicht zuletzt dadurch auszeichnen, dass sie in den Debatten um konkrete verkehrspolitische Entscheidungen nicht als mögliche Folgen derselben präsent sind. Ich möchte thesenartig einige dieser im öffentlichen Bewußtsein weitgehend ausgeblendeten Folgen explizieren:

These 1: Lösungsstrategien der Eltern verschärfen das Problem

Eltern reagieren auf die von der Automobilität ausgehenden Gefährdung von Kindern im öffentlichen Raum häufig mit der Verlegung ihres Wohnstandortes in Gebiete, die in dieser Hinsicht geringere Risiken aufweisen. Solche Gebiete finden sich typischerweise als weitgehend dem Wohnen vorbehaltene Siedlungen am Rande oder in den Vororten der Stadt.²⁵ Die unmittelbare Konsequenz dieser Entscheidung ist regelmäßig die Verlängerung der Wege für die täglichen Aktivitäten, nicht zuletzt auch die der Kinder, und damit häufig die verstärkte Nutzung des Pkws im Alltag. Diese Entwicklung wird typischerweise dadurch verschärft, dass die im Vergleich zu den Quartieren der Kernstadt weniger dicht besiedelten peripheren Gebiete aus betriebswirtschaftlichen Gründen weniger gut durch den ÖPNV erschlossen wer-

²⁵ Freilich wird der Umzug an die Peripherie der Städte auch von anderen Motiven gespeist (wie z.B. kulturellen Leitbildern von erstrebenswerten Wohnbedingungen oder günstigeren ökonomischen Konditionen für den Erwerb von Wohneigentum). Dennoch scheint die Risikosituation von Kindern eine nicht unerhebliche katalytische Rolle bei dieser Entscheidung zu spielen (vgl. etwa Heine/ Mautz 2000: 135ff., Flade 1994: 165-166).

den können und die aus zeitökonomischen Gründen geknüpften komplexen Wegeketten²⁶ im Rahmen des anvisierten Zeitbudgets oft kaum ohne Nutzung des Automobils zu bewältigen sind.

Weiterhin neigen Eltern dazu, dort, wo Kinder auf ihren Wegen Gefährdungen ausgesetzt sein könnten, sie durch die Übernahme von Fahrdiensten im Schutzraum des eigenen Automobils vor diesen abzuschirmen. Inwieweit dieser Schutzraum die erwartete Sicherheit auch wirklich bietet, ist dabei sekundär; entscheidend ist vielmehr die Erwartung der Eltern.²⁷

Im Ergebnis haben wir es mit einer Paradoxie zu tun: In der Summe resultieren die von den Eltern gewählten Problemlösungsstrategien in einer erhöhten Verkehrsbelastung, die letztlich das Problem verschärfen (jedenfalls für die jeweils anderen), das man zu lösen suchte. Mit der wachsenden Verkehrsbelastung verschärft sich der Druck auf die Verbliebenen, denselben (Aus-)Weg zu wählen. Es handelt sich um einen sich selbst verstärkenden Kreislauf.

These 2: Die räumliche Dominanz des Automobils stellt eine hinderliche Bedingung für die kindliche Entwicklung dar

Während das Paradoxon der folgeninduzierten Steigerung des automobilen Gefährdungspotentials zumindest in Gestalt des Problems der Suburbanisierung im verkehrspolitischen Diskurs eine gewisse Präsenz behaupten kann, bleiben andere weitreichende Dimensionen der Problematik völlig ausgeblendet. So finden sich in der einschlägigen Literatur zahlreiche Hinweise dafür, dass die Dominanz des Automobils im öffentlichen Raum Anpassungsreaktionen der betroffenen Akteure zeitigt, die spezifische Folgen für die kindliche Entwicklung erwarten lassen. Im Folgenden möchte ich einige dieser Gesichtspunkte diskutieren.

Mit der Dominanz des Automobils im öffentlichen Raum haben sich bestimmte Verhaltensstandards als allgemeingültige gesellschaftliche Norm durchgesetzt. Wenn man sich dort aufhält (ob als Fahrzeuglenker oder Fußgänger), ist ein subjektiver Zustand gefordert, der sich durch ein hohes Maß an körperlicher Funktionstüchtigkeit, Selbstdiszipliniertheit, konzentrierter Aufmerksamkeit und Umsichtigkeit auszeichnet. Umgekehrt bleibt wenig Raum für Zustände, die mit diesen Anforderungen in Konflikt geraten können, wie Träumerei, Verspieltheit, Spontaneität oder generell die Vernachlässigung verkehrorientierter Relevanzen bei der Fokussierung von Aufmerksamkeit. Konformität mit diesen Anforderungen ist gleichsam die normative Bedingung für die Gewährung vollständiger Bewegungsfreiheit in der automobilen Gesellschaft; eine Verknüpfung, die den Status einer unhinterfragten (allerdings durchaus fragwürdigen) Selbstverständlichkeit des Lebens in der modernen Gesellschaft genießt. Freund und Martin (1993: 98-100) sehen im Aufzwingen einer in dieser Weise ausgerichteten Subjektivität im öffentlichen Raum eine subtile Form vorherrschender sozialer Kontrolle; sie sprechen von einer spezifischen "Politik der Subjektivität" (99). Da Kinder schon entwicklungsbedingt diesen normativen Anforderungen nicht genügen können (sie neigen in

²⁶ Weil die Wege weiter und damit potentiell zeitaufwändiger sind, werden verschiedene Aktivitäten miteinander verbunden, um Zeit zu sparen (siehe etwa Heine/ Mautz 2000).

²⁷ Inwieweit das Automobil den erwarteten Schutzraum tatsächlich bietet ist schwer zu beurteilen. Fakt ist, dass beispielsweise im Jahr 2001 von 42 574 im Straßenverkehr verletzten und 231 im Strassenverkehr getöteten Kindern unter 15 Jahren 15 092 als Mitfahrer/innen in Pkw verletzt wurden und 93 als solche ihr Leben liessen (Statistisches Bundesamt 2002: 316). Ob im Falle eines geringeren Anteils von Pkw an den zurückgelegten Wegen in dieser Altersgruppe insgesamt mehr oder weniger Kinder im Strassenverkehr umgekommen wären, kann mangels Daten einer entsprechenden Kontrollgruppe nicht ohne weiteres abgeschätzt werden.

dieser Hinsicht gleichsam strukturell zur Devianz), sehen sich Kinder in ihrer Bewegungsfreiheit beschnitten – "zu ihrem eigenen Schutz", oder genauer: um sie vor den Folgen einer normativen Regulierung von öffentlichen Räumen zu schützen, die die Bedingungen für die Teilhabe von Kindern weitgehend unberücksichtigt lässt. Wir haben es genau besehen hier mit einer Struktur sozialer Ungleichheit zu tun. Denn die resultierende Ungleichbehandlung hat ihren Grund eben nicht einfach in Entwicklungsdefiziten von Kindern, sondern in einer gesellschaftlichen Praxis, die einem relevanten Segment der Bevölkerung die prinzipielle Möglichkeit der Teilhabe an der Nutzung des öffentlichen Raumes raubt und damit Exklusion produziert.

Angesichts der Verhaltensanforderungen in dem Verkehr zugänglichen Räumen einerseits und der kindlichen Unzulänglichkeiten andererseits neigt das verantwortliche Aufsichtspersonal zur Minimierung von Risiken durch das Fernhalten von Kindern aus Räumen, die durch automobilen Nutzungen tangiert sind. Kinder werden durch die Gestaltung von Anlagen, durch "Einhegungen", wie Zäune, Mauern und dergleichen, oder durch Ge- und Verbote aus dem Straßenraum ferngehalten, sind auf Innenräume oder spezielle "Reservate" (wie eigens eingerichtete Spielplätze, Gärten oder Innenhöfe) verwiesen beziehungsweise betreten dem Verkehr zugängliche Räume bevorzugt unter Aufsicht von entsprechend kompetenten Begleitpersonen. Mit Blick auf die eingangs gestellte Frage nach dem Preis, den wir als Gesellschaft für die Annehmlichkeiten unserer spezifischen sozialen Organisationsform von Mobilität zu zahlen bereit sind, stellt sich hier die interessante Frage nach erwartbaren beziehungsweise beobachtbaren Konsequenzen dieser Bestimmungen der kindlichen Lebenspraxis.

1. Die unmittelbare Konsequenz ist, dass Kinder, sofern sie in den ihnen von der Wohnstätte aus unmittelbar zugänglichen Räumen Verkehrsrisiken ausgesetzt sind und soweit eigenständig unmittelbar zugängliche, eingehegte Flächen (etwa an die Wohnstätte angrenzende Gärten und Innenhöfe) nicht verfügbar sind, weniger Zeit unbeaufsichtigt außerhalb der Innenräume verbringen (Blinkert 1993: 117-142, Flade 1994: 164-167). Sofern es den Eltern nicht gelingt, in entsprechendem Umfang kompensatorische Angebote zu organisieren, hat das zur unmittelbaren Folge, dass die Kinder sich weniger im Freien aufhalten und entsprechend weniger Spielraum für außerhäuslich typische körperliche Aktivitäten haben.²⁸
2. Unter solchen Bedingungen können in der Folge spezifische "Mangelerscheinungen" auftreten. So kann die begrenzte physische Beanspruchung bei innenraumkompatiblen Aktivitäten in Bewegungsmangel resultieren. Ebenso kann es infolge der Beschränkung von räumlich verfügbaren Gelegenheiten zum Mangel an Kontakt mit Gleichaltrigen kommen. Neben möglichen Folgen für körperliche Entwicklung und Gesundheitszustand²⁹ können sich Defizite in der Entwicklung (psycho-)motorischer, kognitiver und sozialer Fähigkeiten einstellen. Defizite dieser Art werden in diversen Studien der letzten Jahre konstatiert.³⁰ Hierin ist die weitere Paradoxie angelegt, dass Kinder so der Möglichkeitsräume beraubt werden, die förderlich wären, um gerade jene Fähigkeiten zu entwickeln, die sie benötigen, um zu kompetenten Verkehrsteilnehmern zu werden. Ein Umstand, der zur Verfestigung ihrer Gefährdungslage sowie der damit einhergehenden Ausgrenzung aus öffentlichen Räumen beiträgt.

²⁸ Hüttenmoser (1994: 178-181) wirft die Frage auf, ob Kompensation hier überhaupt ausreichend möglich ist.

²⁹ Siehe auch den Beitrag von Töpfer in diesem Band.

³⁰ Limbourg (1999) weist auf eine ganze Reihe solcher Untersuchungen hin.

3. Diese Bedingungen haben auch für das Erziehungspersonal nicht unerhebliche Konsequenzen. Sind etwa Eltern darum bemüht, unerwünschten Folgen dieser Art vorzubeugen, sehen sich mit zusätzlichen zeitlichen Beanspruchungen durch entsprechende Transport- und Aufsichtstätigkeiten konfrontiert, die anfallen, wenn Kinder auf ihren Wegen zu tauglichen Arealen begleitet werden müssen. Weitere Folgen, die aus erhöhter Beanspruchung der Eltern resultieren, wie etwa die Verschärfung der Problematik von Vereinbarkeit von Beruf und Familie, seien hier nur angedeutet (das erwähnen bspw. Flade 1994 und Hüttenmoser 1994).
4. Aus diesen Bedingungen resultiert weiterhin die in aller Regel wenig bedachte Konsequenz, dass kindliche Aktivitäten zu einem hohen Anteil in organisierten (Kindergarten, Schule, Hort, Sportverein etc.) oder in anderen von Erwachsenen beaufsichtigten Kontexten stattfinden. Welche Konsequenzen hat es für die kindliche Entwicklung, wenn Kinder nur sehr eingeschränkt eigene Erfahrungen in von Erwachsenen unkontrollierten Räumen machen können? Es scheint nicht abwegig, in der Beschränkung der Freiräume für unbeaufsichtigte Aktivitäten auch eine Einschränkung in den Möglichkeiten der Entwicklung von Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu vermuten (Sachs 1981).³¹ Gerade in der modernen Gesellschaft ist die Entwicklung von persönlicher Autonomie ein funktionales Erfordernis für erfolgreiches Operieren.

These 3: Erfahrungen der Dominanz des Automobils im öffentlichen Raum fördern die Autoorientierung im eigenen Verkehrsverhalten

Als letzte weitreichende und doch wenig bedachte Konsequenz sei der Umstand angeführt, dass die Erfahrungen, die Kinder im städtischen Raum machen, auch für ihr eigenes Verkehrsverhalten als Erwachsene Konsequenzen hat. So führen etwa die alltäglichen Erfahrungen mit der Dominanz des Autos im städtischen Raum bzw. die Erfahrungen der Beschränkung eigener Aktionsmöglichkeiten durch diese Dominanz eben nicht zur kritischen Reflexion dieses Zusammenhangs. Typischerweise führen solche Erfahrungen zur Ausbildung einer eigenen Autoorientierung als Chance zur Teilhabe an den Vorteilen dieser Bewegungsform (gegenüber den tatsächlichen oder vermeintlichen Nachteilen von Alternativen) und als Schutz vor den davon ausgehenden Nachteilen. So konnte in einer Studie in sechs deutschen Städten ein Zusammenhang zwischen dem Grad der Ausrichtung des städtischen Raumes am Auto und den Einstellungen von Schülern der Sekundarstufe I zur Mobilität festgestellt werden (Flade/ Limbourg 1998). In einer Stadt mit ausgeprägt gut entwickelter Fahrradinfrastruktur und einem hohen Anteil an Radverkehr war eine ausgeprägte Orientierung der SchülerInnen am Rad als Verkehrsmittel zu beobachten, während in stark autoorientierten Städten, wie Oberhausen und Bottrop im Ruhrgebiet, eine ausgeprägte Autoorientierung auch der SchülerInnen beobachtet werden konnte.³² Hier haben wir es mit einer reproduktiven Schleife zu tun, in der die Dominanz der Automobilität die Formierung der diese tragenden Präferenzen und damit die Fortsetzung dieser Dominanz fördert.

³¹ Ein anschauliches, wengleich anekdotisches Beispiel in diese Richtung findet sich in Freund/ Martin (1993: 123-124), wo aus einem Bericht über die Kindheit in New York City zitiert wird, zu Zeiten, in denen der innenstädtische Verkehr noch das Spielen auf der Strasse erlaubte.

³² Beobachtungen, die in dieselbe Richtung zielen, konnten Moczek/ Rambow (2004) bereits bei Kleinkindern machen.

5 Abschließende Überlegungen

In den vorangegangenen Abschnitten ging es darum, die These zu belegen, dass die Nutzungsbedingungen für Kraftfahrzeuge und die Lebensbedingungen von Kindern in einem mehr oder weniger latenten Konflikt zueinander stehen. Auf dem erreichten Niveau der Motorisierung läßt sich die Verbesserung der Bedingungen für die einen nur auf Kosten der Beeinträchtigung der Bedingungen für die anderen erzielen und umgekehrt. Sofern die hier angeführten Zusammenhänge tragfähig sind, muss man konstatieren, dass sich in den eingangs präsentierten Zeitreihen zur Entwicklung der Zahl der Autos, angesichts des erreichten Niveaus der Motorisierung und der faktischen Knappheit von urbanen Flächen, eine erhebliche Verschlechterung der Qualität öffentlicher Räume als Aktionsräume von Kindern spiegelt. Die kontinuierliche Steigerung der Automobilisierung und die damit einhergehende Hegemonie der Automobilität stellt eine gesellschaftliche Prioritätensetzung zu Lasten der Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern in urbanen Räumen dar.

Im Lichte der gesellschaftlichen Kosten von autozentrierter Mobilität auf hohem Niveau wird man sich mit der eingangs aufgeworfenen Frage auseinanderzusetzen haben, ob diese Entwicklung als gesellschaftlich *gewollte* Prioritätensetzung ungebrochen fortgesetzt werden soll. Bei einer solchen Auseinandersetzung wird man freilich zur Kenntnis nehmen müssen, dass Mobilität mit den Strukturprinzipien der modernen Gesellschaft inhärent verwoben ist und damit nicht beliebig zur (politischen) Disposition steht (Projektgruppe Mobilität 1999, Rammler 1999 und 2001) und das Automobil Eigenschaften aufweist, die den spezifischen Mobilitätsanforderungen und Mobilitätsbedürfnissen unter diesen Bedingungen entgegenkommen.³³ Gleichwohl wird man konstatieren müssen, dass die eindimensionale Steigerung von Automobilität als Strategie zur Sicherung von Mobilität sowohl mit Blick auf diesen unmittelbaren Zweck als auch in erweiterter Perspektive hinsichtlich des saldierten Gesamtbeitrags zur Lebensqualität durchaus widersprüchliche Ergebnisse zeitigt. Mit der zunehmenden Automobilisierung sind wir weder grundsätzlich stets mobiler noch können wir sie pauschal durchweg als Verbesserung unserer Lebensbedingungen verbuchen. Wie die Analyse der Situation von Kindern zeigt, kann sowohl in der einen wie in der anderen Hinsicht auch das Gegenteil der Fall sein.³⁴

³³ Entscheidend ist hier, dass das Automobil ein hohes Maß an individuell autonomer Beweglichkeit im Raum erlaubt. Im Prinzip kann fast jeder Punkt im Raum, zu jeder Zeit und weitgehend unabhängig von den Dispositionen anderer erreicht werden.

³⁴ Die Zentrierung des Verkehrssystems auf das Automobil erscheint genau besehen als eine eigentümlich "unmoderne" Lösung für moderne Mobilitätsanforderungen. Der Kern von Modernität liegt in der Erweiterung des durch Handeln erreichbaren Optionshorizontes durch "Vorverlegung der Grenzen, die der Entscheidungs- und Handlungsfreiheit sozialer Akteure (durch soziale oder physische Festlegungen – SE) gesetzt sind" (Offe 1986: 99). Eine (institutionell gesteuerte) eindimensionale Steigerung nur eines Optionensets, die über nicht-intendierte Nebenwirkungen und Interferenzen in hohem Maße den erreichbaren Optionsraum in anderen Dimensionen vernichtet, muss im Grunde unter dem Gesichtspunkt von Modernität als problematisch gelten. Die Modernität eines autozentrierten Verkehrssystems muss gemessen an diesem Maßstab insofern als fragwürdig gelten, als es Mobilität gleichsam institutionell sehr eng an einen spezifischen Verkehrsträger bindet und in dieser Hinsicht ungeachtet der Folgen die Freiheit der Akteure, über das jeweilige Medium ihrer Mobilität zu befinden, sehr stark restringiert. Im Kern haben wir es hier im Infrastruktursystem Verkehr mit einem, wenn auch etwas anders gelagerten Ausdruck dessen zu tun, was Offe (1986) mit Blick auf den Operationsmodus der ausdifferenzierten Subsysteme als Modernitätsrückstand der modernen Gesellschaft diagnostizierte. Demzufolge sehen wir uns vor das Problem gestellt, dass "nahezu sämtliche Sachverhalte des sozialen, wirtschaftlichen, politischen Lebens kontingent, wählbar und im Wandel begriffen sind, daß aber andererseits die institutionellen und strukturellen Prämissen, über die jene Kontingenz läuft, im gleichen Zuge aus dem Horizont politischer [...] Disposition herausrücken. Der perfektionierten Fähigkeit der Subsysteme, immer neue Handlungsoptionen zu erschließen, steht ihr Unvermögen gegenüber, die fatalen Zusammen-

Vor diesem Hintergrund stellt sich die naheliegende Frage, ob nicht weniger mehr wäre. Weniger Automobilität kann durchaus mehr Mobilität für manche (z.B. Kinder) bedeuten und potentiell mehr Lebensqualität für viele. "Weniger" meint dabei weder den pauschalen Verzicht auf die Vorzüge von Automobilität noch gar Mobilitätsverlust. Weniger meint vielmehr die Rücknahme der (kulturell weitgehend als Selbstverständlichkeit verankerten) Hegemonie von Automobilität. Dies erfordert ein verändertes Verhältnis zum Auto.

Fragt man sich nach in dieser Hinsicht prinzipiellen Spielräumen unter den Bedingungen einer modernen Gesellschaft, ist es zunächst hilfreich sich zu vergegenwärtigen, dass es bei Mobilität im Kern nicht um das Zurücklegen von Wegen, sondern um *gesellschaftliche Teilhabe* geht, um *Zugang* zu Orten, Ressourcen, Handlungsmöglichkeiten; Mobilität kann dabei als Möglichkeitsraum der räumlichen und sozialen Beweglichkeit begriffen werden – während Verkehr die faktische Bewegung im physischen Raum darstellt (Canzler/ Knie 1998: 10f., 28ff., 117ff.). Sich dies zu vergegenwärtigen ist deshalb nützlich, weil es den Blick für den Umstand öffnet, dass Bewegungen im Raum durch Motive gesteuert sein können, deren Bedienung nicht grundsätzlich unter allen Umständen das empirisch beobachtete Maß an Bewegung im Raum erfordert, es mithin gleichwertige, aber weniger verkehrsintensive oder gar nicht-verkehrliche Lösungen geben könnte. Im Kern beruht die Idee der "Stadt der kurzen Wege"³⁵ auf einem solchen Gedanken.

Ebensowenig wie Mobilität zwangsläufig mit Verkehr gleichzusetzen ist, ist Verkehr notwendig an das Automobil gebunden. Damit soll nicht der triviale Tatbestand bezeichnet sein, dass man stattdessen auch den Bus nehmen könnte. Vielmehr soll der Blick dafür geschärft werden, dass Spielräume für den Rückbau automobiler Hegemonie in der Schaffung von Bedingungen liegen, die die Ablösung der häufig vorzufindenden Fixierung auf das Auto als mehr oder weniger *exklusivem* Verkehrsmittel fördern zugunsten eines bewussteren, d.h. instrumentelleren und damit potentiell selektiven Umgangs mit ihm.³⁶ Die Idee ist hier die eines grundsätzlich flexiblen Umgangs mit *allen* Verkehrsmitteln unter Abwägung des Transportzwecks und sonstiger relevanter Gesichtspunkte. Im Idealfall wäre die Verkehrsmittelwahl eine ergebnisoffene Entscheidung, die fallspezifisch prinzipiell auch anders ausfallen könnte. Eine in dieser Hinsicht förderliche Bedingung wäre, neben der generellen Verbesserung der Nutzungsbedingungen für nicht-automobile Verkehrsträger, die systematische Verknüpfung unterschiedlicher Verkehrsträger, wo möglich und sinnvoll als integriertes Verkehrsdienstleistungsangebot.³⁷ In kultureller

hänge, die sie damit auf der Makro-Ebene laufend stiften, unter Kontrolle zu nehmen oder verantwortlich abzuändern. [...] Je mehr Optionen wir uns erschließen, desto weniger steht das institutionelle Gerüst, mit dessen Hilfe wir sie uns erschließen, selbst zur Option" (ebenda: 104). Man könnte hier analog argumentieren: Je mehr wir den Möglichkeitsraum unserer Beweglichkeit (Mobilitätsoptionen) als einen automobilen erschließen, desto weniger steht das autozentrierte Verkehrssystem als das institutionelle Gerüst unserer Mobilität selbst zur Option.

³⁵ Siehe z.B. Jessen 1996 für eine Diskussion der Thematik und umfangreiche Literaturhinweise. Freilich muss man sich der Grenzen eines solchen Ansatzes bewusst sein; dazu kritisch auch Canzler/ Knie 1998: 95-113.

³⁶ Nur am Rande sei hier erwähnt, dass 10% aller mit dem Kfz zurückgelegten Wege bis zu einem Kilometer reichen und bei jeder vierten Autofahrt eine Strecke von weniger als drei Kilometern zurückgelegt wird (vgl. BMVBW 2003a: 42 und BMVBW 2004: 91), was zumindest von der Weglänge her nicht unbedingt Entfernungen darstellen, die in jedem Falle die Benutzung des Kfz als alternativlos erscheinen lassen.

³⁷ Beispiele für eine solche intermodale Verknüpfung könnten sein: Man fährt mit dem Fahrrad zum Bahnhof, steigt dort samt Fahrrad in die Bahn. Dies ist bequem möglich, die Verbindung ist günstig und schnell. Am Zielbahnhof angekommen kann das Rad dort weiter zum Zielort benutzt werden. Oder: Man fährt mit Straßenbahn oder Taxi zum Bahnhof, am Zielbahnhof angekommen, steht ein Auto aus dem Pool des örtlichen Car-Sharing Angebots bereit. Mit ihm fährt man über Land zu den angestrebten Zielorten, die sonst nur schwer zu erreichen wären. Die gesamte Verkehrsmittelkette kann über einen Anbieter gebucht und bezahlt werden. In Ansätzen gibt es solche Verknüpfungen, z.B. die Kooperation von Car-Sharing Anbietern mit der Deutschen Bahn (DB) unter dem Dach DB Car-Sharing, das Angebot von Mietfahrrädern wä-

Hinsicht käme diesem Ansinnen sicherlich eine Entkoppelung der instrumentellen und symbolischen Funktion der Automobilnutzung entgegen, ohne dabei grundsätzlich eine zwingende Voraussetzung zu sein.³⁸ In einer solchen Einstellung ist das Auto immer nur eine von mehreren Möglichkeiten der Wegebewältigung, über die nach Zweckmäßigkeit Gesichtspunkten befunden wird. Im Einzelfall können sich bei nüchterner Abwägung des Kosten- und Zeitaufwands gar Spielräume für die Entkoppelung von Nutzung und Besitz von Fahrzeugen ergeben, wie sie dem Angebot von Car-Sharing Organisationen zugrunde liegt.

Schließlich werden weitere Spielräume für die Aufweichung automobiler Vorherrschaft sichtbar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass auch dort, wo wir uns für die Autonutzung entscheiden, sie nicht notwendig in der gewohnten Weise ablaufen muss, dass im Prinzip fast jeder Punkt im Raum jederzeit auch punktgenau zu erreichen ist. Autoarme oder -freie Wohngebiete mit Quartiersgaragen, analog autoarme Innenstädte mit entsprechend platzierten Stellplatzanlagen, die Bündelung des Autoverkehrs auf zentralen Achsen, begleitet durch komplementäre Verkehrsberuhigungsmaßnahmen in der Fläche; systematische Maßnahmen dieser Art würden es erlauben, urbane Flächen als attraktive Aufenthalts- und Aktionsräume wiederzugewinnen, ohne auf die Vorzüge der Automobilität im wesentlichen verzichten zu müssen.

Am Anfang dieses Beitrags stand die Frage nach gesellschaftlichen Prioritäten. Wir zahlen einen Preis für Automobilität auf sehr hohem Niveau nicht zuletzt mit Blick auf die Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern. Es stellt sich die Frage, ob im Zuge der ungebremsten Fortsetzung jener Entwicklung dieser Preis weiterhin im selben oder gar in steigendem Umfang entrichtet werden soll. Oder wären Veränderungen in unserem Verhältnis zum Automobil im vorgeschlagenen Sinne nicht ein vergleichsweise geringer Preis, den wir für die Verbesserungen der Lebensbedingungen nicht nur der Kinder aufwenden müssten? Diese Frage werden wir als Gesellschaft letztlich auf jeden Fall zu entscheiden haben, ob wir es explizit und begründet oder de facto auf dem Wege der Nichtbefassung tun.

Literatur

ÄÄU - Ärztinnen und Ärzte für Umweltschutz (2003): Ozon-Dokumentation 2003. Online im Internet: URL: http://wien.gruene.at/ozon/download/Ozondokumentation2003_rzte.pdf [Stand 07.10.04].

Blinkert, Baldo (1993): Aktionsräume von Kindern in der Stadt. Eine Untersuchung der Stadt Freiburg. Herbolzheim: Centaurus.

Buhr, Regina/ Canzler, Weert/ Knie, Andreas/ Rammler, Stephan (Hrsg.) (1999): Bewegende Moderne. Fahrzeugverkehr als soziale Praxis. Berlin: edition sigma.

rend der Sommermonate durch die DB in einigen Städten (z.B. Berlin oder Frankfurt/M.) oder die Möglichkeit der Nutzung des Nahverkehrs mit Fahrscheinen der DB zur An- und Abfahrt zum Bahnhof in einigen Städten bei Fernreisen.

³⁸ Mit instrumenteller Funktion ist jene Seite der Automobilnutzung bezeichnet, bei der es um ein Mittel zur Erreichung eines beabsichtigten Zweckes geht, zum Beispiel den Transport von A nach B. Mit der symbolischen Funktion ist die Seite der Automobilnutzung bezeichnet, bei der es um die Kommunikation sozialen Sinns geht, zum Beispiel den Ausdruck einer spezifischen Subjektivität oder von sozialem Status. Unter instrumentellen Gesichtspunkten ist das Auto sicherlich einfacher substituierbar als in symbolischer Hinsicht. Andererseits muss eine selektivere Nutzung des Autos nicht zwangsläufig seine symbolische Funktion kompromittieren. Als Statussymbol, um die Nachbarn zu beeindrucken, mag eine teure Limosine auch dann funktionieren, wenn sie öfter in der Garageneinfahrt stehen bleibt, während man mit dem Fahrrad einen Ausflug macht.

- BMVBW – Bundesminister für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.) (2000): Verkehr in Zahlen 2000. Hamburg: Deutscher Verkehrs-Verlag.
- BMVBW – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen (Hrsg.) (2003a): Tabellenband Mobilität in Deutschland – Basisstichprobe. Online im Internet: URL: http://www.kontiv2002.de/pdf/mid2002_tabellenband_basis.pdf [Stand 01.09.04].
- BMVBW – Bundesminister für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.) (2003b): Verkehr in Zahlen 2003/2004. Hamburg: Deutscher Verkehrs-Verlag.
- BMVBW – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen (Hrsg.) (2004): Mobilität in Deutschland 2002. Ergebnisbericht. Online im Internet: URL: http://www.kontiv2002.de/publikationen/pdf/ergebnisbericht_mid_ende_1444_punkte.pdf [Stand 29.7.04].
- Canzler, Weert/ Knie, Andreas (1998): Möglichkeitsräume. Grundrisse einer modernen Mobilitäts- und Verkehrspolitik. Wien u.a.: Böhlau.
- Dora, Carlos/ Phillips, Margaret (eds.) (2000): Transport, environment and health. WHO Regional Publications, European Series, No. 89. Copenhagen.
- European Commission (2004): Commission Decision of 19 March 2004 concerning guidance for implementation of Directive 2002/3/EC of the European Parliament and of Council relating to ozone in ambient air. Document number C(2004) 764. In: Official Journal of the European Union, March 2004: 50-59.
- Flade, Antje (1994): Effekte des Straßenverkehrs auf das Wohnen. In: Flade, Antje (Hrsg.): Mobilitätsverhalten. Bedingungen und Veränderungsmöglichkeiten aus umweltpsychologischer Sicht. Weinheim: Beltz: 155-169.
- Flade, Antje/ Limbourg, Maria (1998): Das Hineinwachsen in die motorisierte Gesellschaft – Eine vergleichende Untersuchung von sechs deutschen Städten. Zusammenfassung. Online im Internet: URL: http://www.uni-essen.de/traffic_education/texte.ml/FladeLimb.html [Stand 28.07.2004].
- FGSV – Forschungsgesellschaft für Strassen- und Verkehrswesen (2004): Empfehlungen für Anlagen des ruhenden Verkehrs. Köln.
- Freund, Peter/ Martin, George (1993): The Ecology of the Automobile. Montreal u.a.: Black Rose Books.
- Greenpeace (1992): Greenpeace Studie Luft. Ergebnisse der Luftschadstoffmessungen in "Kindernasenhöhe" (6/1992). Online im Internet: URL: http://archiv.greenpeace.de/GP_DOK_30/STU_LANG/C09ST03.HTM [Stand 01.09.04].
- Heine, Hartwig/ Mautz, Rüdiger (2000): Die Mütter und das Auto. PKW-Nutzung im Kontext geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. In: Lange, Hellmuth (Hrsg.): Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt. Über Grenzen der Moralisierbarkeit der Kluft zwischen Umweltbewußtsein und Umwelthandeln. Opladen: Leske + Budrich: 119-142.
- Hüttenmoser, Marco (1994): Auswirkungen des Straßenverkehrs auf die Entwicklung der Kinder und den Alltag junger Familien. In: Flade, Antje (Hrsg.): Mobilitätsverhalten. Bedingungen und Veränderungsmöglichkeiten aus umweltpsychologischer Sicht. Weinheim: Beltz: 171-181.
- Jessen, Johann (1996): Der Weg zur Stadt der kurzen Wege - versperrt oder nur lang? In: Archiv für Kommunalwissenschaften, 35. Jg., Heft 1: 1-19.

- Limbourg, Maria (1997): Überforderte Kinder. Welche Anforderungen stellt die Kinderpsychologie an die Verkehrssicherheitsarbeit? Bericht über die Tagung "Aspekte der Überforderung im Straßenverkehr – Forderungen an die Praxis". Schweizerisches Institut für Verwaltungskurse, St. Gallen. Online im Internet: URL: http://www.uni-essen.de/traffic_education/texte.ml/Schweiz.html [Stand 28.07.2004].
- Limbourg, Maria (1999): Der Einfluß des Straßenverkehrs auf die Lebens- und Entwicklungsbedingungen von Kindern. Essen. Online im Internet: URL: http://www.uni-essen.de/traffic_education/texte.ml/Lebens.html [Stand 04.10.2004].
- Limbourg, Maria/ Flade, Antje/ Schönharting, Jörg (Hrsg.) (2000): Mobilität im Kindes- und Jugendalter. Opladen: Leske + Budrich.
- Linnert, Uta (2003): Spielen sorgt für Sicherheit: Die neusten Trends aus der Mobilitätserziehung. In: *fairkehr* 4/2003: 16-21.
- Moczek, Nicola/ Rambow, Riklef (2004): Mobilitätserfahrungen von Drei- bis Sechsjährigen in Stadt und Zwischenstadt. In: Dalkmann, Holger/ Lanzendorf, Martin/ Scheiner, Joachim (Hrsg.): *Verkehrsgenese. Entstehung von Verkehr sowie Potenziale und Grenzen der Gestaltung einer nachhaltigen Mobilität*. Mannheim: MetaGIS: 149-164.
- Offe, Claus (1986): Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien. In: Berger, Johannes (Hrsg.): *Die Moderne - Kontinuität und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4*. Göttingen: 97-117.
- Perrow, Charles (1989): *Normale Katastrophen: Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt/ New York: Campus.
- Projektgruppe Mobilität (1999): Einleitung: Automobilität und Moderne. Vorschlag für einen Wechsel der Perspektive. In: Buhr u.a. 1999: 9-20.
- Rammler, Stephan (1999): Die Wahlverwandtschaft von Moderne und Mobilität – Vorüberlegungen zu einem soziologischen Erklärungsansatz der Verkehrsentstehung. In: Buhr u.a. 1999: 39-71.
- Rammler, Stephan (2001): *Mobilität in der Moderne. Geschichte und Theorie der Verkehrssoziologie*. Berlin: edition sigma.
- Reimus, Volker/ Semtner, Matthias/ Langer, Ruben (2004): *Die neue Brandenburgische Bauordnung*. Heidelberg u.a.: Rehm.
- Sachs, Wolfgang (1981): Kindheit und Geschwindigkeit. Über die Schwierigkeit, in einer automobilisierten Gesellschaft aufzuwachsen. In: Holzapfel, Helmut/ Jeschke, Carola/ Sachs, Wolfgang: *Automobilisierung und Ungleichheit. Schriftenreihe Energie und Gesellschaft, Heft 12*. Technische Universität Berlin. Berlin: 17-25.
- SRU – Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (1999): *Umwelt und Gesundheit - Risiken richtig einschätzen. Sondergutachten*. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- SRU – Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (2000): *Umweltgutachten 2000. Schritte ins nächste Jahrtausend*. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- SRU – Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (2004): *Umweltgutachten 2004. Umweltpolitische Handlungsfähigkeit sichern*. Baden-Baden: Nomos.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2000): *Datenreport 2000 – Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn.

- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2004): Datenreport 2004 – Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1957-2003): Statistisches Jahrbuch 1957-2003. Für die Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Metzler-Poeschel. (Benutzte Jahrgänge: 1957, 1962, 1967, 1972, 1977, 1982, 1987, 1992, 2002 und 2003).
- Teufel, Dieter/ Bauer, Petra/ Voigt, Sabine/ Wagner, Thomas (1999): Bodennahes Ozon – Vorschläge zu einer Novellierung des Sommer-Smog-Gesetzes. UPI-Bericht Nr. 48. Heidelberg.
- Teufel, Dieter/ Bauer, Petra/ Voigt, Sabine/ Wagner, Thomas (2000)⁴: Krebsrisiko durch Benzol und Dieselrußpartikel. UPI-Bericht Nr. 44. Heidelberg. (1. Auflage 1997).
- UBA – Umweltbundesamt (2003): Ozonsituation 2003 in der Bundesrepublik Deutschland. Kurzbericht. Berlin. Online im Internet: URL: <http://www.umweltbundesamt.org/fpdf-1/2500.pdf> [Stand 11.10.2004].
- UBA – Umweltbundesamt (2004): Hintergrundinformation: Sommersmog. Berlin. Online im Internet: URL: <http://www.umweltdaten.de/uba-info-presse/hintergrund/sommersmog-2004.pdf> [Stand 07.10.2004].
- WHO – World Health Organization, Regional Office for Europe Copenhagen (2000): Air Quality Guidelines for Europe, 2nd edition. WHO Regional Publications, European Series, No. 91. Copenhagen. Online im Internet: URL: <http://www.who.dk/document/e71922.pdf> [Stand 12.02.2004].
- Wigle, Donald T. (2003): Child Health and the Environment. Oxford: Oxford University Press.

Wie geht's Euch? Kinder erzählen.

Andrea Tönjes und Stephan Elkins

Zusammenfassung: "Wie geht's Euch? – Kinder erzählen." Unter diesem Motto stand die Abschlussveranstaltung der Vorlesungsreihe "Menschenskinder!" im Sommersemester 2003, die unter tatkräftiger Beteiligung von Kindern aus zwei Cottbuser Schulen stattfand: Der 5. Klasse des Fürst-Pückler-Gymnasiums mit ihrer Klassenlehrerin Frau Astrid André und einer altersgemischten Gruppe von Kindern aus der 5. Grundschule unter der Leitung der stellvertretenden Schulleiterin, Frau Martina Theunert. Während die FünftklässlerInnen den Hauptteil der Veranstaltung bestritten, indem sie ihre eigenen Ansichten zu verschiedenen – teils in vorangegangenen Vorlesungen behandelten – Themen präsentierten und dem Publikum zur Diskussion stellten, traten die Grundschul Kinder mit einer musikalischen Darbietung auf. Der folgende Beitrag zeichnet dieses für alle Beteiligten spannende Ereignis von seiner Vorbereitungsphase bis zur eigentlichen Veranstaltung nach. Einige audio-visuelle Impressionen vermittelt die beiliegende CD.

1 Die Idee

Eine Veranstaltungsreihe, zumal im akademischen Rahmen, in der es um die Lebenssituation und die Belange von Kindern in unserer Gesellschaft geht, wird in den meisten Fällen exklusiv von Erwachsenen bestritten werden: Erwachsene, die entweder aufgrund ihrer beruflichen Qualifikation mit Kindern oder mit dem Erziehungswesen "zu tun haben" und die daher als professionelle ExpertInnen zu Wort kommen. Wollte man "Betroffene" beteiligen, würde man typischerweise wohl allenfalls wiederum Erwachsene in Betracht ziehen, die qua ihrer Elternschaft in gewissem Sinne ebenfalls eine ExpertInnenrolle in Anspruch nehmen können. Es wird also tendenziell eher *über* als *mit* Kindern geredet. Zunächst läßt sich dieser Umstand nachvollziehbar mit spezifischen Eigenarten des Subjektes "Kind" begründen, die beim besten Willen nicht einfach außer Acht gelassen werden können: Beispielsweise, dass (insbesondere jüngere) Kinder alters- und entwicklungsbedingt noch nicht unbedingt in der Lage sind, ihre Lebensbedingungen, ihre Wünsche und Bedürfnisse aus einer distanzierten Position analytisch oder abstrakt zu reflektieren. Ihr Zugang zu dem, was sie umgibt, zu dem, was sie erfahren und wie sie es verarbeiten, ist noch bedeutend stärker am Unmittelbaren und Konkreten orientiert. Aus diesen unterschiedlichen Sichten auf die Welt ergeben sich quasi zwangsläufig "Schwierigkeiten", eine angemessene Auseinandersetzungs- bzw. *Veranstaltungsform* zu finden, die den Beteiligten aller Altersgruppen gerecht werden kann.

Allerdings offenbaren sich derartige Hürden erst dann, wenn man überhaupt versucht, Kinder (oder Jugendliche) als aktiv Gestaltende mit einzubeziehen. Ein weiterer – und möglicherweise viel entscheidender – Grund dafür, sich einer solchen Herausforderung gar nicht erst zu stellen, liegt unseres Erachtens weniger im "Wesen" von Kindern als vielmehr in der Sicht Erwachsener auf das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen als ein Verhältnis zwischen "Mündigen" und "Unmündigen" oder "Wissenden" und "(Noch-)Nichtwissenden". Hier lassen sich unschwer Analogien zum Verhältnis zwischen ExpertInnen und Laien finden: Erwachsene – als ExpertInnen – wissen, was für Kinder – als Laien oder "Nichtwissende" – am besten ist. Zwar kann man, wie gesagt, eine entwicklungsbedingte "Kurzsicht" bei Kindern nicht schlicht negieren, dennoch stellt sich die Frage, inwiefern sie nicht doch als "ExpertInnen" ihrer eigenen Lebenserfahrung ebenfalls Entscheidendes zur Gestaltung unserer gemeinsamen Welt beizutragen haben – wiederum in Analogie zu der in anderen gesellschaftlichen Bereichen erlangten Erkenntnis, dass "Betroffene" aus ihrer Laienperspektive durchaus Relevantes zu gesellschaftlichen Entscheidungs- und Planungsprozessen beisteuern können.

Dass Erwachsene sich mit einem solchen, gleichsam nicht-paternalistischen Verständnis der Auseinandersetzung mit Kindern eher schwer tun und darüber hinaus ihre, im Vergleich mit denen von Kindern größeren Handlungsspielräume bzw. ihre Deutungshoheit nutzen, um ihren eigenen Prioritätensetzungen Geltung zu verschaffen – auch wenn dabei mitunter vom Wohl des Kindes die Rede ist – wurde bereits in anderen Beiträgen dieses Bandes thematisiert (vgl. Büchner, Elkins, Sikorski, Sünker, Töpfer).

Vor dem Hintergrund dieser Interpretation unseres Umgangs mit Kindern liegt die Vermutung nahe, dass sie um so mehr gilt, wenn es sich – wie bei einer universitären Veranstaltung – um einen organisatorischen Rahmen handelt, in dem Kinder üblicherweise sowieso nicht auftauchen, weder als Angehörige der Institution noch als Zielgruppe. Veranstaltungen, die sich explizit *an Kinder als Publikum* richten, sind in der deutschen Hochschullandschaft noch ein Novum. Der umgekehrte Fall, *dass Kinder sich an ein gemischtes oder gar reines Erwachsenenpublikum wenden*, dürfte noch viel seltener gewagt werden.

Das Humanökologische Zentrum vertritt mit seinen Ringvorlesungen den Anspruch, den von Außenstehenden oftmals als eher "geschlossen" oder gar "elitär" empfundenen akademischen Raum zu einem Ort der Begegnung und des Austausches von und mit allen Interessierten zu machen: Nicht nur das genuin akademische Publikum – Studierende und WissenschaftlerInnen – sollen angesprochen werden, sondern auch Professionelle aus anderen Bereichen sowie ganz schlicht und einfach interessierte BürgerInnen, um auf diese Weise auch alltags- bzw. erfahrungsbasierte Perspektiven in die Diskussion gesellschaftlich relevanter Fragen an der Universität einzubinden. Der so angestoßene Austauschprozess zwischen der Institution Universität und ihrem lokalen Umfeld soll dazu beitragen, kommunikative Gräben zwischen akademischen ExpertInnen und Laienpublikum "von draußen" zu überbrücken. Dieser Ansatz manifestiert sich unter anderem in der Wahl der thematischen Felder für die regelmäßig stattfindenden Ringvorlesungen und in der breit gefächerten Kooperation des Humanökologischen Zentrums mit anderen lokalen wie regionalen Einrichtungen.

Angesichts der beschriebenen Ansprüche bot es sich aus unserer Sicht geradezu an, die Herausforderung, auch Kinder als selbstbewusste AkteurInnen zu Wort kommen zu lassen, dahingehend umzusetzen, im Rahmen der "Menschenskinder!"-Ringvorlesung statt der sonst üblichen Podiumsdiskussion eine von und mit Kindern gemeinsam gestaltete Veranstaltung auf das Programm zu setzen. Nicht zuletzt ist ein derartiges Konzept gewissermaßen die auf die Zukunft gerichtete, konsequente Erweiterung des Gedankens, Menschen außerhalb der Universität anzusprechen – in diesem Falle auch als potentielle StudentInnen von morgen.

2 Die Vorbereitung

Infolge bereits seit längerem bestehender Kontakte zu einzelnen Cottbuser Schulen lag es nahe, Lehrkräfte und Kinder aus diesen Schulen für eine gemeinsame Veranstaltung zu gewinnen. Dass die Wahl auf eine *Schulklasse* fiel, hat allerdings nicht allein mit guten Kontakten zu tun, sondern auch mit dem institutionellen Rahmen: Eine längerfristige kontinuierliche Vorbereitung der Veranstaltung war mit einer solchermaßen festen Gruppe am besten möglich – z.B. im Unterschied zu einer Freizeiteinrichtung, in der nicht immer die gleichen Kinder verbindlich anwesend sind. Zudem war es ausgesprochen hilfreich, dass sich die KlassenlehrerIn

der letztlich ausgewählten Klasse 5 des Fürst-Pückler-Gymnasiums¹ für das Vorhaben begeistern ließ und einen Teil ihrer Klassenleiter-Stunden für die Vorbereitung zur Verfügung stellte.

In welcher Weise und mit welcher Schwerpunktsetzung die Kinder ihren Beitrag gestalten wollten, war ihnen weitgehend selbst überlassen. Es sollte kein unter Umständen einengendes Korsett vorgegeben, sondern die Möglichkeit eröffnet werden, sich mit einem weit gefassten thematischen Vorschlag nach eigener Maßgabe und eigenen Fähigkeiten auseinanderzusetzen.

Die gegebenen Anhaltspunkte bestanden darin, einmal das Gesamtprogramm der Vorlesungsreihe zur Verfügung zu stellen, damit die Kinder und ihre Lehrerin sehen konnten, welche Themen ansonsten zur Sprache kommen sollten. Zweitens versuchten wir, den Rahmen und die übliche Atmosphäre der Veranstaltung so genau wie möglich zu beschreiben, da die Kinder über keine klare Vorstellung verfügten, wie es "an der Uni so läuft". Zu diesem Zweck wurde die Klasse auch in den Hörsaal eingeladen, um einen lebhaften Eindruck davon zu bekommen, wie es dort aussieht und wie die Perspektive ist, wenn man "vorne steht".

Thematisch war von unserer Seite lediglich der Vorschlag eingebracht worden, sich mit der eigenen Umgebung – also mit dem Leben als Kind in Cottbus – auseinanderzusetzen. Als mögliche Annäherung an dieses Thema hatten wir einen Vorschlag gemacht, der bereits mit einer Schulklasse anderenorts erprobt worden war: "Was würde ich machen, wenn ich BürgermeisterIn wäre?"² Ausgehend von dieser Frage kamen die Kinder dort – obwohl jünger – sehr schnell dahin, zu artikulieren, was ihnen in ihrer alltäglichen und vertrauten Umgebung, z.B. auf dem Schulweg, gefällt oder sie stört, was sie gerne ändern würden. Diesen Vorschlag brachte die Klassenlehrerin, Frau André, in ihre Klasse ein. Es zeigte sich aber, dass die Kinder auch ganz andere Ideen entwickelten, die zum Teil das Themenspektrum des Vorlesungsprogramms widerspiegeln (beispielsweise die Themen "Gesundheit" und "Medien").

Im ersten Schritt sammelte die Klasse alles, was an thematischen Ideen geäußert wurde. Die nächste Frage war natürlich: Wer interessiert sich wofür und kann sich vorstellen, dieses Thema zu bearbeiten? Zu den an der Tafel aufgelisteten und erst einmal nicht weiter konkretisierten Vorschlägen bildeten sich in der Folge 6 Gruppen, die aus je 4 – 6 Kindern bestanden:

¹ Die Vorstellung auf Seiten des HÖZ war, dass die eingeladenen Kinder in der Lage sein sollten, sich nicht nur mit ihrer lokalen Umgebung aktiv auseinanderzusetzen, sondern auch, *ihre Vorstellungen vor einem Publikum darzustellen*. Wie eingangs erwähnt, sind die dazu nötigen kognitiven und artikulatorischen Fähigkeiten alters- und entwicklungsabhängig. Vor- oder Grundschul Kinder haben noch ein sehr eng auf ihre unmittelbare Alltagsumgebung begrenztes Wahrnehmungsfeld bzw. wären auch nicht unbedingt in der Lage, sich auf ein größeres, zeitaufwändiges Projekt zu konzentrieren und die Ergebnisse in ungewohntem Rahmen zu präsentieren. Da aber explizit "kindliche" Sichtweisen – und nicht die Jugendlicher – im Zentrum unseres Interesses standen, engte dies die in Frage kommende Altersgruppe auf die höheren Grundschulklassen bzw. die Sekundarstufe 1 ein. In Brandenburg ist die 5. Klasse normalerweise noch Teil der Grundschulbildung, das Cottbuser Fürst-Pückler-Gymnasium nimmt allerdings an einem Modellversuch teil, in dem aufbauend auf "grundständigen" Gymnasialklassen (also ab der Klassenstufe 5) mittels so genannter "Schnellläuferklassen" das Abitur nach 12 Schuljahren erreicht werden soll. Die Kinder "unserer" Klasse waren also 10-11 Jahre alt, aber in ihrer kognitiven Entwicklung überdurchschnittlich fortgeschritten.

² Im Vorgriff auf die geplante Veranstaltung – um gleichsam auszuprobieren, was möglich ist – wurde im Februar 2003 in Kooperation mit der Klasse 2c der Katholischen Grundschule Höfchensweg in Aachen eine Art experimenteller Probelauf durchgeführt. Dort wurden die SchülerInnen von ihrer Klassenlehrerin aufgefordert, ihre "Traumstadt" in selbstgemalten Bildern zu visualisieren, ausgehend von der Vorstellung "*Meine Stadt – Wenn ich BürgermeisterIn wäre, dann ...*". Die während der Erstellung der Bilder geführten Gespräche der Kinder untereinander und mit ihrer Lehrerin wurden auf einem Tonträger mitgeschnitten, um auf diese Weise, in Ergänzung zu den Bildern, die Perspektive der Kinder auf ihre Umwelt zu dokumentieren. Unser besonderer Dank gilt der Lehrerin Theresia Ackva und ihren SchülerInnen für ihre Unterstützung.

- *Unsere Stadt Cottbus*
- *Mein Schulweg*
- *Kinder und Medien*
- *Kinder als (Medien-) Konsumenten*
- *Kinder und ihre Umgebung/ Gesundheit/ Tiere*
- *Unsere Traumstadt*

Die Phase der Gruppenbildung und inhaltlichen Konkretisierung des jeweiligen Themas war bis zum Beginn der Osterferien 2003 abgeschlossen. Im Anschluss machten sich die Kinder daran, ihre Ideen zu vertiefen und Materialien für die visuelle Umsetzung zu sammeln, z.B. Umfragen unter ihren MitschülerInnen durchzuführen, Lexika zu wälzen und Zeitschriften zu durchforsten oder mit dem Fotoapparat durch Cottbus zu streifen. Wir möchten hervorheben, dass diese Arbeiten, die von den Gruppen vollständig in Eigenregie organisiert wurden, weitgehend außerhalb der Schulzeit stattfanden, die Kinder also bereit waren, ihre Freizeit dafür zu nutzen.

Für die visuelle Umsetzung entschieden sich die Kinder entweder für die Gestaltung von Plakaten oder – im Falle der beiden Gruppen, die sich mit dem Thema "Stadt" befassten – für den Bau von Modellen. In der Folgezeit stellte Frau André die Klassenleiter-Stunden zur Verfügung, damit die Gruppen die verlässliche Möglichkeit hatten, an ihren Plakaten und Modellen zu arbeiten. Die Tatsache, dass im Rahmen der Schulstunden alle Gruppen anwesend waren, ließ sich außerdem sinnvoll dazu nutzen, die jeweiligen Konzepte und Arbeiten der restlichen Klasse vorzustellen, um so zu prüfen, ob die eigene Idee überhaupt nachvollziehbar "rüübergebracht" wird. Neben ihrer Rolle als Moderatorin in diesem Austauschprozess achtete Frau André in erster Linie darauf, dass die entstehenden Arbeiten, für ihren Zweck – die Präsentation auf der Veranstaltung – einigermaßen geeignet sind. Hier zeigte sich allerdings, dass die Kinder, die bisher hauptsächlich mit kleineren Formaten Erfahrungen gesammelt hatten, sich schwer taten, Umsetzungen zu finden, die sich leicht bzw. ohne weitere Aufbereitung im Hörsaal hätten zeigen lassen. Obwohl sie den Ort des geplanten Geschehens besichtigt und einen Eindruck von der Größe des Raumes gewonnen hatten, waren die Kinder offenbar nicht in der Lage, dies beim Erstellen ihrer Modelle und Plakate entsprechend zu berücksichtigen, sondern zeigten bei ihrer Arbeit immer wieder einen – für Kinder typischen – Hang zum liebevoll gestalteten kleinen Detail.

Die Klasse hatte sich einen verbindlichen Zeitrahmen bis zur Fertigstellung ihrer Arbeiten gesetzt. Danach fand eine erste "richtige" Präsentation der Ergebnisse statt – am vertrauten Ort, d.h. im eigenen Klassenzimmer, vor immerhin weitgehend vertrautem Publikum, denn lediglich die AutorInnen dieses Beitrags sowie Ralf Schuster, der Leiter des Medienzentrums der BTU, waren als Gäste anwesend.³ Bei dieser Gelegenheit wurden mit den Kindern weitere Vorbereitungen abgestimmt sowie der Ablauf der eigentlichen Veranstaltung besprochen. Die Konzeption einer multimedial gestalteten Präsentation hatte bereits recht feste Formen angenommen, wozu auch die Idee gehörte, eingangs einen kurzen Videofilm über die Projektarbeit in der Klasse zu zeigen. Daher wurde die Premiere in der Schule von Herrn Schuster gefilmt. Ein weiterer Gedanke dabei war, dass durch einen solchen Film eventuell auftretende Schwierigkeiten beim Auftritt "vor großem Publikum" kompensiert werden könnten – denn letztlich

³ Überhaupt waren wir die gesamte Vorbereitungsphase über kontinuierlich mit der Klasse in Kontakt, auch um den Kindern und ihrer Lehrerin als AnsprechpartnerInnen bzw. als die Verantwortlichen für die Durchführung der Veranstaltung bekannt und präsent zu sein.

konnte niemand wissen, ob nicht doch den Einen oder die Andere am Ende der Mut verlassen würde ...

Nachdem wir die Arbeiten gesehen hatten, insbesondere ihre oben erwähnten kleinen Formate bzw. ihre vielen kleinen und kleinsten Details, war klar, dass sich weder die Modelle noch die Plakate problemlos im Hörsaal vorzeigen lassen würden – die Textblöcke und Bilder waren einfach viel zu klein. So haben wir den Entschluss gefasst, die Arbeiten selbst außerhalb des Hörsaals zu einer begehbaren Ausstellung aufzubauen und für die Präsentation all die Ausschnitte abzufotografieren (und für die Projektion aufzubereiten), die die Kinder in ihren erläuternden Vorträgen ausdrücklich erwähnt hatten.

Zwar konnten auf diese Weise alle wichtigen Details optisch dem Publikum zugänglich gemacht werden, aber unsere Maßnahme erforderte in der Konsequenz noch weitere enge Koordination, um Redebeiträge und Bildfolge aufeinander abzustimmen. Obwohl den Kindern das Bildmaterial bekannt war, zeigte sich in der späteren Generalprobe, dass ihnen diese Festlegung von Reihenfolge und zu erläuternden Detailansichten gewisse Schwierigkeiten bereitete. Ganz abgesehen davon, dass wahrscheinlich die ungewohnte Atmosphäre des Hörsaals und das Gefühl, nun würde "es ernst", das ihre dazu beitrugen, die Generalprobe für alle Beteiligten zu einem eher ernüchternden Erlebnis zu machen. Hier gebührt sowohl den Kindern als auch Frau André Dank und Anerkennung, diese Erfahrung innerhalb der letzten 24 Stunden vor Beginn der Veranstaltung noch ebenso ernsthaft wie kreativ genutzt zu haben, an den einzelnen Auftritten zu feilen. Trotz aller vorbereitenden Besprechungen hatten sich zumindest einige der Kinder bis dahin offenbar nicht so genau vorstellen können, was auf sie zukommt. Nun, nach der Generalprobe, schien aber doch der Ehrgeiz zu erwachen, eine gute Vorstellung abzugeben.

3 Die Veranstaltung

Über die Veranstaltung selbst sollen an dieser Stelle nur einige wenige Worte verloren werden, einen viel besseren atmosphärischen Eindruck vermittelt die beiliegende CD, auf der sowohl Ausschnitte des Videomitschnitts zu sehen sind als auch die Arbeiten der einzelnen Gruppen.

Den Auftakt bildete der Auftritt von Kindern aus der 5. Cottbuser Grundschule, deren stellvertretende Schulleiterin, Frau Martina Theunert, im Laufe der Vorbereitungen mit dem Vorschlag an uns herantreten war, diesen musikalischen Programmpunkt aufzunehmen. Die Kinder – eine altersgemischte Gruppe aus Schülerinnen und Schülern der 1. bis 4. Klasse – trugen zwei Lieder vor, in denen es ebenfalls um die Auseinandersetzung von Kindern mit ihrer Alltagsumgebung ging. Dass die Kinder, um es mit Frau Theunerts Worten zu sagen, "diese beiden Lieder richtig lieben und sie gerne singen" wurde an ihrem engagierten Vortrag mehr als deutlich – auch wenn unsere 5. Klasse dem Auftritt dieser jüngeren Kinder eher kritisch gegenüber stand, denn in ihrem Alter besteht doch ein gewisses Bedürfnis, nicht mit "den Kleinen" in einen Topf geworfen zu werden. Einige haben dennoch mitgesungen, zumal denjenigen, die zuvor ebenfalls die 5. Grundschule besucht hatten, die Lieder bekannt waren.

Die Präsentation selbst verlief – in Anbetracht der Erfahrungen auf der Generalprobe – über alle Maßen positiv überraschend: Die Kinder waren gut vorbereitet und agierten souverän und ambitioniert. Das zu Beginn recht deutliche Lampenfieber schien sich nun äußerst anspornend auszuwirken. Jede Gruppe stellte ihr Projekt vor, erzählte, was sie im einzelnen gemacht hatte, welche Idee verfolgt worden und zu welchen Ergebnissen die Gruppe gekommen war.

Durch unsere visuelle Aufbereitung der Details aus den einzelnen Arbeiten konnte das Publikum der Vorstellung bis ins Kleinste folgen und einen Eindruck davon gewinnen, wie sich die Kinder mit ihrem jeweiligen Thema auseinandergesetzt hatten.

Leider charakterisierte sich die anschließende Diskussion überwiegend dadurch, dass das erwachsene Publikum sich mehrheitlich darauf beschränkte, freundliches Wohlwollen und lächelnde Nachsicht zu äußern – obwohl die Präsentation durchaus Aspekte zum Diskutieren oder kritischen Nachfragen geboten hätte (beispielsweise einige sehr restriktive, verbotsorientierte Vorstellungen zur Gestaltung des Miteinanders in einer "idealen" Stadt). Zumindest ein Teil der Kinder wäre hier sicherlich zu einer anderen Form der Auseinandersetzung bereit gewesen. Immerhin hatten zwei der Gruppen zu einer kontroversen Diskussion der jeweils anderen Arbeit angesetzt. Man kann nun vermuten, dass diese Reaktion seitens der erwachsenen ZuhörerInnenschaft auch Ausdruck der eingangs beschriebenen paternalistischen Grundhaltung Kindern gegenüber ist, die in ihrer Konsequenz eine wirklich ernsthafte Auseinandersetzung mit von Kindern vertretenen Positionen erschwert. Hinzu kommt sicherlich auch eine gewisse Tendenz zur Verklärung einer scheinbaren kindlichen "Unverdorbenheit". Ein mildes bis enthusiastisches "die Welt wäre besser, wenn sie von Kindern gestaltet würde", das geneigten Erwachsenen scheinbar bei solchen Gelegenheiten nur zu leicht über die Lippen kommt, stellt zwar eine angenehme Atmosphäre her, in der sich die anwesenden Kinder womöglich auch ausreichend respektiert und anerkannt fühlen, es dient aber letztlich nicht unbedingt dem kreativen Umgang mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Anforderungen an die gemeinsame Welt.

Allerdings wäre es nicht angemessen, die Erwartung zu hegen, im Rahmen von *einer* solchen Veranstaltung den gewohnten und gut eingeübten Umgang miteinander in jeder Beziehung und nachhaltig auf den Kopf zu stellen. So würden wir die Erfahrungen mit der Diskussionsrunde eher als Anregung begreifen und nicht als Abstrich an einer ansonsten gelungenen Veranstaltung.

4 Ein Fazit

Ein Nachgespräch mit der Klassenlehrerin zeigte uns die positive Bewertung der Teilnahme ihrer Klasse an der "Menschenskinder!" Ringvorlesung – durch Kinder und Lehrerin: Laut Frau André sei ein Projekt, dessen Bearbeitung in der Klasse quasi den "roten Faden" für mehr als ein Schulhalbjahr darstellte, für die Kinder sowohl in Dauer als auch Intensität eine ganz neue Erfahrung gewesen, nicht zuletzt in Kontrast zum auf wesentlich kürzere Zeithorizonte bauenden schulischen Lernen. Ein weiterer wichtiger Aspekt sei die Selbstorganisation innerhalb der Gruppen gewesen, mit nur wenigen, sehr offen gehaltenen Vorgaben selbst ein Thema zu entwickeln und die anfallenden Aufgaben in Eigenregie untereinander aufzuteilen – wozu auch gehörte, damit umzugehen, dass einige Gruppenmitglieder weniger engagiert sind als andere. Mit diesem Phänomen habe sich die Klasse auch im Zuge der internen Nachbereitung auseinandergesetzt.

Frau André wies uns auch mehrfach darauf hin, dass die Kinder bei der Bearbeitung ihrer Ideen zu Umsetzungs- und Darstellungsformen gegriffen hatten, die noch zu keinem Zeitpunkt Gegenstand des Unterrichts gewesen waren, z.B. selbst Umfragen durchzuführen und die Ergebnisse in Form von Diagrammen grafisch abzubilden. Natürlich verfügen Kinder nicht allein über in der Schule erworbenes Wissen, anderweitig gemachte Erfahrungen gehören ebenso zum aktiven Wissensbestand. Dennoch demonstrieren die Arbeiten der Klasse auf beeindruckende Weise, wie schnell und selbstbewusst Neues angeeignet und sinnvoll mitein-

ander verbunden werden kann, wenn Kinder den Raum haben, ihrem eigenen Erkenntnisinteresse folgend Projekte zu realisieren.

Hinzu kommt die Erfahrung des öffentlichen Auftritts an einem Ort außerhalb der Schule und vor einem fremden Publikum. Hier zeigt sich, dass es gerade für Schulen bzw. ihre Schülerinnen und Schüler sehr gewinnbringend sein kann, verstärkt mit außerschulischen Einrichtungen zu kooperieren und daraus entstehende Projekte sowohl in den schulischen Alltag zu integrieren als auch außerhalb der Schule in Erscheinung zu treten.

Von Seiten des Humanökologischen Zentrums bleibt zu bemerken, dass diese *von Kindern an der Universität* bestrittene Veranstaltung nicht nur ein interessantes Experiment außerhalb der universitären Alltagsroutine war, sondern auch aus Sicht der beteiligten WissenschaftlerInnen eine wertvolle Erfahrung. Im Ergebnis konnte die Veranstaltung als Erfolg verbucht werden und unsere Vermutung fand ihre Bestätigung: Dass man Kinder dieses Alters sehr wohl in eine produktive Auseinandersetzung mit Erwachsenen über den Zustand der Dinge einbinden kann und dass sie hier durchaus etwas Substantielles beitragen können. Der Leserin oder dem Leser sei abschließend nahegelegt, sich die auf der beigefügten CD dokumentierten Arbeiten der Kinder und das zusammenfassende Video der Veranstaltung anzusehen.

Programm der Vorlesungsreihe "Menschenkinder!" des Humanökologischen Zentrums im SS 2003

15.04.2003

Prof. Dr. Peter Büchner (Philipps-Universität Marburg)

Kinder zwischen Schutzbedürftigkeit und Selbstständigkeitsanspruch. Über den historischen Wandel des Kindseins und des Generationenverhältnisses.

Die Vorstellung von Kindheit als Schonraum und von der Kindlichkeit des Kindes prägt unsere Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Der Vortrag versucht, die historische Veränderbarkeit unserer Vorstellungen deutlich zu machen. Mit Blick auf die heutige Gesellschaft werden kulturelle und soziale Anschluss- und Ausschlussprobleme von Kindern untersucht. Es wird für eine "Kultur des Aufwachsens" im Rahmen eines wohlhabendsten Gefüges von persönlichen Beziehungen und unterstützenden Einrichtungen für Kinder plädiert, für die in der Erwachsenengesellschaft entsprechende Ressourcen mobilisiert werden müssen.

06.05.2003

Dipl. Päd. Andrea Tönjes (BTU Cottbus)

Sind wir eine kinderfeindliche Gesellschaft?

Der Frage, ob unsere Gesellschaft 'kinderfeindlich' sei, ließe sich in viele denkbare Richtungen nachspüren – allerdings ist festzustellen, dass sie häufig im Zusammenhang mit dem Beklagen sinkender Geburtenraten ins Spiel gebracht wird. Ist diese gedankliche Verbindung schlüssig? Gibt es immer weniger Kinder, weil wir als Gesellschaft schlecht zu unseren Kindern sind? Es soll verdeutlicht werden, dass wir es mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun haben, die es den Menschen erschweren, sich für die Elternrolle zu entscheiden. Dabei werden Elemente aufgezeigt, die zur Entwicklung einer 'elternfreundlichen' Gesellschaft beitragen könnten.

13.05.2003

Prof. Dr. Heinz Sünker (Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal)

Kinderrechte – Kinderpolitik für die Zukunft

Kinder haben Rechte. Dies als Menschen und als Mitglieder ihrer Gesellschaft. Insbesondere das in der UN-Konvention wie auch im deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz verankerte Recht der Kinder auf 'Entwicklung' gilt es offensiv zu interpretieren und auszubauen. Vor allem anderen handelt es sich hier um das Recht auf Bildung und auf gesellschaftliche Beteiligung. Bedeutsam ist dieses Thema aber nicht allein für Kinder, wichtig ist es für die gesamte Gesellschaft, denn die Demokratisierung unserer Gesellschaft(en) hängt entscheidend von den demokratischen Kompetenzen und Interessen der nachwachsenden Generationen ab.

27.05.2003

Freiräume für Kinder oder kinderfreie Räume? Welchen Raum gewähren wir Kindern?

Dipl. Päd. Andrea Tönjes, Dipl. Pol. Stephan Elkins (BTU Cottbus)

Hier ist kein Kinderspielplatz!

Es gibt nur wenige (Stadt-)Räume, die keiner eindeutigen Zweckbestimmung unterliegen. Sie sind zudem nur zu einem geringen Teil klar 'für Kinder' ausgewiesen. Kinder scheinen nur allzu leicht 'fehl am Platz' zu sein. Geht es dabei um die Sicherung von 'kindgerechten' Räumen oder um die Interessen Erwachsener? Muss sich beides umgedrehtlich auseinandersetzen?

Das Auto ist des Deutschen liebstes Kind ... und was ist mit den Kindern?

Um die Vorzüge der Automobilität zu genießen, schränken wir den Bewegungsspielraum unserer Kinder nicht unerheblich ein. Welchen Grad diese Beschränkung tatsächlich erreicht hat und welche Folgen damit verbunden sind, ist uns allerdings nicht immer bewusst. Im Bewusstsein dieser Kosten lohnt es, die Frage zu diskutieren, welchen Preis wir für diese Annehmlichkeit des modernen Lebens eigentlich zu zahlen bereit sind.

03.06.2003

Prof. Dr. Jürgen Tauchnitz (Fachhochschule Lausitz, Senftenberg)

Glückliche Kinder und gute Geschäfte - Kinder als Zielgruppe von Marketing

Produzenten und Handel haben wohl erkannt, dass Kinder ein erhebliches Nachfragepotential darstellen, das es abzuschöpfen lohnt. Kinder sind dabei ein Markt, in dem teilweise andere Gesetzmäßigkeiten gelten und entsprechend andere Marketingmaßnahmen erforderlich sind als im Erwachsenenmarkt. Wie Unternehmen mit Einfühlungsvermögen Kinder für sich gewinnen und wie diese modernen Marketingtechniken auch für andere Zielsetzungen eingesetzt werden können, ist der Inhalt des Vortrages.

10.06.2003

Prof. Dr. Reinhart Wolff (Alice-Salomon-Fachhochschule, Berlin)

Auf dem Weg zu einer kinderfreundlichen Gesellschaft. Kinder fördern durch Elternkompetenz.

Nachdem vor 100 Jahren das Jahrhundert des Kindes ausgerufen wurde, hat sich die Lage ganz grundsätzlich verändert. Heute haben Kinder, deren Zahl allerdings zurückgeht, unveräußerliche Rechte. Und nun sollen Erwachsene Kinder respektieren - wie die Kampagne des Familienministeriums forderte - und nicht (wie früher selbstverständlich) die Kinder Erwachsene. Das hat die Erwachsenen und nicht zuletzt viele Eltern ziemlich durcheinander gebracht. Anstatt nun die "Erziehungskatastrophe" auszurufen, gibt es produktive Alternativen. Darüber wird in der Vorlesung gesprochen.

17.06.2003

Dipl. Psych. Petra Töpfer, Dipl. Psych. Gitta Hebold, Dr. med. Dieter H. Sikorski (Carl-Thiem-Klinikum Cottbus)

Wir wollen doch nur Dein Bestes! Kinder und Gesundheit

Anhand von Essstörungen und Alltagsbelastungen im Kindes- und Jugendalter werden Folgen des Lebens in der modernen Gesellschaft für die gesundheitliche Verfassung und das psychische Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen nachgegangen. Vor diesem Hintergrund wird nach Möglichkeiten der Vorbeugung und nach den Bedingungen der Sicherstellung seelischen Wohlbefindens gefragt.

01.07.2003

Klasse 5 des Fürst-Pückler Gymnasiums, Cottbus

Wie geht's Euch? Kinder erzählen.

Wie ergeht es den Kindern in unserer Gesellschaft? Wenn sich Erwachsene diese Frage stellen, wird sie üblicherweise auch von Erwachsenen beantwortet. Als Erwachsene gehen wir mehr oder weniger unhinterfragt davon aus, aufgrund unserer Erfahrungen diese Frage ohne weiteres beantworten zu können. Aber was sagen Kinder selbst

Vorlesungsreihen des Humanökologischen Zentrums

- WS 2000/2001 *"Humanökologie – disziplinüberschreitende Herausforderung von Heute für Morgen"*
- SS 2001 *"Klima im Wandel – Gefahr für den Menschen?"*
- Beiträge veröffentlicht in:
Schluchter, Wolfgang/ Elkins, Stephan (Hrsg.) (2001): Klima im Wandel - Eine disziplinüberschreitende Herausforderung. BTUC-AR 10/2001. Cottbus: BTU Eigenverlag.
als herunterladbare Datei auch erhältlich unter:
http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak4/Umwhoek/Publikationen/ar_online.html
- WS 2001/2002 *"Wir sind was wir essen – Ernährung und Lebensstile"*
- einzelne Beiträge verfügbar als Audiodateien unter:
<http://www.tu-cottbus.de/BTU/ZE/Hoez/publikationen.htm>
- SS 2002 *"WASSER • MACHT • LEBEN"*
- Beiträge veröffentlicht in:
Schluchter, Wolfgang/ Elkins, Stephan (Hrsg.) (2003): WASSER • MACHT • LEBEN. BTUC-AR 4/2003. Cottbus: BTU Eigenverlag.
als herunterladbare Datei auch erhältlich unter:
http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak4/Umwhoek/Publikationen/ar_online.html
- WS 2002/2003 *"Immer weiter reisen, immer kürzer bleiben - Tourismus zwischen Lust und Verlust"*
- einzelne Beiträge verfügbar als Audiodateien unter:
<http://www.tu-cottbus.de/BTU/ZE/Hoez/publikationen.htm>
- SS 2003 *"Menschenskinder!"*
- Beiträge veröffentlicht in:
Schluchter, Wolfgang/ Tönjes, Andrea/ Elkins, Stephan (Hrsg.) (2004): Menschenskinder! BTUC-AR 2/2004. Cottbus: BTU Eigenverlag.
als herunterladbare Datei auch erhältlich unter:
http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak4/Umwhoek/Publikationen/ar_online.html
- WS 2003/2004 *"Bürgergesellschaft oder Maschendrahtzaun - wie klappt's mit dem Nachbarn?"*
- einzelne Beiträge verfügbar als Audiodateien unter:
<http://www.tu-cottbus.de/BTU/ZE/Hoez/publikationen.htm>
- SS 2004 *"Gesellschaft im Wandel: Was wollen wir?"*
- Beiträge erscheinen als Sammelband

Autorenverzeichnis

Peter Büchner, Prof. Dr., Institut für Erziehungswissenschaft, Philipps Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6 B, 35032 Marburg, Tel.: (06421) 282 22 86, Fax: (06421) 282 89 46, e-mail: Buechner@staff.uni-marburg.de

Stephan Elkins, Dipl. Pol., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Umweltfragen, Fakultät 4 – Umweltwissenschaften und Verfahrenstechnik, Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Postfach 10 13 44, 03013 Cottbus, Tel.: (0355) 69 29 69, Fax: (0355) 69 30 37, e-mail: elkins@tu-cottbus.de

Gitta Hebold, Dipl.-Psych., Klinik für Kinder- und Jugendmedizin, Carl-Thiem-Klinikum, Thiemstr. 111, 03048 Cottbus, Tel.: (0355) 46 24 02, e-mail: G.Hebold@ctk.de

Wolfgang Schluchter, Prof. Dr., Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Umweltfragen, Fakultät 4 – Umweltwissenschaften und Verfahrenstechnik, Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Postfach 10 13 44, 03013 Cottbus, Tel.: (0355) 69 30 36, Fax: (03 55) 69 30 37, e-mail: wolf.schluchter@tu-cottbus.de

Dieter H. Sikorski, Dr. med., Chefarzt der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik, Carl-Thiem-Klinikum, Thiemstr. 111, 03048 Cottbus, Tel.: (0355) 46 28 11, e-mail: D.Sikorski@ctk.de

Heinz Sünker, Prof. Dr., FB 3 Erziehungswissenschaft, Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, Tel.: (0202) 439 22 95 bzw. 439 23 60, e-mail: suenker@uni-wuppertal.de

Andrea Tönjes, Dipl.-Päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Umweltfragen, Fakultät 4 – Umweltwissenschaften und Verfahrenstechnik, Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Postfach 10 13 44, 03013 Cottbus, Tel.: (03 55) 69 29 77, Fax: (0355) 69 30 37, e-mail: toenjes@tu-cottbus.de

Petra Töpfer, Dipl.-Psych., Klinik für Kinder- und Jugendmedizin, Carl-Thiem-Klinikum, Thiemstr. 111, 03048 Cottbus, Tel.: (0355) 46 40 10, e-mail: P.Toepfer@ctk.de

Reinhart Wolff, Prof. Dr., Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialpädagogik und Sozialarbeit, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin, Tel.: (030) 992 45 513, Fax: (030) 214 78 965, e-mail: wolff@asfh-berlin.de

In der Aktuellen Reihe sind bisher erschienen:

- 1/93 **Edmund Brandt**, Verkehr und Umwelt, Vorüberlegungen zur Entwicklung eines Verkehrs-Umweltrechts
- 2/93 **Andreas Kossack / Klaus-Dieter Krannich**, Arbeiten unter AIX
- 3/93 **Matthias Platzeck**, Perspektiven eines wirtschaftlichen Wandels aus umweltpolitischer Sicht
- 1/94 **Dieter Todeskino / Gerhard Wiegleb / Dirk Wolters**, Korrelation zwischen Bruchfestigkeit und Vitalität bei Halmen von *Phragmites australis* und Ableitung von Zielvorstellungen zum Röhrichschutz
- 2/94 **Edmund Brandt**, Überlegungen zu den Möglichkeiten und Grenzen von Interdisziplinarität - unter besonderer Berücksichtigung der Situation in der Fakultät Umweltwissenschaften
- 3/94 **Ludwig Dietzsch / Klaus Hartmann**, Untersuchung komplexer Systeme unter Nutzung eines modellgestützten Beratungssystems mit Mehrfachzielsetzung
- 4/94 **Michael Ahlheim**, On the Measurement of Economic Welfare
- 5/94 **Tagungsband zum Fachsymposium**, UMWELT und QUALITÄT
- 6/94 **Tagungsband zum Workshop**, Ökologische Leitbilder
- 7/94 **Horst Laux**, Zur Modellierung der Konversion von Erdölvakuumrückständen
- 8/94 **Thomas Peuker / Klaus Hartmann**, Mehrkriterielle Entscheidung in der chemischen Industrie
- 9/94 **Tagungsband zum Kolloquium**, Verfahrenstechnik und Umwelt, Teil I und Teil II
- 10/94 **Andreas Kossack**, Grundlagen von UNIX und vernetzten Systemen
- 11/94 **Tagungsband zum Fachgespräch**, Wasserhaushalt Lausitz - Auf dem Weg zur Überwindung seiner Fremdsteuerung durch den Braunkohlebergbau
- 12/94 **Ludwig Dietzsch / Werner Hain**, Energiewirtschaftliches Modell für die neuen Bundesländer und Berlin - Untersuchung von Reduktionsstrategien für klimarelevante Schadgase
- 1/95 **Brigitte Nixdorf / Jacline Rücker / Rainer Deneke / Paul Zippel**, Limnologische Zustandsanalyse von Standgewässern im Scharmützelseegebiet, Teil I
- 2/95 **Ulrich Smeddinck**, Zur Entwicklung des Energierechts in Deutschland - Unter besonderer Berücksichtigung des Energiewirtschaftsgesetzes und der aktuellen Reformdiskussion
- 3/95 **Andreas Metzner**, Wissenschaft in der Risikogesellschaft - eine soziologische Ortsbestimmung
- 4/95 **Michael Ahlheim**, Nutzen-Kosten-Analyse und Kontingente Evaluierung bei der Bewertung von Umweltprojekten
- 5/95 **Lutz von Grünhagen**, Die Emergenz der umweltverträglichen Persönlichkeit - Ein Essay

- 6/95 **Birgit Jenning**, Visualisierung von Umweltdaten auf AIX-Systemen
- 7/95 **Tagungsband zum Workshop**, Naturschutzziele in der Bergbaufolgelandschaft
- 8/95 **Band zur Tagung**, Naturschutz in der Bergbaufolgelandschaft Südbrandenburgs
- 1/96 **Jörg Schmuhl / Holger Müller / Klaus Hartmann**, Optimierung verfahrenstechnischer Prozesse und Systeme - Charakteristika verfahrenstechnischer Optimierungsprobleme und Werkzeuge zur nichtlinearen Optimierung verfahrenstechnischer Prozesse und Systeme
- 2/96 **Brigitte Nixdorf / Andreas Kleeberg**, Gewässerreport Scharmützelseegebiet. Limnologische Zustandsanalyse von Gewässern aus dem Scharmützelseegebiet, Teil II
- 3/96 **Klaus-Peter Knieß / Jörg Schmuhl / Klaus Hartmann / Dietrich Balzer**, Energiemanagementsysteme - Stand und Ausblick aus Sicht regionaler Versorgungsunternehmen
- 4/96 **Bodo Ahrens**, Ein Strahlungsschema für (regionale) Vorhersagemodelle
- 5/96 **Edmund Brandt / Michael Kotulla / Claus Leitzke / Susana Röckseisen / Stefan Schoeneck / Claudia Undine Schulz**, Stoffstromrecht. Ausgangslage und Entwicklungslinien
- 6/96 **Alexander V. Yazenin / Michael Wagenknecht**, Possibilistic Optimization. A measure-based approach
- 7/96 **Wolfgang Schluchter / Andreas Metzner**, Cottbuser Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Umweltforschung
- 8/96 **Tagungsband zum Workshop**, Die Leitbildmethode als Planungsmethode
- 1/97 **Tagungsband zum DFG-Rundgespräch**, Retention von suspendiertem partikulärem organischem Material in kleinen Fließgewässern
- 2/97 **Tagungsband zum Fachgespräch Konversion 3**, Verwertungsstrategien und Renaturierung - Konsens oder Dissens bei der Liegenschaftskonversion im Land Brandenburg
- 3/97 **Ahlheim, M. / Gnauck, A. / Rentzsch, M. / Schluchter, W. / Schmidt, M. / Wiegleb, G. / Witt, W.**, Vertiefung Umweltmanagement - Konzept - Lernziele - Umsetzung -
- 4/97 **Tagungsband zum Arbeitskreistreffen "Theorie in der Ökologie"** der Gesellschaft für Ökologie, Beschreibung und Erklärung von Mustern und Prozessen auf Ökosystem- und Landschaftsebene
- 5/97 **Rainer Deneke & Brigitte Nixdorf**, Gewässerreport (Teil III): Limnologische Untersuchungen im Scharmützelseegebiet und von Tagebauseen in der Lausitz
- 1/98 **Petra Winzer**, Generic-Management-System - eine Alternative für die zukunftsorientierte Gestaltung von Unternehmen
- 2/98 **Albrecht Gnauck**, Geschiebe- und Schwebstofftransport in der Lausitzer Neiße
- 3/98 **Manfred Güsewell / Claudia Putzler / Stefan Siepmann / Christian Voss**, Thermodynamische Beiträge zur Rauchgasbehandlung
- 4/98 **Jörn Vorwald & Gerhard Wiegleb**, Beispielhafte Entwicklung von Leitbildern in der Bergbaufolgelandschaft

- 5/98 **Mechthild Schmitt & Brigitte Nixdorf**, Gewässerreport (Nr. 4): Forschungsergebnisse zur Limnologie von Gewässern im Scharmützelseegebiet und in Bergbaufolgelandschaften
- 6/98 **Ralf Wagner**, Konsistenzprüfungen von Nutzen-Kosten-Analysen mit der Kontingenten Evaluierungsmethode
- 7/98 **Gunther Heinrich / Bernhard Kromschröder / Anke Martini / Jörg Martini / Petra Winzer**, Entwicklung von innovativen Dienstleistungen zum komplexen Risikomanagement
- 1/99 **Maria Kapfer / Brigitte Nixdorf**, Gewässerreport (Nr. 5): Methoden der limnologischen Untersuchung und Bewertung von Stand- und Fließgewässern
- 2/99 **René Wilfried Scharn / Julia Thiele / Petra Winzer**, Integrierte Managementsysteme - Eine effiziente Variante zum prozeßorientierten Aufbau betrieblicher Umweltmanagementsysteme
- 3.1/99 **Jörg Martini / Karl-Heinz Eggert / Michael Lindner / Petra Winzer**, Effizientere Bauablauforganisation in Klein- und Mittelständischen Unternehmen (KMU) - Neue Formen der Arbeitsvorbereitung und Ablaufsteuerung sowie der Gruppenarbeit in KMU
- 3.2/99 **Jörg Martini / Karl-Heinz Eggert / Harald Renner / Regina Rudolph / Petra Winzer**, Effizientere Bauablauforganisation in Klein- und Mittelständischen Unternehmen (KMU) - Neue Formen der Arbeitsvorbereitung und Ablaufsteuerung sowie der Gruppenarbeit in KMU - Methodensammlung -
- 3.3/99 **Martin Rieger / Klaus Harzer / Manfred Kunstmann / Dietmar Weier / Petra Winzer**, Kooperative Netzwerke im Fertigteilbau - Vorbereitung und Durchführung von Handwerkerverbänden
- 4/99 **Joachim Reuder**, Untersuchungen zur Variabilität von Photolysefrequenzen
- 5/99 **Gerhard Wiegleb / Udo Bröring (Hrsg.)**, Implementation naturschutzfachlicher Bewertungsverfahren in Verwaltungshandeln
- 6/99 **Albrecht Gnauck (Hrsg.)**, Gewässermodellierung
- 1/00 **Michael Kaltofen**, Mehrdimensionale Simulation des Durchflussprozesses in Tagesmittelwerten unter Beachtung seiner Eigenschaften auf höheren Zeitschrittebenen und bei Niedrigwasser
- 2/00 **Andreas Reichmann**, Entwicklung und Anwendung eines REA-Systems zur Messung von VOC-Flüssen aus der bzw. in die Vegetation
- 3/00 **Lothar Knopp / Eike Albrecht / Tanja Häntsches**, Selected Conventions and Treaties on International Environmental Law
- 4.1/00 **Tagungsband zum Kolloquium**, Wasserbewirtschaftung - einzugsbereichsbezogen und integrativ - am 22. und 23. März 2000, Teil I
- 4.2/00 **Tagungsband zum Kolloquium**, Wasserbewirtschaftung - einzugsbereichsbezogen und integrativ - am 22. und 23. März 2000, Teil II
- 5/00 **Lothar Knopp / Eike Albrecht / Tanja Häntsches**, Umweltkriminalität vor dem Hintergrund des geltenden Umweltstrafrechts - Aktuelle Fragen und Entwicklungen -

- 6/00 **Contribution to the Conference** "Atmospheric Environmental Research in Change: Where Does Air Pollution Control Go?", held in Berlin, November 15 - 17, 1999
- 7/00 **Albrecht Gnauck (Hrsg.)**, Umweltforschung und Umweltinformatik
- 1/01 **Detlef Biemelt**, Bestimmung der Grundwasserneubildung auf Offenlandbereichen der Lausitzer Bergbaufolgelandschaft
- 2/01 **Sabine Wrede**, Das Flächenerwerbsprogramm in den neuen Bundesländern unter besonderer Berücksichtigung des EG-Beihilferechts
- 3/01 **Sascha Bier**, Aktuelle Entwicklungen beim Öko-Audit
- 4/01 **Nicole Rütz**, Versicherungsprodukte und Umwelthaftungsrecht - unter besonderer Berücksichtigung von Öko-Audit und ISO 14001
- 5/01 **Silke Jansen**, Die Auswirkungen des § 4 Bundes-Bodenschutzgesetz auf Grundstücks- und Unternehmenskäufe
- 6/01 **Hartwig Krumbeck / Ute Mischke (Hrsg.)**, Gewässerreport (Nr. 6): Entwicklungen der Gewässer im Scharmützelseegebiet und angewandte Probleme des Umweltschutzes
- 7/01 **Gerhard Wiegleb / Udo Bröring (Hrsg.)**, Tagungsband "Renaturierungsökologie" der Gesellschaft für Ökologie (GfÖ), Burg (Spreewald), 21. - 23. Februar 2001
- 8/01 **Lothar Knopp / Eike Albrecht / Tanja Häntsch**, Selected Conventions and Treaties on International Environmental Law (IEL), 2nd expanded and updated edition
- 9/01 **Manfred Güsewell (Hrsg.)**, Wärme- und Stofftransport in Quenchapparaten
- 10/01 **Wolfgang Schluchter / Stephan Elkins (Hrsg.)**, Klima im Wandel - Eine disziplinüberschreitende Herausforderung. Band zur Vortragsreihe des Humanökologischen Zentrums der BTU Cottbus, 2001
- 1/02 **Dirk Lühr**, Die Bodenwertabgabe als Instrument einer effizienten Flächenhaushaltspolitik
- 2/02 **Lothar Knopp / Konrad Nowacki / Sabine Wrede**, Kommunale Selbstverwaltung in Deutschland und Polen - zugleich ein Beitrag zur EU-Osterweiterung
- 3/02 **Rainer Deneke / Brigitte Nixdorf (Hrsg.)**, Gewässerreport (Nr. 7): Tagungsband zum Workshop "Biogene Alkalinitätsproduktion und Neutralisierung als ergänzende Strategie für die Restaurierung von extrem sauren Tagebauseen", 11. - 12. März 2002 an der BTU Cottbus
- 4/02 **Oliver Bens / Reinhard F. Hüttl (Hrsg.)**, Bodengeographische Studien stark veränderter Standorte - Monitoring, Modellierung und Bewertung
- 5/02 **Rainer Deneke / Brigitte Nixdorf (Hrsg.)**, Implementierung der EU-Wasserrahmenrichtlinie in Deutschland: Ausgewählte Bewertungsmethoden und Defizite
- 6/02 **Anke Heinze**, Entsorgungsrelevante Entwicklungen in der Abfallwirtschaft am Beispiel der Unternehmensgruppe Becker (Teil I)

- 7/02 **Detlev Sprung**, Aufbau und Anwendung eines mittels chemischer Ionisation unter Atmosphärendruck arbeitenden Quadrupol Massenspektrometers (AP-CIMS) für schnelle Spurengasmessungen
- 8/02 **Dieter Wallschläger / Jadranka Mrzljak / Gerhard Wiegler (Hrsg.)**, Offenland und Sukzession - Open Landscapes and Succession. Tagungsband zum Symposium 6 der 32. Jahrestagung der Gesellschaft für Ökologie in Cottbus vom 16. - 20. September 2002 - Proceedings of Symposium 6 of the 32nd Annual Conference of the Ecological Society of Germany, Austria and Switzerland, held at Cottbus, September 16 to 20, 2002
- 1/03 **Jinsheng Feng**, Wasserlösliche makromolekulare Substanzen im Wolkenwasser – Gruppierung, Charakterisierung und mögliche Quellen
- 2/03 **Ulrike Gutheil / Lothar Knopp (Hrsg.)**, Band zum Symposium „Universitäten - quo vadis?“, 25. Juni 2003 an der BTU Cottbus
- 3/03 **Anke Heinze**, Entsorgungsrelevante Entwicklungen in der Abfallwirtschaft am Beispiel der Unternehmensgruppe Becker (Teil II)
- 4/03 **Wolfgang Schluchter / Stephan Elkins (Hrsg.)**, Wasser · Macht · Leben, Band zur Vortragsreihe des Humanökologischen Zentrums der BTU Cottbus, 2003
- 1/04 **Wolfgang P. W. Spyra / Astrid Jakob**, The current water situation of the capital of the People's Republic of China – Beijing –
- 2/04 **Wolfgang Schluchter / Andrea Tönjes / Stephan Elkins (Hrsg.)**, Menschenkinder! Zur Lage von Kindern in unserer Gesellschaft. Band zur Vortragsreihe des Humanökologischen Zentrums der BTU Cottbus, 2004